



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

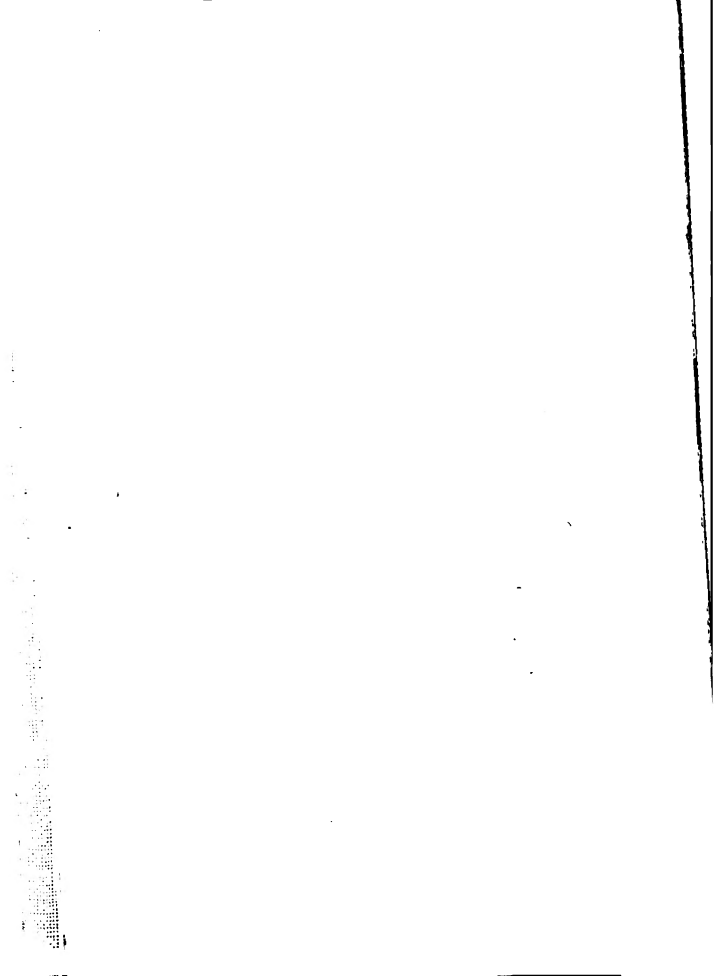
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Wige Jude.

Deutsche
Originalausgabe

unter Mitwirkung

von

Wilhelm Ludwig Besche.

Von

Eugen Sue.

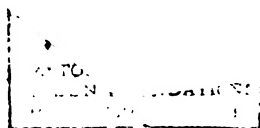
Vierter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1844.

512
R.V.



ASTORIA
TILLEN
R

1820

MONS
L



I.

Die Maskerade.

Am dritten nach dem Tage, an welchem Dagoberts Frau vom Polizeicommissair zum Untersuchungsrichter geführt worden war, ereignete sich auf dem Plage des Châtelet eine Scene voll Lärm, Fröhlichkeit und Leben, einem Hause gegenüber, dessen geräumige Säle, sowohl im Erdgeschoß wie in der ersten Etage, damals ein Speisewirth eingenommen, mit dem Aushängeschild: Zum saugenden Kalb.

Die Nacht des Fastnachtsonntags war zu Ende.

Eine große Anzahl wunderbar und armselig gekleideter Masken verließ die Bälle der in dem Quartiere des Stadthauses gelegenen Schenken und zog singend über den Platz des Châtelet; als sie aber vom Quai her einen zweiten Haufen verkleideter Leute herbeieilen sahen, blieben sie stehen und erwarteten sie unter Freudengeschrei, in der Hoffnung eines jener Kämpfe mit schlüpfrigen Worten und pöbelhaften Geberden, die Badé berühmt gemacht haben.

Diese mehr oder minder berauschte Menge, die sich bald durch eine ziemlich große Anzahl Anderer ver-

größerte, welche ihr Stand am frühesten Paris zu gehen nöthigte, diese Menge hatte an einer der Ecken des Platzes zusammen, daß ein junges, bleiches und verwachsen, welches in diesem Augenblicke über selbigen gassen Seiten umringt war.

Dieses junge Mädchen war die mit T. aufgestandene Mapeux, sie wollte mehrere Zeug bei der Person holen, für welche Man wird die Furcht der armen Nähter, die sich schauernd des schrecklichen Austrittes erinnerte, als sie sich ganz gegen ihren Willen dieser Menge eingeschlossen sah; aber ungefreilich schwachen Anstrengungen vermochte Schritt zu thun, denn der anlangende M. hatte sich, lautes Geschrei ausstoßend, auf gekommenen geworfen; ein Theil dieser und Andere strömten wieder vorwärts, und die welche sich unter diesen letzteren befand, n. sagen durch diese Welle von Volk unter die des Speisewirthes am nächsten stehenden G. tragen.

Die neuen Masken waren weit besser als die anderen; sie gehörten zu jener unruhigen Klasse, welche gewöhnlich die Chaumière, das Coliseum und andere Bälle besuchen, an mehr oder minder ausgelassen zugeht, und

gemeinen aus Studenten, Ladensjungfern, Handlungsdienern, Grisetten u. s. w. bestehen.

Indem dieser Haufe auf die Späße der anderen Masken antwortete, schien derselbe mit einer großen Ungebuld die Ankunft einer außerordentlich ersehnten Person zu erwarten.

Folgende, zwischen den Pierrots und Pierretten, Debardeurs*) und Debardeusen, Türken und Sultaninnen und anderen zusammenpassenden Paaren ausgewechselten Worte werden einen Begriff von der Wichtigkeit der so heißersehnten Personen geben.

— Ihr Mahl ist für sieben Uhr Morgens bestellt. Ihre Wagen müßten schon angelangt sein.

— Ja ... aber die Bacchanten-Königin wird den letzten Reigen im Prado haben führen wollen.

— Wenn ich das gewußt hätte ... so wäre ich dort geblieben, um meine angebetete Königin zu sehen.

*) Debardeurs heißen die Leute, welche mit dem Auslösen der Holzstöcke und dem Banden des Holzes beschäftigt sind, und die demnach, selbst bei dem kältesten Wetter, oft Tage lang bis über den halben Leib im Wasser stehen. Die Maske, welche diesen Namen bekommen hat, besteht in einer Sammetjacke mit kurzem Schoße und mit goldenen oder silbernen Treßsen und Knöpfen besetzt, weiten Bein Kleidern von demselben Stoffe und auf dieselbe Weise verziert und einer Leibbinde, endlich aus einer großen gepuderten Perücke mit zwei Flechten an den Schläfen, die hinten in den dicken Zopf verschlungen sind, und einem kleinen Claquehut, der wie das Kostüm verziert ist. Die weibliche Maske unterscheidet sich nur durch den Schnitt der Jacke am Busen.

— Wenn Sie sie noch ein Mal Ihre ange-
nennen, Gobinet, so trage ich Sie; ein-
ich Sie! . . .

— Höre doch auf, Cölestine! Du mach-
st Flecke auf dem natürlichen Atlas, mit der
Mutter bei meiner Geburt geschmückt hat.

— Warum nennen Sie diese Bacchan-
gebetete Königin . . . was bin ich Ihnen?

— Du bist meine Angebetete, aber nie-
nigin . . . denn wie es nur einen Mond in
der Natur giebt, so giebt es nur eine
den Nächten des Prado.

— Oh! das ist hübsch . . . Du Taugen

— Gobinet hat Recht, die Königin war
köstlich!

— Und bei Laune!

— Ich habe sie niemals lustiger gesehen

— Und welches Kostüm . . . zum Rasen

— Zum Umfallen! . . . Zum Verzweifeln

— Pulverisirend! . . . Fulminirend!

— Nur sie kann so etwas erfinden.

— Und welcher Tanz!

— Ach ja! bei aller Ausgelassenheit ist
förmig und schlangenartig. So weit der bl-
reich, giebt es keine gleiche Bayadere!

— Geben Sie mir gleich meinen Shawl
binet . . . Sie haben ihn mir schon genug
daß Sie sich einen Gürtel um Ihren Rücken!

gemacht . . . ich habe nicht nöthig, meine Sachen grober Leute wegen zu Grunde zu richten, die andere Frauenzimmer Bayaderen nennen.

— Nun, nun! Cölestine, besänftige Deinen Zorn . . . ich bin als Türke verkleidet, wenn ich von Bayaderen spreche, so bleibe ich ziemlich in meiner Rolle.

— Höre! Gobinet, Deine Cölestine ist wie die Anderen, sie ist eifersüchtig auf die Bacchanten-Königin.

— Eifersüchtig! ich? Ach! höre Einer mal an . . . Wenn ich eben so frech sein wollte, als sie . . . so würde man eben so viel von mir sprechen . . . Und was macht am Ende ihren Ruf? daß sie einen Spitznamen hat.

— Was das anbetrifft, so hast Du sie um nichts zu beneiden . . . da man Dich Cölestine (die Himmlische) nennt.

— Sie wissen wohl, Gobinet, daß Cölestine mein Name ist . . .

— Ja, aber er hat den Anschein eines Spitznamens, . . . wenn man Dich ansieht.

— Gobinet, ich werde das auch auf Ihre Rechnung setzen . . .

— Und Oscar wird Dir bei dem Addiren helfen . . . nicht wahr?

— Gewiß, und Sie werden das Facit sehen . . . Ich werde dem Einen den Paß geben . . . und den Andern zurückbehalten und der Andere werden Sie nicht sein.

— Wenn Sie sie noch ein Mal Ihre angebetete Königin nennen, Gobinet, so trage ich Sie; einstweilen kneipe ich Sie! . . .

— Höre doch auf, Cölestine! Du machst mir blaue Flecke auf dem natürlichen Atlas, mit dem mich meine Mutter bei meiner Geburt geschmückt hat.

— Warum nennen Sie diese Bacchantin Ihre angebetete Königin . . . was bin ich Ihnen denn?

— Du bist meine Angebetete, aber nicht meine Königin . . . denn wie es nur einen Mond in den Nächten der Natur giebt, so giebt es nur eine Bacchantin in den Nächten des Prado.

— Oh! das ist hübsch . . . Du Taugenichts, geh!

— Gobinet hat Recht, die Königin war heute Nacht köstlich!

— Und bei Laune!

— Ich habe sie niemals lustiger gesehen.

— Und welches Kostüm . . . zum Nasendwerben!

— Zum Umfallen! . . . Zum Verzweifeln!

— Pulverisirend! . . . Fulminirend!

— Nur sie kann so etwas erfinden.

— Und welcher Tanz!

— Ach ja! bei aller Ausgelassenheit ist er wellenförmig und schlangenartig. So weit der blaue Himmel reicht, giebt es keine gleiche Bayadere!

— Geben Sie mir gleich meinen Shawl zurück, Gobinet . . . Sie haben ihn mir schon genug verdorben, daß Sie sich einen Gürtel um Ihren dicken Leib daraus

gemacht . . . ich habe nicht nöthig, meine Sachen grober Leute wegen zu Grunde zu richten, die andere Frauenzimmer Bayaderen nennen.

— Nun, nun! Cölestine, besänftige Deinen Zorn . . . ich bin als Türke verkleidet, wenn ich von Bayaderen spreche, so bleibe ich ziemlich in meiner Rolle.

— Höre! Gobinet, Deine Cölestine ist wie die Andern, sie ist eifersüchtig auf die Bacchanten-Königin.

— Eifersüchtig! ich? Ach! höre Einer mal an . . . Wenn ich eben so frech sein wollte, als sie . . . so würde man eben so viel von mir sprechen . . . Und was macht am Ende ihren Ruf? daß sie einen Spitznamen hat.

— Was das anbetrifft, so hast Du sie um nichts zu beneiden . . . da man Dich Cölestine (die Himmlische) nennt.

— Sie wissen wohl, Gobinet, daß Cölestine mein Name ist . . .

— Ja, aber er hat den Anschein eines Spitznamens, . . . wenn man Dich ansieht.

— Gobinet, ich werde das auch auf Ihre Rechnung setzen . . .

— Und Oscar wird Dir bei dem Abdiren helfen . . . nicht wahr?

— Gewiß, und Sie werden das Facit sehen . . . Ich werde dem Einen den Paß geben . . . und den Andern zurückbehalten und der Andere werden Sie nicht sein.

— Sie dauern mich, Cölestine . . . ich wollte Ihnen sagen, daß Ihr Engels-Name im Widerspruch mit Ihrer reizenden kleinen Miene sei, welche noch bei weitem schelmischer ist, als die der Bacchanten-Königin.

— So klingt es jetzt, schmeicheln Sie mir, Bösewicht.

— Ich schwöre Dir bei dem verabscheuten Haupte meines Hausherrn, daß, wenn Du wolltest, Du Dir ein eben so großes Ansehen geben könntest, als die Bacchanten-Königin, was nicht wenig gesagt ist.

— Wahr ist es, wenn es darauf ankommt, sich ein Ansehen zu geben, so versteht es die Bacchantin . . . und das sehr.

— Ohne zu rechnen, daß sie die Municipal-Gardisten befehrt.

— Und die Stadtsergeanten magnetisirt.

— Ich glaube es wohl, sie mögen noch so böse werden wollen . . . sie bringt sie am Ende immer zum Lachen . . .

— Und sie nennen sie Alle: Meine Königin!

— Heute Nacht wieder . . . hat sie einen Municipal-Gardisten befehrt, ein wahres Rosenmädchen, oder vielmehr einen Rosenmann, dessen Züchtigkeit sich empört, gendarmirt, wollte ich sagen (gendarmirt! Vor den Glorreichen würde dies ein nettes Wort gewesen sein!) Ich sagte also, daß die Schamhaftigkeit des

Municipals sich genbarmirt hatte, während die Königin ihren famösen Pas de la Tulipe orageuse*) tanzte.

— Und welcher Contretanz!! Coucher-tout-Ru und die Bachanten-Königin, ihnen gegenüber, Rosa-Pompon und Nini-Moulin!

— Und wie alle vier immer rasendere Faren machten.

— Ist es denn wahr, was man von Nini-Moulin sagt?

— Was denn?

— Daß er ein Schriftsteller ist, der Broschüren über die Religion schreibt?

— Ja, das ist wahr; ich habe ihn oft bei meinem Prinzipal gesehen, wo er seine Einkäufe macht. Ein schlechter Zahler . . . aber ein Spaßvogel! . . .

— Und er spielt den Frommen?

— Ich glaube wohl, wenn es sein muß; dann ist es Herr Dumoulin armsüchtig; er rollt die Augen, geht mit auf die Seite geneigtem Halse, und mit nach Innen gebogenen Füßen . . . wenn er aber einmal seine Parade gemacht hat, besucht er die Cancan-Bälle, welche er vergöttert, und auf denen ihm die Frauenzimmer den Beinamen Nini-Moulin gegeben haben; fügt zu diesem Signalement noch hinzu, daß er wie

*) Diese Tour ist die allergeeinsten des unter dem Namen Cancan in Paris be'annten (und verbotenen) Tanzes des aufgelaufenen Volks.

ein Fiſch kauft, und Ihr kennt den Schelm. Das hält ihn nicht ab, für die religiöſen Journale zu ſchreiben; die Heuchler, welche er weit öfter hineiſetzt, als er ſich daran macht; ſchwören demnach auch nur bei ihm. Man muß ſeine Artikel oder ſeine Broſchüren ſehen (nur anſehen . . . nicht leſen), man ſpricht in ihnen auf jeder Seite von dem Teufel und von ſeinen Hörnern . . . von dem Braten in der Hölle, welches die Gottloſen und die Revolutionairs erwartet . . . von der Macht der Biſchöfe, von der Gewalt des Papſtes . . . Was weiß ich Alles? . . . Der Immerdurst von Mini-Moulin . . . geht! . . . Er giebt ihnen für ihr Geld . . .

— Die Wahrheit iſt, daß er immer durſtig und teuſelmäßig (Chicard*) iſt . . . Welchen en avant deux er mit der kleinen Roſa-Pompon in dem Contre-Tanze der Tulipe orange ſe loßließ!

— Und was für ein einfältiges Geſicht er in ſeinem römischen Helme und mit ſeinen Stulpenſtiefeln hatte! . . .

*) Chicard . . . ein reicher junger Pariſer, der zuerſt die groſtfeſten Koſtüm- und Tänze auf den öffentlichen Maſkenbällen aufbrachte, und darin einen gewiſſen Stolz fand. Wer Caſanova's Memoiren geſehen, wird ſich eines Kapitels dieſes frivolten Werkes erinnern, worin der Held der Geſchichte eine prachtvolle Bettler-Maſke ausgeſonnen, was ungefähr einen Begriff von den Chicardschen Erfindungen giebt, deſſen Namen übrigens für alles die Schranken der Eittſamkeit Ueberſchreitende ſprichwörtlich geworden iſt.

— Rosa-Pompon tanzt auch sehr hübsch; das heißt sich poetisch drehen.

— Und idealisch cäncantren!!

— Ja, aber die Bacchanten-Königin steht um sechstausend Fuß über dem gewöhnlichen Cancan . . . Ich komme deshalb immer wieder auf ihren Pas von dieser Nacht, die Tulipe orageuse, zurück.

— Das war, um sie anzubeten.

— Und sie zu verehren . . .

— Das heißt, wenn ich Familienvater wäre, so würde ich ihr die Erziehung meiner Söhne anvertrauen!!

— Wegen dieses Pas da ist der Municipal böß geworden.

— Wahr ist es, daß der Pas ein wenig steif war.

— Steif und höchst steif; der Municipal schritt demnach auch auf sie zu und sagte zu ihr:

— Beda! meine Königin, laßt sehen . . . ist dieser Pas da so recht?

— Rein doch, züchtiger Krieger, — antwortete die Königin, — ich versuche ihn nur einmal jeden Abend, um ihn in meinem Alter gut zu tanzen . . . das ist ein Gelübde, das ich gethan habe, damit Ihr Brigadier würdet . . .

— Welch ausgelassenes Mädchen!

— Ich für meinen Theil begreife nicht, daß das Verhältniß mit Couche-tout-Nu immer noch fortbauert.

— Weil er Handwerker gewesen ist?

— Welche Albernheit! Es würde uns Studenten

und Ladenbienern gut stehen, die Stölzen zu spielen ...
Nein, ich verwundere mich über die Treue der Königin ...

— Wahr ist es, daß das jetzt drei bis vier gute Monate so dauert.

— Zuweilen frage ich mich, wo der Teufel Couché-tout-Ru das Geld hernimmt, das er uns giebt ...
Es scheint, daß er die Kosten dieser Nacht bezahlt, drei Wagen mit vier Pferden, und das Frühstück für zwanzig Personen zu zehn Franken den Kopf.

— Man sagt, daß er geerbt hat ... Mini-Moulin, der die Feste und Gelage wittert, hat demnach auch heute Nacht Bekanntschaft mit ihm gemacht ... ohne zu rechnen, daß er unredliche Absichten auf die Bacchanten-Königin hat.

— Er! ach ja doch! er ist zu häßlich; die Frauenzimmer nehmen ihn zum Tänzer ... weil er die Zuschauer lachen macht; aber das ist Alles. Die kleine Rosa-Pompon, die so hübsch ist, hat ihn in Abwesenheit ihres Studenten als wenig compromittirenden Deckmantel genommen.

— Ah! ... die Wagen! da sind die Wagen! — rief die Menge wie mit einer Stimme aus.

Gezwungen bei den Masken zu bleiben, hatte die Mapeur kein Wort von dieser für sie schmerzlichen Unterhaltung verloren, denn es handelte sich um ihre Schwester, die sie seit langer Zeit nicht mehr sah, nicht etwa, weil die Bacchanten-Königin ein schlechtes Herz

gehabt hätte, sondern weil der Anblick der großen Armuth der Mameux, eine Armuth, die sie selbst lange getheilt, die sie aber nicht den Muth gehabt hatte zu ertragen, dem lustigen Mädchen Anfälle bitterer Traurigkeit verursachte; sie setzte sich dem nicht mehr aus, weil sie das Zartgefühl ihrer Schwester hinlänglich kannte, um überzeugt zu sein, daß sie keine Unterstützung von ihr annehmen würde, weil die Quelle derselben nicht ehrenhaft sein konnte.

— Die Wagen! ... die Wagen! — rief von Neuem die Menge, indem sie sich mit Begeisterung vordrängte, so daß sich die Mameux, ohne es zu wollen, in der ersten Reihe der Leute befand, welche begierig waren, die Maskerade vorüberkommen zu sehen.

Es war in der That ein sehenswerthes Schauspiel.

Ein als Postillon verkleideter Mann zu Pferde, in einer blauen, reich mit Silber gestickten Jacke, mit einem ungeheuren Bopse, aus welchem Wolken von Puder flogen, mit einem, mit langen Bändern geschmückten Hute, ritt dem ersten Wagen voraus, indem er seine Peitsche knallen ließ und aus vollem Halse rief:

— Platz, Platz, der Bacchanten-Königin und ihrem Hofe ...

In diesem offenen Landau, der von vier abgemagerten Pferden gezogen wurde, auf denen zwei als Teufel gekleidete Postillone ritten, erhob sich eine wahre Pyramide von Männern und Frauenzimmern, die sitzend,

stehend, angeklammert, alle in höchst wunderlichen, grotesken und excentrischen Kostümen waren: es war ein unglaubliches Gewimmel von grellen Farben, Blumen und Bändern, Glittergold und Glittern, und aus diesem Haufen von Gestalten und wunderlichen Anzügen traten groteske oder anmuthige, hässliche oder hübsche Köpfe hervor, die aber alle durch die fieberhafte Aufregung einer ausgelassenen Trunkenheit belebt, alle mit einem Ausdrücke fanatischer Bewunderung nach dem zweiten Wagen gerichtet waren, in welchem die Bacchanten-Königin als Herrscherin thronte und die sie mit dem von der Menge wiederholten Rufe: „Es lebe die Bacchanten-Königin!“ begrüßten.

Dieser zweite Wagen, ein offener Landau wie der erste, enthielt nur die vier Koryphäen des famösen Pas der Tulipe orageuse, nämlich Nini-Moulin, Rosa-Pompon, Couche-tout-Ru und die Bacchanten-Königin.

Dumoulin, dieser moralische und religiöse Schriftsteller, welcher Madame de la Sainte-Colombe dem Einflusse der Freunde des Herrn Robin, seines Patrons, streitig machen wollte, — Dumoulin, mit dem Beinamen Nini-Moulin, der auf dem Vorderfisse des Wagens stand, hätte einen prachtvollen Gegenstand zu einer Stupie Callots oder Gavarnis, dieses ausgezeichneten Künstlers, geboten, der mit der beißenden Laune und der wundervollen Phantasie jenes berühmten Caricatur-

Malers, die Anmuth, die Poesie und die Tiefe Hogarths verbindet. *)

Mini-Moulin, ungefähr dreißig Jahre alt, trug, sehr auf dem Hinterkopfe sitzend, einen römischen Helm von Silberpapier ein Federbusch, dessen Stiel von rothem Holze von einem dicken Büschel schwarzer Federn überragt wurde, war an die Seite dieser Kopsbedeckung gesteckt, deren vielleicht zu klassische Linien er auf eine angenehme Weise brach.

Unter diesem Helme leuchtete das kupferigste, lustigste Gesicht, welches jemals durch die flüchtigen Geister eines feurigen Weines mit Purpur gefärbt worden ist. Eine sehr hervorstehende Nase, deren ursprüngliche Gestalt sich aber bescheidenlich unter dem üppigen Wuchse violetter Finnen verbarg, machte auf eine sehr baroke Weise dieses gänzlich bartlose Gesicht auffallend, welchem ein breiter Mund mit dicken, ein wenig nach außen gebogenen Lippen einen Ausdruck überraschender Lustigkeit verlieh, welche in seinen großen, hervorstehenden grauen Augen strahlte.

*) Wir freuen uns, hier Herrn Gavarin unsern Dank aussprechen zu können, welcher in der Illustration unseres Werkes, mit welcher er sich jetzt beschäftigt, die erstaunswürdigen Mittel seines seltenen Talentes entwickelt; so auslegen, heißt schaffen, und wie fürchten aufrichtig, unsere Bilder neben den seinigen erbleichen zu sehen, seitdem wir die wundervollen Zeichnungen der Töchter des Generals, Simon, Dagoberts, Rodins, der Mayeux und Adriennes von Cardoville gesehen haben.

Wenn man diesen lustigen Mann mit einem Silen-Bauche sah, so fragte man sich, wie er nicht hundert Male diese Bitterkeit, diese Galle und dieses Gift, von dem seine Pamphlete gegen die Feinde des Ultramontanismus durchdrungen waren, im Weine ersäuft hätte, und wie sein katholischer Glaube sich bei seinen ausschweifenden Gelagen und Tanzbelustigungen hätte erhalten können.

Diese Frage würde unauflösbar erscheinen, wenn man nicht bedächte, daß die mit den schwärzesten, abscheulichsten Rollen beauftragten Schauspieler oft die besten Menschen von der Welt sind.

Die Kälte war ziemlich schneidend; Rini-Moulin war in einen offenstehenden Oberrock gekleidet, der seinen Fischschuppen-Panzer und sein fleischfarbenes Beinkleid sehen ließ, das sich plötzlich unterhalb der Wade in den gelben Stulpen seiner Stiefel verlor.

Vorwärts aus dem Wagen geneigt, stieß er grimmigcs Geschrei aus, welches er mit den Worten unterbrach: Es lebe die Bacchanten-Königin! worauf er durch rasches Schwingen eine ungeheure Schnarre knarren ließ, die er in der Hand hielt.

Der Rini-Moulin zur Seite stehende Couche-tout-Nu ließ eine Fahne von weißer Seide wallen, auf welcher folgende Worte standen: Liebe und Lust der Bacchanten-Königin.

Couche-tout-Nu war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Sein geschiedtes und fröhliches, in einen

kastanienbraunen Bart eingefasstes Gesicht war durch Nachtwachen und Ausschweifungen abgemagert. Seine Züge drückten eine seltsame Mischung von Sorglosigkeit, Kühnheit, Nachlässigkeit und Spott aus, aber noch hatte keine gemeine oder widerliche Leidenschaft ihre traurige Spur auf ihnen zurückgelassen. Er war das vollkommene Bild des Pariserers in dem Sinne, welchen man dieser Benennung, sei es nun in dem Heere, oder in der Provinz, oder am Bord eines Kriegs- oder Handelsschiffes, giebt. Sie ist kein Kompliment, und dennoch ist sie weit davon entfernt, eine Beleidigung zu sein; sie ist ein Beiname, der zu gleicher Zeit von dem Tadel und der Bewunderung herrührt, denn wenn in dieser Annahme der Pariser oft träge und widerspännig ist, so ist er geschickt bei der Arbeit, entschlossen in der Gefahr, und immer entseßlich spöttisch und spaßhaft.

Couche-tout-Nu trug ein Kostüm als Lastträger, wie man es im gemeinen Leben nennt: eine schwarze Sammetjacke mit silbernen Knöpfen, eine scharlachrothe Weste, ein Beinkleid mit breiten blauen Streifen, einen nachgemachten Cachemir-Shawl mit langen, wallenden Enden als Gürtel, und einen mit Blumen und Bändern bedeckten Hut. Diese Verkleidung stand seiner ungezwungenen Haltung vortrefflich.

Auf dem hintern Sitze des Wagens standen Rosa-Pompon und die Bacchanten-Königin.

Rosa-Pompon, ehemalige Fransenmacherin, siebenzehn Jahre alt, hatte die lieblichste und biz drolligste Miene,

welche man sehen konnte; sie war auf eine kokette Weise in ein Kostüm als Debardeur gekleidet; ihre weiß gepuderte Perrücke, auf welche sie eine orange und grüne, mit Silber gallonirte Militäirmütze prahlerisch auf ein Ohr gesetzt hatte, machte den Glanz ihrer schwarzen Augen und die Röthe ihrer fleischigen Wangen noch feuriger; sie trug um ihren Hals eine kleine, gleich ihrem wallenden Gürtel orangefarbige Halsbinde, und ihre anschließende Jacke, wie ihre enge Weste von hellgrünem, mit Silbertreffen besetzten Sammet, ließen in seinem ganzen Werthe ihren reizenden Wuchs hervortreten, dessen elastische Schmiegsamkeit auf eine wundervolle Weise zu den Schwenkungen des samösen Pas der Tulipe orageuse passen mußte. Endlich war ihr weites Beinkleid, von derselben Farbe und demselben Stoffe, als die Jacke, hinlänglich verrätherisch.

Die Bacchanten-Königin stützte sich mit einer Hand auf die Achsel Rosa-Pompons, welche sie mit ihrem ganzen Kopfe überragte.

Die Schwester der armen Mayeux leitete wahrhaft als Gebieterin diese ausgelassene Trunkenheit, welche ihre bloße Gegenwart einzulösen schien; solch einen großen Einfluß übte ihr hinreißendes Wesen, ihre lärmende Fröhlichkeit auf ihre Umgebung aus.

Sie war ein großes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, schlank und wohlgebaut, mit regelmäßigen Zügen, mit einer lustigen und ausgelassenen Miene; wie ihre Schwester hatte sie prachtvolle, kastanienbraune Haare

und große blaue Augen; aber anstatt sanft und schwächern zu sein, wie die der jungen Nähterin, leuchteten diese von einer unermüdblichen Vergnügungssucht. Die Energie dieser gesunden und feurigen Natur war so groß, daß ihre Gesichtsfarbe, trotz mehrerer in ununterbrochenen Festen zugebrachter Tage eben so rein, ihre Wangen eben so rosig, ihre Achseln eben so frisch war, als ob sie am selbigen Morgen erst irgend einen friedlichen Aufenthaltsort verlassen hätte.

Ihre Bekleidung, obgleich wunderbarlich und von einem außerordentlich feiltänzermäßigen Charakter, stand ihr wundervoll. Sie bestand aus einer Art engem Nieder von Goldtuch mit langer Taille, mit dicken Schleifen von hochrothen Bändern besetzt, welche über ihre bloßen Arme wallten, und aus einem kurzen Sammetrock, auch von hochrother Farbe, und mit Schnüren und Goldflittern verziert; dieser Rock fiel nur bis auf die Hälfte eines zugleich feinen und kräftigen Beines herab, welches mit weißseidenen Strümpfen und rothen Halbstiefelchen mit kupfernen Absätzen bekleidet war.

Niemals hat eine spanische Tänzerin einen kühner gerundeten, elastischeren und so zu sagen immer hüpfenden Wuchs gehabt, als dieses seltsame Mädchen, welches von dem Dämon des Tanzes und der Bewegung befaßten zu sein schien, denn fast mit jedem Augenblicke schien ein anmuthiges Schaukeln des Kopfes, begleitet von einem leichten Schwanken der Achseln und Hüften, der Musik eines unsichtbaren Orchesters zu

folgen, deren Takt sie mit ihrem, kühn auf den Rand vom Schlage des Wagens auf die herausforderndste Weise gestellten rechten Fuße angab; denn die Sacchanten-Königin stand auf eine stolze Weise auf den Rissen des Wagens.

Eine Art von vergoldetem, mit klangvollen Schellen geschmückten Diadem, das Sinnbild ihres lärmenden Königthumes, umschlang ihre Stirn; ihre in zwei dicke Flechten gefesselten Haare rundeten sich um ihre rothigen Wangen und waren an ihrem Hintertopfe aufgesteckt; ihre linke Hand ruhte auf der Schulter der kleinen Rosa-Pompon, und in ihrer rechten Hand hielt sie einen ungeheuren Strauß, mit welchem sie die Menge unter schallendem Gelächter begrüßte.

Es würde schwer sein, dieses so lärmende, so lebendige und ausgelassene Bild wiederzugeben, welches durch einen dritten Wagen, wie der erste mit einer Pyramide seltsamer und grotesker Masken angefüllt, vervollständigt wurde.

Unter dieser fröhlichen Menge betrachtete eine einzige Person diesen Auftritt mit einer unendlichen Trauer; das war die, trotz ihrer Anstrengungen, aus der Menge herauszukommen, immer in der ersten Reihe der Zuschauer gehaltene Mayeux.

Seit sehr langer Zeit von ihrer Schwester getrennt, sah sie dieselbe zum ersten Male in all dem Prunkte ihres seltsamen Triumphes, in der Mitte des Freudengeschreies und der Beifallsbezeugungen ihrer Vergnügungsgefähr-

ten, wieder. Dennoch verschleierte sich die Augen der jungen Nähterin mit Thränen; obgleich die Bacchanten-Königin die sie umgebende, betäubende Fröhlichkeit zu theilen schien, obgleich ihr Gesicht vor Freude strahlte, und sie all den Glanz eines vergänglichcn Luxus zu genießen schien, bedauerte sie dieselbe dennoch aufrichtig . . . sie . . . die arme, fast in Lumpen gekleidete Unglückliche, welche mit Tagesanbruch Arbeit für den Tag und für die Nacht zu suchen kam . . .

Die Mapeur hatte die sie umgebende Menge vergessen, um ihre Schwester zu betrachten, welche sie zärtlich liebte . . . um so zärtlicher, als sie dieselbe für zu bedauern hielt . . . Die Augen auf dieses fröhliche und schöne Mädchen geheftet, drückte ihr bleiches und sanftes Gesicht ein rührendes Mitleid, eine innige und schmerzliche Theilnahme aus.

Plötzlich schweifte der leuchtende und fröhliche Blick der Bacchanten-Königin über die Menge, und begegnete dem traurigen und feuchten Blicke der Mapeur . . .

— Meine Schwester!! — rief Cephysse aus. (Wir haben bereits bemerkt, daß das der Name der Bacchanten-Königin war.) — Meine Schwester . . .

Und leicht, wie eine Tänzerin, verließ die Bacchanten-Königin mit einem Sprunge ihren jetzt gerade glücklicher Weise unbeweglichen wandernden Thron, und befand sich vor der Mapeur, die sie mit Rührung umarmte.

Alles das hatte sich so rasch zugetragen, daß die

Begleiter der Bacchanten-Königin, noch ganz bestürzt über die Kühnheit ihres gefährlichen Sprunges, noch nicht wußten, wem sie ihn zuschreiben sollten, die Masken, welche die Maveux umgaben, wichen vor Ueberraschung zurück, und die Maveux, ganz dem Glücke, ihre Schwester zu umarmen, hingegeben, welcher sie ihre Liebkosungen erwiderte, dachte nicht an den seltsamen Contrast, welcher bald das Erstaunen und das Lachen der Menge erregen mußte.

Cephyse dachte zuerst daran, und, indem sie ihrer Schwester eine Demüthigung ersparen wollte, wandte sie sich nach dem Wagen um und sagte:

— Rosa-Pompon, wirf mir meinen Mantel zu . . . und Sie, Nini-Moulin, machen Sie den Schlag auf.

Die Bacchanten-Königin empfing den Mantel, und rasch die bestürzte Maveux in denselben hüllend, bevor diese eine Bewegung machen konnte, ergriff sie dieselbe bei der Hand und sagte zu ihr:

— Komm . . . komm . . .

— Ich! . . . — rief die Maveux mit Entsetzen aus, — es fällt Dir nicht ein! . . .

— Ich muß durchaus mit Dir sprechen . . . ich werde ein Rabinet verlangen, in welchem wir allein sind . . . alle . . . meine liebe Schwester . . . weigere Dich nicht . . . in Gegenwart aller dieser Menschen . . . komm . . .

Die Furcht, sich zur Schau zu stellen, bestimmte die Maveux, welche außerdem, ganz bestürzt über das Aben-

teuer, zitternd, entsezt, fast maschinenmäßig ihrer Schwester folgte, welche sie nach dem Wagen zog, dessen Schlag Mini-Moulin aufgemacht hatte.

Da der Mantel der Bacchanten-Königin die arm-seligen Kleider und die Gebrechlichkeit der Mayeur verbarg, so hatte die Menge nichts zu lachen, und verwunderte sich nur über dieses Beegnen, während die Wagen an die Thür des Speisewirthes auf dem Plage des Châtelet gelangten.

II.

Die Contraste.

Einige Minuten nach dem Zusammentreffen der Mapeur und der Bacchanten-Königin befanden sich die beiden Schwestern in einem Kabinette im Hause des Speisewirthe vereinigt.

— Laß mich Dich noch ein Mal umarmen, — sagte Cephysse zu der jungen Nähterin, — jetzt wenigstens sind wir allein . . . Du fürchtest Dich nun doch nicht mehr? . . .

Bei der Bewegung, welche die Bacchanten-Königin machte, um ihre Schwester in ihre Arme zu schließen, fiel der die Mapeur umhüllende Mantel zu Boden.

Bei dem Anblicke der armseligen Kleider ihrer Schwester, welche sie kaum Zeit gehabt hatte auf dem Plage des Châtelet inmitten der Menge zu bemerken, faltete Cephysse die Hände, und vermochte einen Ausruf schmerzlichen Erstaunens nicht zu unterdrücken. Dann sich ihrer Schwester nähernd, um sie genauer zu betrachten, schloß sie die abgemagerten und erstarrten Hände der Mapeur in ihre fleischigen Hände, und prüfte einige Minuten lang mit einem zunehmenden Kummer dieses

Leibende, bleiche, durch Entbehrungen und Nachtwachen abgemagerte, kaum mit einem schlechten Kleide von abgenutzter, geflickter Leinwand bekleidete unglückliche Geschöpf . . .

— Ach! meine Schwester! Dich so wiederzusehen! . . .

Und kein Wort mehr aussprechen könnenb, brach die Bacchanten-Königin in Thränen aus, und warf sich der Mameur an den Hals.

Und unter Schluchzen fügte sie hinzu:

— Verzeihung! . . . Verzeihung! . . .

— Was hast Du, meine gute Cephysse? — sagte die junge Nähterin tiefgerührt, indem sie sich sanft aus den Umarmungen ihrer Schwester losmachte.

— Du bittest mich um Verzeihung . . . und über was?

— Ueber was? — erwiderte Cephysse, indem sie ihr in Thränen gebadetes und vor Beschämung purpurrothes Gesicht wieder erhob, — ist es nicht schimpflich von mir, in diesen Flitterstaat gekleidet zu sein, und so viel Geld in Thorheiten zu vergeuden . . . während Du so gekleidet bist . . . während Du vielleicht vor Elend und Noth umkommst, denn ich habe Dein armes Gesicht niemals so bleich, so erschöpft gesehen . . .

— Beruhige Dich, gute Schwester . . . ich befinde mich nicht unwohl . . . ich habe heute Nacht ein wenig gewacht . . . deshalb bin ich bleich . . . aber . . . ich bitte Dich, weine nicht . . . Du machst mich traurig . . .

Die Bacchanten-Königin war vor Vergnügen strah-

Iend inmitten einer berauschten Menge angelangt, und die Mayeux war es, welche sie tröstete . . .

Ein Vorfall kam noch hinzu, um den Contrast noch auffallender zu machen.

Man hörte plötzlich Jubelgeschrei in dem benachbarten Saale, und folgende, mit Begeisterung ausgesprochenen Worte erschallten:

— Es lebe die Bacchanten-Königin! . . . Es lebe die Bacchanten-Königin! . . .

Die Mayeux erbehte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihre Schwester sah, welche, das Gesicht in ihre Hände verbergend, vor Scham vernichtet schien.

— Cephysse, — sagte sie zu ihr, — ich bitte Dich . . . Betrübe Dich nicht so . . . Du würdest mich die Banne dieses Zusammentreffens bedauern lassen, und ich bin so glücklich darüber! . . . es ist so lange her, daß ich Dich nicht gesehen habe . . . aber was hast Du? sage es mir . . .

— Du verachtest mich vielleicht . . . und Du hast Recht, — sagte die Bacchanten-Königin, indem sie ihre Augen abtrocknete.

— Dich verachten! . . . ich, mein Gott . . . und warum?

— Weil ich ein Leben führe, wie ich es führe . . . anstatt wie Du den Muth zu haben, das Elend zu ertragen . . .

Cephysens Schmerz war so herzzerreißend, daß, im-

mer nachsichtig und gut, die Mapeux vor Allem ihre Schwester trösteten, sie in ihren eigenen Augen wieder ein wenig aufzurichten wollte, und sie sagte auf eine zärtliche Weise zu ihr:

— Dadurch, daß Du das Elend ein Jahr lang, wie Du es gethan, ertragen hast, meine gute Cephyse, hast Du mehr Verdienst und Muth an den Tag gelegt, als ich haben würde, es mein ganzes Leben lang zu ertragen.

— Ach! liebe Schwester . . . sag' das nicht.

— Laß sehen, offenherzig, — begann die Mapeux wieder . . . — welcher Versuchung ist ein Geschöpf, wie ich, ausgesetzt? Ist es nicht natürlich, daß ich die Absonderung und die Einsamkeit eben so sehr suche, als Du das geräuschvolle Leben und das Vergnügen suchst? Kränklich und leidend, wie ich bin, welche Bedürfnisse habe ich da? Sehr wenig genügt mir . . .

— Und dieses Wenige . . . hast Du nicht immer? . . .

— Nein . . . aber es giebt Entbehrungen, die ich, Schwache und Kränkliche, besser ertragen kann, als Du . . . so verursacht mir der Hunger eine Art von Erstarrung . . . die sich mit einer großen Schwäche endigt . . . Dich . . . Kräftige und Heurige . . . erbittert der Hunger . . . bringt Dich außer Dich! . . . Ach! Du erinnerst Dich dessen? . . . wie manches Mal habe ich Dich als Beute dieser schmerzlichen Krisen gesehen . . . wenn wir in unserer traurigen Dachstube . . . in Folge von Mangel an Arbeit . . . nicht einmal unsere vier Kranken wöchentlich verdienen konnten, und wir nichts . . . durchaus

nichts zu essen hatten . . . denn unser Stolz hielt uns ab, uns an die Nachbarn zu wenden . . .

— Diesen Stolz da hast Du zum Mindesten bewahrt.

— Und Du auch . . . hast Du nicht so lange gekämpft, als es einem menschlichen Geschöpfe nur vergönnt ist zu kämpfen? . . . Aber die Kräfte haben ein Ziel . . . ich kenne Dich gut, Cephysse . . . besonders der Hunger war es, dem Du nachgegeben hast . . . dem Hunger und dieser schmerzlichen Verpflichtung einer ununterbrochen anhaltenden Arbeit, die Dir nicht einmal so viel gewährte, um die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu bestreiten . . .

— Aber Du . . . Du ertrugst diese Entbehrungen, Du erträgst sie noch.

— Kannst Du mich etwa mit Dir vergleichen?

— Sieh, — sagte die Mayeux, indem sie ihre Schwester bei der Hand ergriff und sie vor einen, über einem Kanapee angebrachten Spiegel führte, — betrachte Dich . . . glaubst Du, daß Gott, indem er Dich so schön schuf, indem er Dich mit einem raschen und feurigen Blute, mit einem fröhlichen, unruhigen, sich ergießenden, vergnügungsfüchtigen Charakter begabte, gewollt hat, daß Du Deine Jugend in einer frostigen Dachkammer, ohne jemals die Sonne zu sehen, auf Deinen Stuhl gefesselt und ohne Unterlaß und ohne Hoffnung arbeitend, zubrücktest? Nein, denn Gott hat uns andere Bedürfnisse, als die, zu essen und zu trinken, gegeben. Hat nicht, selbst in unserer niedrigen Stellung, die

Schönheit das Bedürfniß nach ein wenig Schmutz? Bedarf die Jugend nicht der Veränderung, des Vergnügens und der Fröhlichkeit? Hat jedes Alter nicht das Bedürfniß der Zerstreuung und der Ruhe. Wenn Du einen genügenden Lohn verdient hättest, um nach Deinem Hunger zu essen, um nach einer täglichen Arbeit von zwölf bis fünfzehn Stunden wöchentlich ein bis zwei Tage der Belustigung zu haben, um Dir die süßsamen und frische Kleidung zu verschaffen, welche Dein hübsches Gesicht so dringend erheischt; so würdest Du, ich bin überzeugt davon, nichts weiter verlangt haben, Du hast es mir mehr als hundert Mal gesagt; Du hast demnach einer für Dich unüberwindlichen Nothwendigkeit nachgegeben, weil Deine Bedürfnisse größer sind, als die meinigen.

— Das ist wahr . . . — antwortete die Bacchanten-Königin mit einer tiefsinnigen Miene, — wenn ich Mittel gefunden hätte, täglich vierzig Sous zu verdienen . . . so wäre mein Leben ganz anders gewesen . . . denn, siehst Du, liebe Schwester, anfangs fühlte ich mich grausam gedemüthigt, auf Kosten Jemandes leben zu sollen . . .

— Demnach auch . . . bist Du unwiderstehlich fortgerissen worden, meine gute Cephysse; ohne das würde ich Dich tadeln, anstatt Dich zu bedauern . . . Du hast Dein Schicksal nicht gewählt, Du hast es ertragen . . . wie ich das meinige ertrage . . .

— Arme Schwester, — sagte Cephysse, indem sie die Maysen zärtlich umarmte, — Du, die Du so unglücklich

bist, Du ermutigst mich, Du tröstest mich . . . und an mir wäre es, Dich zu bedauern . . .

— Beruhige Dich . . . — sagte die Mameur, — Gott ist gerecht und gütig: wenn er mir auch gar manche Vorzüge verweigert, so hat er mir doch auch meine Freuden gegeben, wie er Dir die Deinigen gegeben hat.

— Deine Freuden?

— Ja, und große . . . ohne sie würde mir das Leben zu schwer sein . . . würde ich nicht den Muth haben, es zu ertragen.

— Ich verstehe Dich, — sagte Cephysse gerührt, — obgleich sehr unglücklich, findest Du doch noch Mittel, Dich für Andere aufzuopfern, und das mildert Deinen Kummer.

— Ich thue zum Mindesten mein Möglichstes dafür, obgleich ich sehr wenig zu thun vermag; wenn es mir aber auch gelingt, — fügte die Mameur lächelnd hinzu, — so bin ich glücklich und stolz, wie eine arme kleine Ameise, die nach gar mancher Mühe einen dicken Strohhalbm in das gemeinschaftliche Nest gebracht hat . . . aber sprechen wir nicht mehr von mir . . .

— Doch . . . sprechen wir von Dir, ich bitte Dich darum, und auf die Gefahr hin, Dich böse zu machen, — erwiderte die Bacchanten-Königin auf eine schüchterne Weise, — will ich Dir nochmals einen Vorschlag machen, den Du bereits zurückgewiesen hast . . . Jacques*)

*) Wir erinnern den Leser daran, daß *Couche : tout : Au Jacques*

hat, wie ich glaube, noch Geld ... wir verschwenden es in Thorheiten ... indem wir hier und da armen Leuten geben, wenn die Gelegenheit sich bietet ... Ich bitte Dich inständigst, laß mich Dir zu Hülfe kommen ... Du magst es mir noch so sehr verbergen wollen, ich sehe an Deinem armen, leidenden und abgemagerten Gesichte, daß Du Deine Kräfte durch übermäßiges Arbeiten erschöpfst.

— Ich danke Dir, meine liebe Cephyse ... ich kenne Dein gutes Herz! aber ich bedarf nichts ... Das Wenige, was ich verdiene, genügt mir.

— Du schlägst es mir aus ... sagte die Bacchanten-Königin betrübt. — weil Du weißt, daß meine Rechte auf dieses Geld nicht ehrbar sind ... Es sei ... Ich verstehe Deine Bedenkllichkeiten ... Aber nimm zum Mindesten von Jacques einen Dienst an; ... er ist, wie wir, Arbeiter gewesen ... Unter Kameraden hilft man sich gegenseitig ... Ich bitte Dich inständigst, nimm es an ... oder ich muß glauben, daß Du mich verachtest ...

— Und ich muß glauben, daß Du mich verachtest, wenn Du darauf bestehst, meine gute Cephyse, — sagte die Mapeux in einem zugleich so festen und sanften Tone, daß die Bacchanten-Königin sah, daß alles fernere in sie Dringen vergeblich wäre.

Kennevant hieß, und zu der Nachkommenschaft der Schwester des ewigen Juden gehörte.

Sie senkte betrübt den Kopf, und eine Thräne rollte aus ihren Augen.

— Meine Weigerung betrübt Dich, — sagte die Maveur, ihre Hand ergreifend; — ich bin untröstlich darüber; aber bedenke . . . und Du wirst mich verstehen . . .

— Du hast Recht, — sagte die Bacchanten-Königin nach einem Augenblicke des Schweigens mit Bitterkeit, — Du kannst keine Unterstützung von meinem Geliebten annehmen . . . nur sie Dir anzubieten, Heße Dich beleidigen . . . Es giebt so erniedrigende Stellungen, daß sie selbst das Gute, was man thun möchte, besudeln.

— Cephysse . . . ich habe Dir nicht weh thun wollen . . . Du weißt es wohl.

— Oh! geh, glaube mir, — antwortete die Bacchanten-Königin, — so unbesonnen, so lustig ich auch sein mag, so habe ich doch zuweilen . . . Augenblicke der Ueberlegung . . . selbst inmitten meiner ausgelassensten Belustigungen . . . und diese Augenblicke sind glücklicher Weise selten.

— Und woran denkst Du dann?

— Ich denke, daß das Leben, welches ich führe . . . eben nicht ehrbar ist; dann will ich von Jacques eine kleine Summe Geldes verlangen, nur um meinen Lebensunterhalt während eines Jahres zu sichern, dann mache ich den Plan, wieder zu Dir zu kommen und mich allmählig wieder an die Arbeit zu gewöhnen.

— Nun . . . dieser Gedanke ist gut . . . warum befolgst Du ihn nicht?

— Weil, wenn ich an den Moment der Ausführung dieses Planes komme, ich mich aufrichtig prüfe und erkenne, daß mir der Muth dazu fehlt; ich vermöchte mich niemals wieder an die Arbeit zu gewöhnen und auf dieses Leben zu verzichten, das bald glänzend wie jetzt, bald unsicher . . . aber zum Mindesten immer frei, müssig, fröhlich, sorgenlos und tausend Mal demjenigen vorzuziehen ist, welches ich sonst führte, indem ich nur vier Franken wöchentlich verdiente. Niemals hat mich außerdem das Interesse geleitet; mehrere Male habe ich es ausgeschlagen, einen Geliebten, der nicht viel besaß, wegen eines Reichen zu verlassen; niemals habe ich etwas für mich verlangt. Jacques hat seit drei bis vier Monaten vielleicht zehntausend Franken ausgegeben, und wir haben nur zwei armselige, kaum möblirte Zimmer, denn wir leben immer, wie die Vögel, außerhalb; glücklicher Weise besaß er, als ich seine Bekanntschaft machte, nichts, also hat mich das Interesse nicht geleitet, ich hatte einige Schmucksachen, die man mir geschenkt hatte, für hundert Franken verkauft und diese Summe in die Lotterie gesetzt; da die Narren immer Glück haben, so habe ich viertausend Franken gewonnen. Jacques war eben so lustig, eben so thöricht und ausgelassen, als ich, wir haben uns gesagt: wir lieben uns sehr, so lange, als das Geld dauert, treiben wir es so fort; wenn wir keines mehr haben, dann von zwei Sachen

eine: entweder werden wir einander überdrüssig sein, und dann sagen wir uns Lebewohl, oder wir werden uns noch lieben, und um bei einander zu bleiben, werden wir versuchen, uns wieder an die Arbeit zu gewöhnen ... vermögen wir das nicht, und wir wollen uns immer noch nicht trennen ... wird ein Korb Kohlen Alles sein, was wir bedürfen ...

— Großer Gott! — rief die Mapeux erbleichend aus.

— Beruhige Dich doch ... wir brauchen noch nicht dazu zu schreiten! ... es war uns noch etwas übrig, als ein Geschäftsmann, der mir den Hof gemacht hatte, der aber so häßlich war, daß es mich verhinderte zu sehen, daß er reich sei, und welcher wußte, daß ich mit Jacques lebte, mich aufgefordert hat ... Aber wozu Dich mit diesen Kleinigkeiten langweilen? ... Mit kurzen Worten, man hat Jacques Geld geliehen, auf etwas, wie, nach dem was man sagt, ziemlich zweifelhafte Rechte, die er auf eine Erbschaft hätte ... Mit diesem Gelde belustigen wir uns ... so lange, als davon da sein wird, wird es gehen ...

— Aber, meine gute Cephysse, anstatt dieses Geld so thörichter Weise auszugeben, warum es da nicht anlegen ... und Dich mit Jacques verheirathen ... da Du ihn liebst?

— Oh! zuvörderst siehst Du, — antwortete die Bacchanten-Königin lachend, deren sorgenloser und fröhlicher Charakter wieder die Oberhand erhielt, — Geld anzu-

legen verschafft uns kein Vergnügen . . . man hat als ganze Belustigung ein kleines Stück Papler anzusehen, das man gegen diese schönen kleinen Goldstücke erhält, durch welche man tausend Vergnügungen hat . . . Was das anbelangt, mich zu verheirathen, so ist es gewiß wahr, daß ich Jacques liebe, wie ich niemals Jemanden geliebt habe; dennoch meine ich, daß, wenn ich mit ihm verheirathet wäre, all unser Glück aufhören würde, denn am Ende hat er mir als mein Geliebter nichts über mein früheres Leben zu sagen, aber als mein Gatte würde er es mir früher oder später vorwerfen, und wenn mein Betragen Vorwürfe verdient, so will ich sie lieber selbst an mich richten, ich werde dabei manierlich sein.

— Ah so, Ausgelassene, die Du bist . . . aber dieses Geld wird nicht immer dauern . . . wie werdet Ihr es nachher machen?

— Nachher . . . ei was! Nachher . . . das steht im Monde . . . morgen scheint mir immer in hundert Jahren kommen zu müssen . . . wenn man sich sagen müßte, daß man eines Tages sterben würde . . . so wäre es nicht der Mühe werth zu leben . . .

Die Unterhaltung Cephysens und der Mayeur wurde von Neuem durch einen entsetzlichen Lärm unterbrochen, welcher das schneidende und durchbringende Knarren von Mini-Moulins Rassel überragte; dann folgte auf diesen Lärm ein Chor unmenschlichen Geschreies, unter welchem

man folgende Worte unterschied, von denen die Fensterscheiben zitterten:

— Die Bacchanten-Königin, die Bacchanten-Königin!!

Die Mapeux erbehte bei diesem plötzlichen Lärm.

— Da ist wieder mein Hof ungeduldig geworden, — sagte Cephysse diesmal lachend zu ihr.

— Mein Gott! — rief die Mapeux mit Entsetzen aus, — wenn man Dich von hier zu holen käme? ...

— Nein, nein, beruhige Dich ...

— Aber doch ... hörst Du diese Schritte? ... man geht auf dem Vorplatze ... man kommt näher ... Oh! ich beschwöre Dich, liebe Schwester, mache, daß ich allein fortgehen kann ... ohne von allen diesen Leuten gesehen zu werden.

In dem Augenblicke, wo die Thür aufging, eilte Cephysse auf dieselbe zu.

Sie sah auf dem Vorplatze eine Deputation, an deren Spitze Nini-Moulin, mit seiner furchtbaren Kassel versehen, Rosa-Pompon und Couche-tout-Ru gingen.

— Die Bacchanten-Königin! oder ich vergifte mich mit einem Glase Wasser! — rief Nini-Moulin aus.

— Die Bacchanten-Königin! oder ich lasse mich auf der Mairie mit Nini-Moulin aufbieten! — rief die kleine Rosa-Pompon mit einer entschlossenen Miene aus.

— Die Bacchanten-Königin! oder ihr Hof empört

sich und kommt, sie zu entführen! — sagte eine andere Stimme.

— Ja, ja, entführen wir sie, — wiederholte ein fürchtbares Chor.

— Jacques ... tritt allein ein, — sagte die Bacchanten-Königin trotz dieser dringenden Aufforderungen; sich dann an ihren Hof wendend, sagte sie in einem majestätischen Tone:

— In zehn Minuten bin ich die Eure, und dann ein Höllen-Ungethüm!

— Es lebe die Bacchanten-Königin! — rief Dumoulin aus, indem er seine Kassel schwang und sich, von der Deputation begleitet, entfernte, während Couchetout-Nu allein in das Cabinet trat.

— Jacques, da ist meine gute Schwester, — sagte Cephysse zu ihm.

— Ich freue mich, Sie zu sehen, Mademoiselle, — sagte Jacques auf eine herzliche Weise, — und ich freue mich doppelt, denn Sie werden mir sagen, wie sich Kamerad Agricol befindet ... Seitdem ich den Millionair spiele, sehen wir uns nicht mehr ... aber ich liebe ihn immer als einen guten und wackeren Gesellen ... Sie wohnen in seinem Hause ... Wie geht es ihm?

— Ach! mein Herr ... es ist ihm und seiner Familie gar viel Unglück zugestoßen ... Er ist im Gefängniß.

— Im Gefängniß! — rief Cephysse aus.

— Agricol! ... im Gefängniß! ... er! und weshalb? — sagte Couche-tout-Nu.

— Wegen eines politischen Vergehens, das nicht von Bedeutung ist. Man hatte gehofft, ihn gegen Bürgschaft in Freiheit setzen zu lassen ...

— Ohne Zweifel ... für fünfhundert Franken, ich kenne das ... — sagte Couche-tout-Nu.

— Unglücklicher Weise ist das unmöglich gewesen; die Person, auf welche man rechnete ...

Die Bacchanten-Königin unterbrach die Majeux, indem sie zu Couche-tout-Nu sagte:

— Du hörst ... Jacques ... Agricol ... im Gefängnisse, wegen fünfhundert Franken ...

— Bei Gott! ich höre und ich verstehe Dich, Du hast nicht nöthig, mir Zeichen zu machen ... Armer Junge, und er ernährt seine Mutter.

— Ach! ja, mein Herr, und es ist um so schmerzlicher, als sein Vater aus Rußland angekommen ist, und seine Mutter ...

— Da, Mademoiselle, — sagte Couche-tout-Nu, indem er die Majeux nochmals unterbrach und ihr eine Börse gab, — nehmen Sie ... Alles ist hier voraus bezahlt, hier ist der Rest meines Beutels; es befinden sich fünf und zwanzig bis dreißig Napoleons darin; ich kann kein besseres Ende mit ihnen machen, als daß ich mich ihrer für einen Kameraden, der in der Noth ist, bediene; geben Sie dieselben Agricol's Vater; er wird die nöthigen Schritte thun, und morgen wird Agricol

an seiner Schmiede stehen ... wo ich lieber will, daß er ist, als ich.

— Umarme mich auf der Stelle, Jacques, — sagte die Bacchanten-Königin.

— Auf der Stelle, und nochmals, und immer, — sagte Jacques, indem er die Königin vergnügt umarmte.

Die Mapeur war einen Augenblick lang unschlüssig; aber bedenkend, daß am Ende diese Summe, die auf eine thörichte Weise verschwendet werden würde, Agricol's Familie Leben und Hoffnung zurückgeben könnte, endlich bedenkend, daß diese späterhin Jacques zurückgegebenen fünfhundert Franken ihm vielleicht dann eine nützliche Hilfe sein würden, nahm sie das junge Mädchen an, und die Börse nehmend, sagte sie mit feuchten Augen:

— Ich nehme es an, Herr Jacques ... Sie sind edelmüthig und gut; Agricol's Vater wird nach sehr grausamem Kummer heute zum Mindesten diesen Trost haben ... ich danke Ihnen, oh! ich danke Ihnen!

— Sie haben keine Ursache zu danken, Mademoiselle ... wenn man Geld hat, so ist es für Andere, wie für sich ...

Das Geschrei begann von Neuem rasender als jemals, und Mini-Moulin's Kaffel schnarrte auf eine traurige Weise.

— Sie werden da drinn Alles zerbrechen, wenn Du nicht kommst, Cephysse, und jetzt habe ich nichts mehr, um das Zerbrochene zu bezahlen, — sagte Couche-tout-Ru. — Verzeihung, Mademoiselle ... — fügte er lachend

hinzü, — aber Sie sehen, die Königswürde hat ihre Pflichten ...

Gerührt streckte Cephyse der Mapeux die Arme hin, die sich, süße Thränen weinend, hinein warf.

— Und jetzt, — sagte sie zu ihrer Schwester, — wann werde ich Dich wiedersehn?

— Bald ... obgleich mir nichts mehr Schmerz verursacht, als Dich in einem Elende zu sehen, das zu erleichtern Du mir nicht erlauben willst ...

— Du wirst kommen? Du versprichst es mir?

— Ich verspreche es Ihnen für sie, — sagte Jacques, — wir werden Sie besuchen, Sie und Ihren Nachbar Agricol.

— Geh ... kehre zu Deinem Feste zurück, Cephyse ... belustige Dich von Herzen ... Du kannst es ... denn Herr Jacques wird eine Familie recht glücklich machen ...

Mit diesen Worten, und nachdem Couche-tout-Mu sich versichert hatte, daß sie hinunter gehen könnte, ohne von seinen lustigen und lärmenden Kameraden gesehen zu werden, ging die Mapeux verstohlener Weise hinunter, sehr beeilt, Dagobert zum Mindesten eine gute Nachricht zu überbringen; aber indem sie sich zuvörderst nach der Straße Babylone, in den, vor Kurzem von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon begeben wollte.

Man wird späterhin die Ursache von dem Entschlusse der Mapeux kennen lernen.

In dem Augenblicke, wo das junge Mädchen das Haus des Speisewirthes verließ, sprachen drei bürgerliche und anständig gekleidete Männer leise mit einander, und schienen sich zu berathen, indem sie das Haus des Speisewirthes anblickten.

Bald kam ein vierter Mann eiligst die Treppe des Speisewirthes herab.

— Nun! — sagten die drei Anderen gespannt.

— Er ist da . . .

— Du bist dessen gewiß.

— Gibt es etwa zwei Couche-tout-Ru auf der Erde?
— antwortete der Andere; — ich habe ihn so eben gesehen; er ist als Lastträger verkleidet; . . . sie sitzen zum Mindesten für drei Stunden zu Tische.

— Dann . . . erwartet mich hier, Ihr Anderen, . . . versteckt Euch so viel als möglich . . . Ich gehe den Rottmeister zu holen, und das Geschäft ist im Sacke.

Und, nachdem er diese Worte gesagt, verschwand der Mann eilend in einer Straße, die auf den Platz auslief.

In diesem Augenblicke trat die Bacchanten-Königin, begleitet von Couche-tout-Ru, in den Speisesaal, und wurde mit den ausgelassensten Beifallsbezeugungen begrüßt.

— Jetzt, — rief Cephysse mit einer Art von fieberhafter Fröhlichkeit, und als ob sie sich zu betäuben gesucht hätte, aus: — jetzt, meine Freunde, Gewitter,

Sturm, Umwälzungen, Toben und andere Erbbeben . . .
Dann Mini-Moulin ihr Glas hinreichend, sagte sie: —
Zu Trinken!

— Es lebe die Königin! — rief Alles mit einer
Stimme aus.

III.

Das Frühstück.

Die Bacchanten-Königin, der Couche-tout-Ru und Rosa-Pompon gegenüber, und Mini-Moulin zur Rechten saßen, führte den Vorsitz bei dem Frühstück genannten Mahle, das Jacques freigebiger Weise seinen Vergnügungsgegnossen angeboten hatte.

Diese jungen Männer und diese jungen Mädchen schienen die Ermüdung eines um elf Uhr Abends begonnenen und um sechs Uhr Morgens beendigten Balles vergessen zu haben; alle diese eben so fröhlichen, als verliebten und unermüdbaren Paare lachten, aßen und tranken mit einem jugendlichen Eifer; während des ersten Theils der Mahlzeit plauderte man demnach auch wenig, und man hörte nur das Klingen der Gläser und das Klappern der Teller.

Die Züge der Bacchanten-Königin waren minder fröhlich, aber belebter, als gewöhnlich; ihre hochrothen Wangen, ihre glänzenden Augen zeugten von einer Art von fieberhafter Ueberreizung: sie wollte sich um jeden Preis betäuben; ihre Unterhaltung mit ihrer Schwester

kam ihr zuweilen wieder in das Gedächtniß; sie trachtete diesen traurigen Erinnerungen zu entgehen.

Jacques betrachtete von Zeit zu Zeit Cephyssen mit leidenschaftlicher Verehrung, denn Dank der seltsamen Uebereinstimmung des Charakters, des Verstandes und des Geschmacks, die zwischen ihm und der Bacchanten-Königin bestand, hatte ihre Verbindung weit tiefere Wurzeln geschlagen, als diese flüchtigen, auf das Vergnügen begründeten Zuneigungen gewöhnlich haben. Cephyse und Jacques kannten nicht einmal die ganze Gewalt einer bis dahin von Belustigungen und Festen umgebenen Liebe, die noch kein trauriges Ereigniß gestört hatte.

Die kleine Rosa-Pompon, seit einigen Tagen Wittwe eines Studenten, der, um seinen Carneval auf eine würdige Weise beschließen zu können, in seine Provinz zurückgekehrt war, um seiner Familie einiges Geld unter irgend einem jener fabelhaften Vorwände abzulocken, deren Ueberlieferung sich unter den Studenten der Jurisprudenz und der Medicin sorgfältig erhält und fortpflanzt, Rosa-Pompon hatte, zum Beispiel einer seltenen Treue und indem sie sich nicht compromittiren wollte, den unschädlichen Nini-Moulin zum Ehrenwächter gewählt.

Dieser Letztere zeigte, seines Helmes entledigt, einen, mit einem Kranze schwarzer und gelocker, hinten in dem Nacken ziemlich langer Haare umgebenen Kahlkopf. Durch eine ziemlich merkwürdige, dem Bacchus gehörige

Erscheinung erreichte in dem Maße, als er trank, und er trank viel, ein gleich seinem strahlenden Gesichte purpurrother Gürtel allmählig seine Stirn, und überzog die glänzende Weiße seines Schädels.

Rosa-Pompon, welche die Bedeutung dieser Erscheinung kannte, machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, und rief mit schallendem Gelächter aus:

— Nini-Moulin, nimm Dich in Acht! die Fluth des Weines steigt Dir auf Deinen Schädel.

— Wenn er sie über seinem Kopfe hat . . . wird er ersäuft sein! — fügte die Bacchanten-Königin hinzu.

— Oh! Königin! sucht mich nicht zu zerstreuen . . . ich bin in Betrachtungen vertieft . . . — antwortete Dumoulin, welcher anfang, trunken zu werden, und welcher, statt eines antiken Bechers, eine mit Wein gefüllte Punschbowle in der Hand hielt; denn er verachtete die gewöhnlichen Gläser, welche er wegen ihrer geringfügigen Weite verächtlich Schlüßcher nannte.

— Er stellt Betrachtungen an . . . — begann Rosa-Pompon wieder, — Nini-Moulin stellt Betrachtungen an, Achtung . . .

— Er stellt Betrachtungen an . . . er ist also krank!

— Worüber stellt er Betrachtungen an? über einen Has Chicard?

— Ueber eine anakreonthische und verbotene Stellung?

— Ja, ich stelle Betrachtungen an, — erwiderte Dumoulin auf eine ernste Weise, — ich stelle Betrachtungen über den Wein im Allgemeinen und im Beson-

beran an . . . Ueber den Wein, von welchem der göttliche Bossuet (Dumoulin hatte die ungeheure Unschicklichkeit, Bossuet anzuführen, wenn er trunken war), welcher Kenner war, gesagt hat: — In dem Weine ist der Muth, die Kraft, die Freude, die geistige Trunkenheit*) . . . (wohl verstanden, wenn man Geist hat), — fügte Rini-Moulin, wie in Parenthese hinzu.

— Dann bete ich Deinen Bossuet an, — sagte Rosa-Pompon.

— Was meine besondere Betrachtung anbelangt, so bezieht sie sich auf die Frage: ob der Wein bei der Hochzeit zu Cana roth oder weiß war . . . bald befrage ich den weißen, bald den rothen Wein . . . bald alle beide auf einmal.

— Das heißt auf den Grund der Frage gehen, — sagte Couche-tout-Ru.

— Und besonders auf den Grund der Flaschen, — sagte die Bacchanten-Königin.

— Wie Ihre Majestät es sagen . . . und ich habe bereits durch vieles Probiren und Nachforschen eine große Entdeckung gemacht, nämlich, daß, wenn der Wein der Hochzeit zu Cana roth war . . .

— Er nicht weiß war, — sagte Rosa-Pompon auf altfluge Weise.

*) Bossuet, Betrachtungen über das Evangelium, VI. Tag. — Band IV.

— Und wenn ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß er weder weiß noch roth ist? — fragte Dumoulin.

— Das wäre ein Beweis, daß Ihr betrunken wäret, mein Dicker, — fügte Couche-tout-Nu hinzu.

— Der Gatte der Königin sagt die Wahrheit . . . Das ereignet sich, wenn man zu sehr nach Wissenschaft durstet; aber das ist gleich, von Studium zu Studium über diese Frage, welcher ich mein Leben gewidmet habe, werde ich das Ende meiner achtungswerthen Laufbahn erreichen, indem ich meinem Durste eine teuflmäßige historische . . . theo . . . lo . . . gische und ar . . . thäo . . . lo . . . gische Farbe verliehen habe.

Wir müssen darauf verzichten, die ergößliche Grimasse und den nicht minder ergößlichen Ausdruck zu schildern, mit welchem Dumoulin die letzten Worte aussprach und scandirte, welche ein anhaltendes Gelächter hervorriefen.

— Archäologige . . . — sagte Rosa-Pompon, — was ist das? hat das einen Schwanz? schwimmt das auf dem Wasser?

— Laß doch, — begann die Königin, — das sind Worte für Gelehrte oder Taschenspieler, das ist wie die Wendungen in Trinoline . . . das macht Wind . . . und das ist Alles . . . Ich trinke lieber . . . schenken Sie ein, Mini-Moulin . . . Champagner. Rosa-Pompon, auf die Gesundheit Deines Philemon . . . auf seine Rückkehr . . .

— Trinken wir lieber auf das Gelingen der langen
Der ewige Jude. IV. Bd.

Rübe*), welche er von seiner einfältigen und silzigen Familie zu ziehen hofft, um seinen Carneval zu beendigen, — sagte Rosa-Pompon, — glücklicher Weise ist sein Rübenplan nicht übel . . .

— Rosa-Pompon! — rief Nini-Moulin aus, — wenn Sie diesen Calembourg mit oder ohne Absicht gemacht haben . . . kommen Sie, mich zu umarmen . . . mein Kind.

— Danke schön! . . . und mein Gatte, was würde der dazu sagen?

— Ich kann Sie beruhigen, Rosa-Pompon . . . Sanct Paulus . . . hören Sie, der Apostel Sanct Paulus . . .

— Nun! weiter . . . guter Apostel!

— Sanct Paulus hat förmlich gesagt: daß diejenigen, welche verheirathet sind, leben müßten, als ob sie keine Weiber hätten.

— Was kümmert mich das? . . . das geht Philemon an . . .

— Ja, — erwiderte Nini-Moulin. — Aber der göttliche Boffuet fügt, Sanct Paulus anführend, hinzu: Und dem zufolge müssen die verheiratheten Frauen leben, als ob sie keine Männer hät-

*) Carotte de longueur, ein gewöhnlicher Studenten-Ausdruck, wenn sie unter irgend einem Vorwande ihren Eltern Geld abzulocken suchen.

ten . . . *) Es bleibt mir nur übrig, Ihnen um so mehr die Arme entgegen zu strecken, Rosa-Pompon! als Philemon nicht einmal Ihr Gatte ist . . .

— Ich sage nichts dagegen; aber Sie sind zu hässlich! . . .

— Das ist ein Grund . . . dann trinke ich auf die-Gesundheit von Philemons Plan! . . . Wünschen wir, daß er ihm eine ungeheure Rübe erzeugt! . . .

— Das lasse ich mir gefallen, — sagte Rosa-Pompon, — auf die Gesundheit dieses interessanten Gemüthes, welches für das Leben der Studenten so nothwendig ist!

— Und andere Rübenfresser! — fügte Dumoulin hinzu.

Dieser für die Gelegenheit passende Toast wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

— Mit der Erlaubniß Ihrer Majestät und Ihres Hofes, — begann Dumoulin wieder, — schlage ich einen Toast auf das Gelingen einer Sache vor, welche mich interessiert, und welche einige Aehnlichkeit mit der Rübe Philemons hat . . . Ich meine, daß dieser Toast mir Glück bringen wird.

— Laßt hören . . .

— Wohl! denn! auf die Gesundheit meiner Peirath, — sagte Dumoulin, indem er aufstand.

*) Abhandlung von den Gelüsten. Bd. IV.

Diese Worte brachten einen Ausbruch von Geschrei, schallenden Gelächters und furchtbaren Stampfens hervor.

Nini-Moulin schrie, stampfte und lachte noch stärker, als die Andern, indem er einen ungeheuren Mund öffnete, und zu diesem betäubenden Getöse das ohrzerreißende Schnarren seiner Rassel hinzufügte, welche er unter seinem Stuhle wieder hervornahm, wohin er sie gelegt hatte.

Als der Sturm ein wenig besänftigt war, stand die Bacchanten-Königin auf und sagte:

— Ich trinke auf die Gesundheit der zukünftigen Madame Nini-Mouline.

— Oh! Königin, Ihr Verfahren rührt mich so innig, daß ich Sie auf dem Grunde meines Herzens den Namen meiner zukünftigen Gattin lesen lasse, — rief Dumoulin aus, — sie heißt Frau Wittwe Honorée Modeste Messaline Angele de la Saint-Colombe . . .

— Bravo . . . bravo . . .

— Sie ist sechzig Jahre alt, und hat mehr Tausend Franken Rente, als sie Haare in ihrem grauen Schnurrbarte und Runzeln in ihrem Gesicht hat; ihre Wohlbeleibtheit ist so imposant, daß eines ihrer Kleider zum Zelte für die ehrenwerthe Gesellschaft dienen könnte, ich hoffe demnach auch, Ihnen meine zukünftige Gattin am Fastnachts-Dienstag unter dem Kostüme einer Pirtin vorzustellen, welche ihre Heerde so eben verzehrt hat; man wollte sie befehren, aber ich habe es übernommen, sie wieder umzukehren, sie wird das Lieber

haben. Sie müßte mir immer, daß er in der Mathematischsten bacchantischen nicht hätte . . . ohne zu rechnen, Umwälzungen zu versenken hatte . . .

— Wir werden sie in Allan Dumoulin wieder, den wollen.

— Das ist der Tancan in weißen gepont gehören.

Rosa-Pompon nach einer bekannten Melodie Rosa-Pompon

— Das wird den Stadtsfergeanten imponieren.

— Man wird ihnen sagen: respectirt sie . . .

Mutter wird vielleicht eines Tages ihr Alter haben. zu

— Plötzlich stand die Bacchanten-Königin auf. Ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck bitterer und spöttischer Lust; mit der einen Hand hielt sie ihr volles Glas.

— Man sagt, daß die Cholera mit ihren Siebenmeilenstiefeln herannahet . . . rief sie aus. — Ich trinke auf die Cholera!

Und sie trank.

Trotz der allgemeinen Fröhlichkeit machten diese Worte einen traurigen Eindruck; eine Art elektrischen Schauders durchlief die Versammlung, fast alle Gesichter wurden plötzlich ernst.

— Ah! Cephysse . . . — sagte Jacques mit einem Tone des Vorwurfs.

— Auf die Cholera! . . . — begann die Bacchanten-Königin auf eine unerschrockene Weise wieder, möge sie die verschonen, welche Lust zu leben haben . . . und

Diese Worte brachten einen Ausbruch schallenden Gelächters und fürchterlicher Geräusche, welche

Nini-Moulin schrie, stampfte als die Andern, indem sie flüchtig einen Blick öffnete, und zu diesem halben Gefährten entging, und reißende Schnarren seit blieb die Bacchanten-Königin unter seinem Stuhl.

gelegt hatte. Auf diese Weise . . . das ist etwas An- Als da erwiderte Rosa-Pompon mit einer verwe- Bacche-Miene. — Auf die Cholera! . . . damit es nur gute Menschen auf Erden giebt. . .

Trotz dieser veränderten Deutung blieb noch immer ein dumpfer, peinlicher Eindruck zurück. Dumoulin wollte diesen traurigen Gegenstand der Unterhaltung kurz abbrechen, und rief aus:

— Zum Teufel mit den Todten! es leben die Lebendigen! und in Bezug auf die Lebendigen und die guten Lebendigen verlange ich eine unserer lustigen Königin theure Gesundheit auszubringen, die Gesundheit unseres Wirths; unglücklicher Weise weiß ich seinen achtbaren Namen nicht, weil ich nur das Vergnügen habe, ihn seit heute Nacht zu kennen; er wird mich demnach entschuldigen, wenn ich mich darauf beschränke, die Gesundheit von Couche-tout-Ru auszubringen, ein Name, der in Nichts meine Züchtigkeit verletzt, denn Adam legte sich niemals anders schlafen. Es gilt demnach für Couche-tout-Ru.

— Ich danke, mein Dicker, — sagte Jacques auf eine lustige Weise; — wenn ich Ihren Namen vergessen

sollte, so würde ich nicht hätte . . . ohne zu rechnen, und ich bin überzeugt, nicht hätte . . .

— Hier, . . . immer die Dumoulin wieder, den machte, und mit der andern seine — könntet Ihr wohl

— Uebrigens, wenn man mit ein Rennepont gehören.
hat, — begann Couche-tout-Ru wieder Rosa-Pompon
herzige Weise, — so muß man sich von umler als
kennen . . . Ich heiße Jacques Rennepont.

— Rennepont! — rief Dumoulin aus, indem zu
trotz seiner halben Trunkenheit über diesen Namen über-
rascht schien, — Sie heißen Rennepont?

— Ganz Rennepont . . . Das verwundert Sie?

— Weil es eine adelige Familie dieses Namens
gibt . . . die Grafen von Rennepont.

— Ei was! wahrhaftig! — sagte Couche-tout-Ru
lachend.

— Die Grafen von Rennepont, welche auch Herzöge
von Cardoville sind, — fügte Dumoulin hinzu.

— Ah! so! laßt hören, mein Dicker, sehe ich Euch
etwa aus, das Leben einer solchen Familie zu verdan-
ken? . . . ich ein in Saus und Braus lebender Hand-
werker.

— Ihr! . . . Handwerker? Ei was, wir verfallen
ja in Tausend und eine Nacht! — rief Dumoulin immer
mehr erstaunt aus; — Ihr bezahlt uns ein Balthasars
Mahl mit Begleitung von Kutschen mit vier Pferden.
Und Ihr seid Handwerker? . . . Nennt mir geschwind

Diese Worte brachten einen Ausruf schallenden Gelächters und fürchtbar auf und verlasse den

Nini-Moulin schrie, stampft mich so gut als es als die Andern, indem öffnete, und zu diesem glaubt Ihr etwa am Ende, daß reißende Schnarren an Billetten oder in falscher Münze unter seinem Stuhl lachend.

gelegt hatte, merab, . . . eine solche Vermuthung . . .

Als der verzeihlich, wenn man den Aufwand sieht, Bacche mache . . . Aber ich will Euch beruhigen . . . verzehe eine Erbschaft.

— Ihr verzeht und vertrinkt ohne Zweifel einen Dinkel? — sagte Dumoulin auf eine artige Weise.

— Meiner Treue . . . ich weiß es nicht . . .

— Wie? Ihr kennt den Ursprung dessen nicht, was Ihr verzeht?

— Stellt Euch zuvörderst vor, daß mein Vater Lumpensammler war . . .

— Ah! der Teufel . . . — sagte Dumoulin, — ziemlich außer Fassung gebracht, obgleich er im Allgemeinen wenig bedenklich über die Wahl seiner Trink-Genossen war; aber als sein erstes Erstaunen vorüber, begann er wieder mit einer lebenswürdigen Herablassung: — aber es giebt Lumpensammler . . . von dem höchsten Verdienst . . .

— Bei Gott, Ihr glaubt zu spaßen . . . — sagte Jacques, — und dennoch habt Ihr Recht, — mein Vater war ein Mann von einem famösen Verdienst, geht!! Er sprach griechisch und lateinisch, wie ein wahrer Ge-

Lehrter, und er sagte mir immer, daß er in der Mathematik seines Gleichen nicht hätte . . . ohne zu rechnen, daß er viel Reisen gemacht hatte . . .

— Aber dann, — begann Dumoulin wieder, den das Erstaunen nüchtern machte, — könntet Ihr wohl zu der Familie des Grafen von Rennepont gehören.

— In diesem Falle da, — sagte Rosa-Pompon lachend, — war Euer Vater Lumpensammler als Liebhaber und für die Ehre.

— Nein! nein! Gottes Elend! er war es, um zu leben, — erwiderte Jacques, — aber in seiner Jugend hatte er im Wohlstande gelebt . . . Nach dem, wie es scheint, oder vielmehr, wie es in seinem Unglücke nicht mehr schien, hatte er sich an einen reichen Verwandten, den er hatte, gewandt; aber der reiche Verwandte hatte sich bedankt! Nun hat er sein Griechisch, sein Latein und seine Mathematik benutzen wollen. Unmöglich. Es scheint, daß Paris damals von Gelehrten wimmelte. Da hat er, lieber als vor Hunger umzukommen . . . sein Brod an der Spitze seines Hafens gesucht, und meiner Treue, er hat es dort gefunden, denn ich habe davon zwei Jahre lang gegessen, als ich nach dem Tode meiner Tante, bei welcher ich auf dem Lande wohnte, bei ihm lebte.

— Euer achtbarer Vater war dann eine Art von Philosoph, — sagte Dumoulin; — wenn er aber nicht etwa eine Erbschaft an einem Cassine gefunden hat . . .

so begreife ich die Erbschaft nicht recht, von der Ihr redet.

— Wartet doch das Ende von dem Liebe ab. Im Alter von zwölf Jahren bin ich in der Fabrik des Herrn Tripeaud in die Lehre getreten; zwei Jahre nachher ist mein Vater durch einen Unglücksfall gestorben, indem er mir das Mobiliar unserer Dachkammer: einen Strohsack, einen Stuhl und einen Tisch hinterließ, außerdem in einer elenden kölnischen-Wasser-Kiste Papiere, wie es scheint in englischer Sprache geschrieben und eine Medaille von Bronze, welche mit ihrer Kette wohl zehn Sous werth sein konnte . . . Er hatte mir niemals etwas von diesen Papieren gesagt. Da ich nicht wußte, wozu sie gut wären, so hatte ich sie auf dem Boden eines alten Koffers gelassen, anstatt sie zu verbrennen; ich hatte einen guten Einfall, denn auf diese Papiere da hat man mir Geld geliehen.

— Welcher Schlag vom Himmel! — sagte Dumoulin. — Aber so, man wußte also, daß Ihr sie hättet?

— Ja, einer jener Männer, welche alten Schulden nachspüren, hat Cephysen aufgesucht, die mit mir darüber gesprochen hat; nachdem er die Papiere gelesen, hat der Mann zu mir gesagt, daß die Sache zweifelhaft wäre, aber daß er mir, wenn ich wollte, darauf zehn Tausend Franken leihen würde . . . Zehn Tausend Franken! . . . das war ein Schatz . . . ich habe sie sogleich angenommen . . .

— Aber Ihr hättet bedenken müssen, daß diese

Schuldbriefe einen ziemlich großen Werth haben mußten . . .

— Meiner Treue, nein . . . da mein Vater, der ihren Werth kennen mußte, keinen Nutzen daraus gezogen hatte . . . und dann, zehntausend Franken, in schönen und guten Thalern, . . . welche uns, man weiß nicht woher, zugefallen . . . das nimmt man immer, und auf der Stelle . . . und ich habe sie angenommen . . . Nur hat mich der Geschäftsmann einen Wechsel zur . . . zur Bürgschaft . . . ja so ist es, zur Bürgschaft unterschreiben lassen.

— Ihr habt ihn unterzeichnet?

— Was macht mir das aus? . . . es war eine reine Förmlichkeit, wie mir der Geschäftsmann sagte, und er sagte die Wahrheit, da er vor ein vierzehn Tagen verfallen ist, und ich nichts davon habe sprechen hören . . . Es bleiben mir ungefähr noch eintausend Franken bei dem Geschäftsmann, den ich zum Kassirer genommen habe . . . da er die Kasse hatte . . . Und so, mein Dicker, trinke ich seit dem Besitz meiner zehntausend Franken vom Morgen bis zum Abend auf Tod und Leben, vergnügt wie ein Stieglitz, meinen Schelm von Meister, Herrn Tripeaud verlassen zu haben.

Als er diesen Namen aussprach, verfinsterte sich das bis dahin fröhliche Gesicht Jacques plötzlich.

Cephyse, die sich nicht mehr unter dem schmerzlichen Eindruck befand, der sie einen Augenblick gänzlich beschäftigt, blickte Jacques mit Besorgniß an, denn sie

wußte, in welchem Grade ihn der Name des Herrn Tripeaub reizte.

— Herr Tripeaub, — begann Couche-tout-Nu wieder, — das ist einer von denen, welche die Guten böse, und die Bösen böshafter machen würden ... Man sagt guter Reiter ... gutes Pferd; man sollte sagen guter Herr, guter Arbeiter ... Gottes Elend! Wenn ich an diesen Menschen denke! ...

Und Couche-tout-Nu schlug gewaltsam mit der Faust auf den Tisch.

— Sei ruhig, Jacques, denk an etwas Anderes, — sagte die Bacchanten-Königin, — Rosa-Pompon ... mach ihn doch zu lachen ...

— Ich habe keine Lust mehr zu lachen, — antwortete Jacques mit einem barschen und durch die Aufregung des Weines noch heftigeren Tone, — das ist stärker, als ich; wenn ich an diesen Menschen da denke ... so werde ich erbittert! Ihr hättet ihn hören müssen! ... Lumpen von Gefellen ... Kanaißen von Gefellen! sie schreien, daß sie kein Brod im Bauche hätten, — sagte Herr Tripeaub, — nun denn, man wird ihnen Bajonnette hineinstecken ...*) das wird sie besänftigen ... Und die Kinder ... in seiner Fabrik ... Ihr hättet sie sehen müssen ... die armen

*) Dieses gräßliche Wort ist bei den Unruhen von Lyon ausgesprochen worden.

Kleinen ... wie sie eben so lange; als die Männer, arbeiteten ... wie sie sich erschöpften und Dußendweise umkamen ... Aber was! Waren diese todt, kamen am Ende immer gar viele andere ... Das ist nicht wie mit den Pferden, die man nur ersetzen kann, indem man sie bezahlt.

— Laßt sein, zuverlässig liebt Ihr Euren alten Herrn nicht, — sagte Dumoulin, immer mehr über die finstere und sorgenvolle Miene seines Wirthes erstaunt, und indem er bedauerte, daß die Unterhaltung eine so ernste Wendung genommen hatte; demnach flüsterte er auch der Bacchanten-Königin einige Worte ins Ohr, die ihm durch ein Zeichen des Einverständnisses antwortete.

— Nein ... ich liebe Herrn Tripeaub nicht, — erwiderte Coudre-tout-Ru, — ich hasse ihn, wißt Ihr warum? weil es eben so sehr seine Schuld als die meine ist, daß ich ein Schwelger geworden bin; ich sage das nicht, um mich zu rühmen, aber es ist wahr; ... als ich ein Knabe und Lehrling bei ihm war, war ich voller Muth, voller Eifer und so erpicht auf die Arbeit, daß ich mein Hemd auszog, um zu arbeiten; gerade wegen diesem hat man mich sogar Coudre-tout-Ru getauft ... Nun denn! ich mochte mich noch so sehr ermüden, mich abrackern ... niemals ein Wort, um mich zu ermutigen; ich war der Erste in der Werkstatt, ich verließ sie als der Letzte ... nichts; man wurde es nicht einmal gewahr ... eines Tages hatte ich mich an der Maschine verwundet ... man brachte mich in das

Hospital ... ich verließ es ... noch ganz schwach; das war einerlei, ich nahm meine Arbeit wieder vor ... Ich ließ mich nicht abschrecken; ... die Anderen, welche wußten, wozu es dadurch wieder kommen würde, und die den Herrn kannten, mochten mir noch so sehr sagen: Ist er ein Narr, dieser Kleine da, sich so abzuschinden, was für einen Nutzen wird er davon haben? ... Aber so mach doch gerade Deine Arbeit, Einfaltspinsel, Du hast darum nicht mehr und nicht weniger. Das war einerlei, ich schaffte immer fort; endlich wurde eines Tages ein alter wackerer Mann, den man den Vater Arsène nannte, er arbeitete seit langer Zeit in dem Hause, und er war ein Muster guten Betragens — eines Tages also wurde der Vater Arsène fortgeschickt, weil seine Kräfte zu sehr abnahmen. Das war für ihn ein Todesstoß; er hatte eine gebrechliche Frau, und schwach, wie er war, konnte er in seinem Alter anderswo kein Unterkommen finden ... Als der Werkmeister ihm seinen Abschied ankündigte, vermochte es der arme Mann nicht zu glauben; er begann vor Verzweiflung zu weinen. In diesem Augenblicke kam Herr Tripeaub vorüber ... Der Vater Arsène flehete ihn mit gefalteten Händen an, ihn um die Hälfte des Preises zu behalten. — Ah! so, — sagte Herr Tripeaub, die Achseln zuckend, zu ihm, — glaubst Du etwa, daß ich aus meiner Fabrik ein Invalidenhaus machen will? Du kannst nicht mehr arbeiten, pack Dich. — Aber ich habe seit vierzig Jahren meines Lebens gearbeitet, was soll aus mir werden?

mein Gott! — sagte der arme Vater Arsène. — Geht das mich etwa was an? — antwortete ihm Herr Tripeaud, und sich an seinen Kommiss wendend, sagte er: — Stellen Sie die Abrechnung seiner Woche, und daß er sich packt. — Der Vater Arsène hat sich gepackt, — ja . . . er hat sich gepackt . . . aber am Abend hat er sich und seine alte Frau mit Kohlendampf erstickt. Nun denn, seht, ich war ein Knabe; aber die Geschichte des Vater Arsène hat mir etwas gelehrt, nämlich daß, wenn man sich noch so sehr bei der Arbeit zu Grunde richtete, das immer nur den Herren Nutzen bringen würde, die uns nicht einmal Dank dafür wüßten, und daß man für seine alten Tage nur die Aussicht hätte, an einem Ecksteine zu verrecken. Da ist all mein schönes Feuer erloschen, und ich habe mir gesagt: was für Nutzen hätte ich davon, mehr zu thun, als ich muß? Habe ich etwa, wenn meine Arbeit Herrn Tripeaud Haufen Geldes einträgt, nur ein Stäubchen davon? Demnach auch, da ich keinen Vortheil der Eigenliebe oder des Interesses dabei hatte, zu arbeiten, so habe ich einen Widerwillen gegen die Arbeit bekommen, ich habe gerade gemacht, was ich machen mußte, um meinen Wochenlohn zu verdienen; ich bin ein Müßiggänger, Faulenzger, Schwärmer geworden, und sagte mir: wenn es mich zu sehr langweilt zu arbeiten, so werde ich es wie Vater Arsène und seine Frau machen . . .

Während Jacques sich unwillkürlich von diesen bitteren Gedanken fortreißen ließ, hatten sich die übrigen

Tischgenossen, durch eine ausdrucksvolle Geberde Dumoulin's und der Bacchanten-Königin schweigend verabredet; auf ein Zeichen der Bacchanten-Königin, die, mit dem Fuße Flaschen und Gläser umwerfend, auf den Tisch sprang, standen Alle auf, indem sie unter Begleitung von Nini-Moulin's Rassel ausriefen:

— Die Tulipe orangeuse . . . man verlangt die Tulipe orangeuse.

Bei diesen freudigen Rufen, die wie eine Bombe ausbrachen, erbehte Jacques; dann, nachdem er seine Gäste mit Erstaunen angeblickt hatte, fuhr er mit der Hand über seine Stirn, gleichsam um die ihn beherrschenden peinlichen Gedanken zu verschrecken, und rief aus:

— Ihr habt Recht. En avant deux und es lebe die Lust!

In einem Augenblicke war die von kräftigen Armen fortgetragene Tafel an das eine Ende des großen Speisesaales versetzt; die Zuschauer stellten sich auf Stühle, auf Bänke, auf die Fensterrahmen, und ersetzten, im Chor die von Studenten so bekannte Melodie singend, das Orchester, um den von Couche-tout-Ru, der Bacchanten-Königin, Nini-Moulin und Rosa-Pompon gebildeten Contretanz zu begleiten.

Seine Schnarre einem der Tischgenossen anvertrauend, nahm Dumoulin wieder seinen ungeheuren römischen Helm mit Federbesen; bei dem Anfange des Festes hatte er seinen Oberrock ausgezogen, er erschien demnach in

dem ganzen Glanze seiner Verkleidung. Sein Schuppenpanzer endigte sich auf eine passende Weise durch eine Federjacke gleich denen, welche die Wilden der Bedeckung des Fastnachts-Ochsens tragen. Mini-Moulin hatte einen dicken Bauch und bürre Beine, seine Waden schlotterten demnach auch in dem Raume seiner weiten Stulpenstiefeln.

Ihre Militairmütze der Quere gesetzt, die beiden Hände in den Taschen ihres Beinkleides, den Oberleib ein wenig vorgeneigt und ihn auf ihren Hüften von der Rechten zur Linken schaukelnd, machte die kleine Rosa-Pompon ein en-avant-deux mit Mini-Moulin. Dieser, in sich selbst zusammengerafft, das linke Bein zurückgebogen, das rechte Bein vorausgestellt, die Fußspitze in der Luft und mit dem Absätze den Boden streifend, rückte in plötzlichen Sprüngen heran; außerdem schlug er noch mit seiner linken Hand seinen Nacken, während er mit einer gleichzeitigen Bewegung rasch seinen rechten Arm ausstreckte, als ob er seinem Gegenüber hätte Staub in die Augen werfen wollen.

Dieser Anfang hatte den größten Erfolg, man beklatschte ihn lärmend, obgleich er nur das unschuldige Vorspiel der Tulsie orageuse war, als plötzlich die Thür aufging; einer der Aufwärter, welcher einen Augenblick lang Coupe-tout-Nu mit den Augen gesucht hatte, trat auf ihn zu und sagte ihm einige Worte ins Ohr.

— Ich! — rief Jacques, in schallendes Gelächter ausbrechend, aus, — welche Albernheit!

Als der Aufwärter einige Worte hinzugefügt hatte, brückte Couche-tout-Nu's Gesicht plötzlich eine ziemlich große Unruhe aus, und er antwortete dem Aufwärter:

— Gut! . . . ich werde kommen.

Und er that einige Schritte nach der Thür zu.

— Was giebt es denn, Jacques? — fragte die Bacchanten-Königin ziemlich erstaunt.

— Ich komme sogleich zurück . . . irgend Jemand wird meine Stelle einnehmen; tanzt immer fort, — sagte Couche-tout-Nu.

Und er verließ eiligst den Saal.

— Das wird etwas sein, was nicht auf den Speisezetteln gesetzt ist, — sagte Dumoulin; — er wird wieder kommen.

— So ist es . . . — sagte Cephyse; — jetzt der Cavalier allein, — sagte sie zu Jacques Stellvertreter. Und der Contretanz fuhr fort.

Nini-Moulin hatte so eben Rosa-Pompon bei der rechten und die Bacchanten-Königin bei der linken Hand ergriffen, um zwischen ihnen zu balanciren, eine Tour, in welcher er ausgelassen komisch war, als die Thür von Neuem aufging, und der Aufwärter, welcher Jacques gefolgt war, sich rasch mit einer bestürzten

Miene Cephysen näherte und ihr ins Ohr flüsternte, wie er mit *Couche-tout-Ru* gesprochen hatte.

Die Bacchanten-Königin wurde bleich, stieß einen lauten Schrei aus, stürzte nach der Thür zu und verließ eiligst den Saal, ohne ein Wort auszusprechen, indem sie die Gäste auf das Höchste erschaut zurückließ.

IV.

Der Abschied.

Indem sie dem Aufwärter des Speisewirthes folgte, gelangte die Bacchanten-Königin an den Fuß der Treppe; eine Niethkutsche stand vor der Thür; in dieser Niethkutsche sah sie Couche-tout-Ru mit einem der Männer, welche zwei Stunden zuvor auf dem Plage des Châtelet aufpaßten.

Bei Cephysens Ankunft stieg der Mann aus, und sagte zu Jacques, indem er seine Uhr aus der Tasche zog:

— Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde . . . das ist Alles, was ich vermag, mein Guter . . . nachher . . . auf den Weg . . . Versuchen Sie nicht, uns zu ent-
wischen, wir werden an den Schlägen so lange wachen,
als der Wagen hier hält.

Mit einem Sprunge war Cephysse in dem Wagen.

Zu sehr erschüttert, um früher gesprochen zu haben, rief sie aus, als sie sich an Jacques Seite setzte und seine Blässe bemerkte:

— Was giebt es? was will man von Dir?

— Man verhaftet mich wegen Schulden . . . —
sagte Jacques mit einer finsternen Stimme.

— Dich? — rief Cephysse mit einem herzerreißenden Schreie.

— Ja, wegen dieses Bürgschafts-Wechsels, welchen der Geschäftsmann mich hat unterschreiben lassen . . . und er sagte, daß das nur eine Förmlichkeit sei . . . der Spießbube!!

— Aber, mein Gott, Du hast Geld bei ihm stehen . . . er soll das einstweilen auf Abschlag nehmen.

— Es bleibt mir kein Sou mehr übrig; er hat mir durch den Gerichtsdiener sagen lassen, daß er mir die letzten tausend Franken nicht gäbe, da ich den Wechsel nicht bezahlt hätte.

— Eilen wir dann zu ihm, um ihn zu bitten, ihn zu stehen, daß er Dich in Freiheit läßt; er ist es ja, welcher Dir angeboten hat, Dir dieses Geld zu leihen; ich weiß es genau, da er sich ja zuerst an mich gewandt hat. Er wird Mitleid haben.

— Mitleid . . . ein Geschäftsmann . . . geh doch . . .

— Also nichts . . . nichts mehr . . . — rief Cephysse beklommen die Hände faltend aus.

Dann begann sie wieder:

— Aber es muß darin etwas zu thun sein . . . Er hatte Dir versprochen . . .

— Du siehst, wie er seine Versprechungen hält, — erwiderte Jacques bitter, — ich habe unterschrieben, ohne nur zu wissen, was ich unterschrieb; der Verfall-

tag ist vorüber, er ist in seinem Recht . . . Es würde mir zu nichts dienen, Widerstand zu leisten, man hat mir alles das so eben erklärt . . .

— Aber man kann Dich nicht lange im Gefängniß behalten! das ist unmöglich.

— Fünf Jahre . . . wenn ich nicht bezahle . . . Und da ich niemals werde bezahlen können, so ist meine Sache sicher . . .

— Ach! welches Unglück! welches Unglück! und nichts zu vermögen!! — sagte Cephyse, indem sie ihren Kopf in ihre Hände verbarg.

— Höre, Cephyse, — begann Jacques wieder mit einer schmerzlich bewegten Stimme, — seitdem ich so weit bin, denke ich nur an eines . . . nämlich daran, was aus Dir werden wird.

— Bekümmere Dich nicht um mich . . .

— Ich soll mich nicht um Dich bekümmern? aber Du bist Narrisch . . . Wie willst Du es machen. Das Mobiliar unserer beiden Zimmer ist keine zweihundert Franken werth. Wir verschwendeten so unsinnig, daß wir nicht einmal unsere Miete bezahlt haben. Wir sind drei Termine schuldig . . . wir dürfen also nicht auf den Verkauf unserer Möbeln rechnen . . . ich lasse Dich ohne einen Sou . . . Mich ernährt man zum Mindesten im Gefängnisse . . . aber Du . . . wie willst Du leben?

— Wozu nützt es, sich im Voraus Kummer zu machen?

— Ich frage Dich, wie willst Du morgen leben? —
rief Jacques aus.

— Ich werde mein Kostüm und einige Sachen verkaufen, die Hälfte des Geldes Dir schicken und den Rest behalten; das wird mir für einige Tage ausreichen.

— Und nachher? nachher?

— Nachher? ... hm ... dann ... ich weiß es nicht, mein Gott, was willst Du, daß ich Dir sage? ... nachher werde ich sehen ...

— Höre, Cephysse, — erwiderte Jacques mit einer herzzerreißenden Bitterkeit, — jetzt ... sehe ich, wie sehr ich Dich liebe ... bei dem Gedanken, daß ich Dich zu verlassen im Begriffe stehe, ist mir das Herz wie in einen Schraubstock gepreßt ... es macht mich schauern nicht zu wissen, was aus Dir werden wird ... — dann, mit der Hand über die Stirn fahrend, fügte Jacques hinzu: — Siehst Du? ... was uns ins Verderben gestürzt hat, ist, daß wir uns immer gesagt: Morgen wird nicht kommen, und Du siehst, Morgen kommt. Wenn ich einmal nicht mehr bei Dir sein werde, wenn Du einmal den letzten Sou von diesen Kleidern, die Du verkaufen willst, ausgegeben hast ... was willst Du dann ... unfähig zu arbeiten, wie Du jetzt bist ... thun? ... willst Du, daß ich Dir es sage ... was Du thun wirst? Du wirst mich vergessen und ...

Dann, als ob er vor seinem Gedanken zurückgebebt wäre, rief Jacques mit Wuth und Verzweiflung aus:

— Gottes Elend! wenn sich das ereignen sollte, so würde ich mir den Kopf an einem Stein zerschmettern!

Cephysse errieth, was Jacques verschwiegen hatte, und sie sagte hastig zu ihm, indem sie sich an seinen Hals warf:

— Ich? einen anderen Geliebten ... nimmermehr!! denn mir geht es wie Dir, ich sehe jetzt, wie sehr ich Dich liebe.

— Aber um zu leben? ... meine arme Cephysse! um zu leben?

— Wohlan denn! ... ich werde Muth haben, ich werde wie sonst bei meiner Schwester wohnen ... ich werde mit ihr arbeiten; das wird mir immer Brod geben ... Ich werde nur ausgehn, um Dich zu besuchen ... Binnen hier und einigen Tagen wird der Geschäftsmann überlegen und denken, daß Du ihm die zehntausend Franken nicht bezahlen kannst, und er wird Dich in Freiheit setzen lassen; ich werde meine Gewohnheit zur Arbeit wieder erlangt haben ... Du wirst sehen ... Du wirst sehen! ... Du wirst diese Gewohnheit auch wieder annehmen, und wir werden arm, aber ruhig leben ... am Ende werden wir uns zum Mindesten sechs Monate lang recht ordentlich belustigt haben ... während so viele Andere ihr Leben lang das Vergnügen nicht gekannt haben; glaube mir, mein guter Jacques, was ich Dir sage, ist wahr ... Diese Lehre wird mir Nutzen bringen. Wenn Du mich liebst, habe ich nicht die geringste Besorgniß; ich sage Dir, daß ich hundert

Mal lieber sterben, als einen anderen Geliebten haben möchte.

— Umarme mich . . . — sagte Jacques mit feuchten Augen, — ich glaube Dir . . . ich glaube Dir . . . Du verleihst mir wieder Muth . . . sowohl für jetzt, als für später; . . . Du hast Recht, wir müssen versuchen, uns wieder an die Arbeit zu machen, oder, wo nicht . . . der Korb Kohlen des Väter Arsène . . . denn, siehst Du, — fügte Jacques mit einer leisen und bebenden Stimme hinzu, — seit sechs Monaten . . . war ich wie trunken; jetzt werde ich wieder nüchtern . . . und ich sehe, wohin wir gingen . . . Einmal mit unsern Mitteln zu Ende, wäre ich vielleicht ein Dieb geworden, und Du . . . eine . . .

— Oh! Jacques, Du machst mich bange, sage das nicht, — rief Cephysse, Couche-tout-Ru unterbrechend, aus, — ich schwöre es Dir, ich werde zu meiner Schwester zurückkehren, ich werde arbeiten . . . ich werde Muth haben . . .

Die Bacchanten-Königin war in diesem Augenblicke sehr aufrichtig; sie hatte den festen Willen ihr Wort zu halten; ihr Herz war noch nicht gänzlich verdorben, das Elend und die Noth waren für sie die Ursache und selbst die Entschuldigung ihrer Verirrung gewesen; bis dahin war sie zum Mindesten immer der Neigung ihres Herzens, ohne irgend einen niedrigen oder feilen Gedanken gefolgt; die grausame Lage, in welcher sie Jacques sah, überspannte ihre Liebe noch; sie glaubte sich ihrer selbst

ficher genug, um ihm zu schwören, bei der Mayeur dieses Leben fruchtloser und beständiger Arbeit, dieses Leben schmerzlicher Entbehrungen wieder vorzunehmen, das ihr schon einmal zu ertragen unmöglich gewesen war, und das ihr noch weit unerträglicher sein mußte, seitdem sie sich an ein mäßiges und ausschweifendes Leben gewöhnt hatte.

Nichts desto weniger beruhigten die Versicherungen, welche sie so eben Jacques gegeben hatte, den Kummer und die Besorgnisse dieses Mannes ein wenig; er hatte Verstand und Herz genug um einzusehn, daß der verhängnißvolle Strudel, von dem er sich bis jetzt hatte blindlings fortreißen lassen, ihn und Cephysen geraden Weges zur Schande führte.

Einer der Gerichtsdienner klopfte an den Schlag:

— Es bleiben Ihnen nur noch fünf Minuten, mein Lieber, eilen Sie.

— Wohlan denn, mein Kind ... Muth ... — sagte Jacques.

— Sei unbesorgt ... ich werde ihn haben ... Du kannst darauf rechnen ...

— Willst Du nicht wieder hinaufgehn?

— Nein, oh! nein! — sagte Cephysse. — Ich habe jetzt einen Abscheu vor diesem Feste.

— Alles ist voraus bezahlt ... ich will durch einen Aufwärter melden lassen, daß man uns nicht erwartet, — erwiderte Jacques. — Sie werden sehr erstaunt sein, aber das ist gleich ...

— Wenn Du mich nur bis nach Pause begleiten könntest, — sagte Cephyse, — dieser Mann da wird es vielleicht erlauben, denn am Ende kannst Du nicht so gekleidet nach Saint-Pelagie gehen.

— Das ist wahr, er wird Dir nicht ausschlagen, mich zu begleiten; da er aber mit uns in dem Wagen sitzen wird, so können wir uns in seiner Gegenwart nichts mehr sagen ... Laß mich demnach auch zum ersten Male in meinem Leben vernünftig mit Dir reden. Erinnere Dich wohl dessen, was ich Dir sage, meine gute Cephyse ... das kann außerdem mir eben so, wie Dir gelten, — begann Jacques wieder mit einem ernsten und innigen Tone, — nimm noch heute die Gewöhnheit der Arbeit wieder an ... Sie mag noch so mühevoll und undankbar sein, das ist gleich ... zögere nicht, denn Du würdest den Eindruck dieser Lehre bald vergessen; wie Du sagtest, würde es späterhin nicht mehr Zeit sein, und dann würdest Du wie so viele andere arme Unglückliche endigen ... Du verstehst mich ...

— Ich verstehe Dich ... — sagte Cephyse erröthend; — aber ich würde hundert Male den Tod einem solchen Leben vorziehen ...

— Und Du hättest Recht; ... denn in diesem Falle, siehst Du, — fügte Jacques mit dumpfer und gezwungener Stimme hinzu, — werde ich Dir helfen ... zu sterben.

— Ich rechne fest darauf, Jacques, — antwortete Ce-

physe, indem sie ihren Geliebten begeistert umarmte, dann fügte sie traurig hinzu:

— Siehst Du, es war wie eine Ahnung, als ich mich vorhin ganz traurig gefühlt habe, ... ohne zu wissen, warum, mitten in unserer Fröhlichkeit ... und als ich auf die Cholera trank ... damit sie uns mit einander sterben lassen möchte ...

— Ei nun! ... wer weiß, ob die Cholera nicht kommen wird? — erwiderte Jacques mit einer finsternen Miene, — das würde uns die Kohlen ersparen, wir werden vielleicht nicht einmal die Mittel haben, um sie zu kaufen ...

— Ich kann Dir nur eines sagen, Jacques, nämlich, daß Du mich immer bereit finden wirst, sowohl um mit einander zu leben als zu sterben.

— Wohlan denn, trockne Deine Augen, — erwiderte er mit einer innigen Rührung. — Benehmen wir uns nicht wie Kinder in Gegenwart dieser Männer. ...

— Einige Minuten nachher schlug die Miethskutsche den Weg nach Jacques' Wohnung ein, wo er die Kleider wechseln sollte, bevor er sich nach dem Schulgefängniß begäbe.

Wiederholen wir in Bezug auf die Schwester der Mapeux (es giebt Dinge, welche man nicht zu oft wiederholen kann):

Eine der traurigsten Folgen der Inorganisation der Arbeit ist die Unzulänglichkeit des Lohnes.

Die Unzulänglichkeit des Lohnes nöthigt unvermeidlich die größte Zahl auf diese Weise schlecht bezahlter junger Mädchen, das Mittel zum Lebensunterhalt darin zu suchen, daß sie Bekanntschaften schließen, welche sie sittenlos machen.

Bald empfangen sie von ihrem Geliebten eine mäßige Summe, die, vereinigt mit dem Ergebniß ihrer Arbeit, ihnen ihr Auskommen verschafft.

Bald, wie die Schwester der Mapeux, geben sie die Arbeit gänzlich auf, und führen ein gemeinschaftliches Leben mit dem Manne, den sie wählen, wenn dieser die Ausgabe bestreiten kann; dann, und während dieser Zeit der Lustbarkeiten und des Nichtsthuns bemächtigt sich die unheilbare Seuche des Müßigganges für immer dieser Unglücklichen.

Das ist der erste Abschnitt der Entwürdigung, welche die strafbare Sorglosigkeit der menschlichen Gesellschaft einer ungeheuren Zahl von Arbeiterinnen auferlegt, welche gleichwohl mit Instincten der Züchtigkeit, der Rechtchaffenheit und Ehrbarkeit geboren sind.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit verläßt sie ihr Geliebter, zuweilen, wenn sie Mütter sind.

Ein anderes Mal führt eine thörichte Verschwendung den Unbesonnenen ins Gefängniß; dann befindet sich das junge Mädchen allein, verlassen, ohne Unterhalt.

Diesenigen, welche Muth und Energie bewahrt ha-

ben, machen sich wieder an die Arbeit . . . ihre Zahl ist sehr klein.

Die andern . . . durch das Elend, durch die Gewohnheit eines leichtsinnigen und müßigen Lebens fortgerissen, sinken dann bis zur letzten Stufe der Verworfenheit herab.

Und man muß sie wegen dieser Verworfenheit noch mehr bemitleiden, als tabeln, denn die erste und wirkende Ursache ihres Falles war die Unzulänglichkeit der Bezahlung ihrer Arbeit, oder der Mangel an Arbeit, das Feiern *) —

Eine andere traurige Folge von der nichtorganisirten Arbeit ist für die Männer, außer der Unzulänglichkeit des Lohnes, der große Widerwille, mit dem sie an das ihnen auferlegte Tagewerk gehen.

*) Wir lesen in einer vortrefflichen Denkschrift voll praktischer Ansichten und durch einen mildthätigen und erhabenen Geist eingegeben (Nationales Bündniß gegen das Elend der arbeitenden Klasse, oder erklärende Denkschrift einer, der Deputirten-Kammer vorzulegenden Bittschrift; von J. Terson. — Paulin, Herausgeber.) — Wir lasen folgende, unglücklicher Weise nur zu wahren Zeilen: „Wir sprechen nicht von den, denselben Wechselfällen unterworfenen Arbeiterinnen, was wir darüber zu sagen hätten, würde zu schmerzlich anzuhören sein . . . Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß gerade während der längsten Festerzeit die Abgesandten der Unacht ihre Proselyten unter den schönsten Mädchen des Volkes werden.“

Das ist begreiflich.

Weiß man ihnen die Arbeit anziehend zu machen, sei es nun durch die Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen, oder durch ehrenhafte Belohnungen, oder durch Aufmerksamkeit, oder durch den Nutzen, welchen das Werk ihrer Hände einbringt, angemessene Vergütungen, oder endlich durch die Hoffnung eines versicherten Ruhestandes nach langen Jahren mühevoller Arbeit?

Nein, das Vaterland bekümmert sich weder um diese Sorge für ihr Bedürfnis, noch um ihre Rechte.

Und doch giebt es, um nur einen Erwerbszweig anzuführen, Mechaniker und Arbeiter in den Fabriken, welche, dem Plagen der Dampfmaschinen und der Berührung furchtbarer Räderwerke ausgesetzt, täglich weit größeren Gefahren die Spitze bieten, als Soldaten im Kriege, seltene praktische Kenntnisse entfalten, indem sie dem Gewerbsfleisse, und demzufolge dem Vaterlande unbestreitbare Dienste während einer langen und ehrenvollen Laufbahn leisten, wenn sie nicht früher durch das Plagen eines Dampfkeffels umkommen, oder irgend eines ihrer Glieder zwischen den Eisenzähnen einer Maschine zermalmt wird.

Erhält in diesem letzteren Falle der Arbeiter zum Mindesten eine Belohnung gleich derjenigen, welche der Soldat als Vergeltung seines, ohne Zweifel löblichen, aber unfruchtbaren Muthes erhält! — eine Unterkunft in einem Invalidenhause?

Nein . . .

Was kümmert dies das Land? und wenn der Herr des Arbeiters undankbar ist, so stirbt der zum Dienst Untaugliche in irgend einem Winkel Hungers.

Veruft man endlich jemals zu diesen prunkvollen Festen des Gewerbfleißes einige dieser geschickten Arbeiter, die allein diese wundervollen Stoffe gewoben, diese glänzenden Waffen geschmiedet und damascirt, diese Gold- und Silberbecher ciselirt, diese Möbeln von Ebenholz und Elfenbein ausgeschnitten, diese blendenden Edelsteine mit einer auserlesenen Kunst gefaßt haben?

Nein . . .

In ihre Dachstube, inmitten einer armseligen und hungrigen Familie zurückgezogen, leben dieselben nothdürftig von einem geringen Lohne, während sie, man muß es gestehen, zum Mindesten zur Hälfte dazu beigetragen haben, das Vaterland mit diesen Wundern zu begaben, welche seinen Reichthum, seinen Ruhm und seinen Stolz ausmachen.

Sollte nicht ein Minister des Handels und der Gewerbe, welcher den geringsten Begriff seiner hohen Stellung und seiner Pflichten hätte, verlangen, daß jede zur Ausstellung liefernde Fabrik durch eine Wahl in verschiedenen Graden eine gewisse Anzahl der verdienstvollsten Kandidaten erwähle, unter welchen der Fabrikant denjenigen bezeichnede, welcher ihm der Würdigste schiene, um die arbeitende Klasse bei diesen großen

Feierlichkeiten des Gewerbflusses zu vertreten?

Würde es nicht ein edles und ermutigendes Beispiel geben, dann von seinem Meister den Arbeiter zur öffentlichen Belohnung oder Auszeichnung vorgeschlagen zu sehen, der von seinen Mitarbeitern als der Rechtchaffenste, Arbeitsamste und Eifrigste seines Gewerbes abgeordnet worden war?

Dann würde eine zur Verzweiflung bringende Ungerechtigkeit verschwinden, dann würde die Tugend des Arbeiters durch ein edles und erhabenes Ziel angefeuert, dann würde er ein Interesse haben, gut zu handeln.

Gewiß hat der Fabrikant wegen der Umsicht, die er entfaltet, der Kapitale, welche er wagt, der Fabriken, welche er gründet, und des Guten, welches er zuweilen thut, einen rechtmäßigen Anspruch auf die Auszeichnungen, mit denen man ihn überhäuft; warum ist aber der Arbeiter so unbarmherziger Weise von diesen Belohnungen ausgeschlossen, deren Wirkung auf den großen Haufen so allmächtig ist?

Sind denn die Generale und die Offiziere die Einzigen, die man in einem Heere belohnt?

Nachdem man die Anführer dieses mächtigen und fruchtbringenden Heeres des Gewerbflusses gerechter Weise belohnt hat, warum da niemals an ihre Soldaten denken?

Warum giebt es für sie niemals Zeichen glänzender

Vergeltung? einige tröstende und wohlwollende Worte aus einem erhabenen Munde? kurz, warum sieht man in Frankreich keinen einzigen mit einem Ehrenzeichen geschmückten Arbeiter, als Belohnung für das Werk seiner Hände, seines gewerbfleißigen Muthes und seiner langen und mühseligen Laufbahn? Dieses Kreuz und der geringe Jahrgelalt, der es begleitet, würde indessen für ihn eine doppelte, gerechter Weise verdiente Belohnung sein; aber nein, für die niedrige Arbeit, für die ernährende Arbeit, giebt es nur Vergessen, Ungerechtigkeit, Gleichgiltigkeit und Geringschätzung!

Aus dieser öffentlichen Vernachlässigung, oft durch die Selbstsucht oder die Härte undankbarer Herren verschlimmert, entsteht demnach auch für die Arbeiter eine traurige Lage.

Trotz ihrer unaufhörlichen und harten Arbeit leben die Einen von Entbehrungen und sterben vor der Zeit, fast immer eine sie vernachlässigende Gesellschaft verwünschend.

Anderer suchen das vergängliche Vergessen ihrer Leiden in einer sie tödtenden Trunkenheit.

Endlich eine große Anzahl, die kein Interesse, keinen Vortheil, keine moralische oder materielle Anspornung hat, um mehr zu thun oder besser zu arbeiten, beschränkt sich darauf, um gerade nur so viel zu thun, als sein muß, um ihren Lohn zu verdienen. Nichts fesselt sie an ihre Arbeit ... Nichts schützt sie vor den Nothungen

des Müßigganges, und wenn sie durch Zufall Mittel finden, eine Zeitlang in Trägheit zu leben, so geben sie sich allmählig diesen Gewohnheiten des Nichtsthuns und der Schwelgerei hin, und zuweilen befallen die schlechtesten Leidenschaften für immer die ursprünglich gesunden, rechtschaffenen Naturen voll guten Willens, aus Mangel einer schützenden und billigen Vormundschaft, die ihre ersten rechtschaffenen und arbeitsamen Bestrebungen unterstützt, ermuntert und belohnt hätte.

.
Wir wollen jetzt der Mapeux folgen, die, nachdem sie, um Arbeit zu holen, zu der Person gegangen war, welche sie gewöhnlich beschäftigte, sich in die Straße Babylone nach dem von Adrienne von Cardoville bewohnten Pavillon begeben hatte.

Zweite Abtheilung.

Das Sanct-Marien-Stift.

V.

F l o r i n e .

Während die Bacchanten-Königin und Couche-tout-
Ru den lustigen Zeitabschnitt ihres Lebens auf eine so
traurige Weise beschlossen, gelangte die Mameux an die
Thür des Pavillons der Straße Babylone.

Bevor sie schellte, trocknete die Mameux ihre Thränen
ab: ein neuer Kummer drückte sie. Als sie ihre Schwester
verlassen, war sie zu der Person gegangen, welche ihr
gewöhnlich Arbeit gab; aber diese hatte keine gegeben,
indem sie, wie sie sagte, dieselbe Arbeit in den Frauen-
zimmer-Gefängnissen mit einem Drittheil Ersparniß an-
fertigen lassen könnte. Ehe sie diese letzte Nahrungs-
quelle auch verlöre, hatte die Mameux sich erboten, sich
dieser Herabsetzung des Preises zu unterwerfen; aber
die Stücke Weißzeug waren schon übergeben, und die
Nähterin durfte nicht hoffen, selbst nachdem sie in diese

Preiserniedrigung eingewilligt, früher als in vierzehn Tagen Arbeit zu erhalten. Man wird die Angst des armen Geschöpfes begreifen; denn bei einem gezwungenen Müßiggehen muß man betteln, vor Hunger sterben oder stehlen.

Was ihren Besuch in der Straße Babylone anlangt, so wird sich derselbe sogleich erklären.

Die Mapeux schellte auf eine schüchterne Weise an der kleinen Thür, und wenige Augenblicke nachher machte ihr Florine auf. Die Kammerfrau war nicht mehr nach dem reizenden Geschmade Adriennens gekleidet, sondern sie war im Gegentheile mit einer, so zu sagen affectirten strengen Einfachheit gekleidet; sie trug ein hoch an den Hals hinaufreichendes Kleid von dunkler Farbe, das weit genug war, um die schlankte Zierlichkeit ihres Wuchses zu verbergen; ihre gescheitelten, glänzend schwarzen Haare traten kaum unter dem platten Besätze einer kleinen, weißen gestärkten Haube hervor, die ziemlich denen der Nonnen glich; aber trotz dieses so modesten Kostümes erschien das dunkle und bleiche Gesicht Florinens doch immer noch wundervoll schön.

Wir haben bemerkt, daß Florine, wegen eines früher begangenen Verbrechens unter die gänzliche Abhängigkeit Robins und des Herrn von Aigrigny gestellt, ihnen bis dahin, trotz der Beweise von Vertrauen und Güte, mit welchen Adrienne sie überhäuft, als Spionin bei dieser gedient hatte. Indessen war Florine nicht gänzlich verdorben; sie empfand oft schmerzliche und

vergebliche Gewissensbisse bei dem Gedanken an das schändliche Gewerbe, das man sie bei ihrer Gebieterin auszuüben nöthigte.

Bei dem Anblicke der Mameur, welche sie als diejenige erkannte, der sie vor etlichen Tagen die Verhaftung Agricols und den plötzlichen Anfall von Wahnsinn beim Fräulein von Cardoville mitgetheilt hatte, wich Florine um einen Schritt zurück, so viel Theilnahme und Mit-leiden floßten ihr die Züge der jungen Nähterin ein. In der That hatte die Ankündigung eines gezwungenen Feierns unter diesen Umständen der jungen Nähterin einen letzten und schrecklichen Schlag versetzt; man sah auf ihren Wangen die Spuren frischer Thränen; ihre Züge brühten ohne ihr Wissen eine unendliche Trostlosigkeit aus, und sie schien so erschöpft, so schwach, so niedergeschlagen, daß Florine rasch auf sie zutrat, ihr ihren Arm anbot, und sie unterstützend, mit Güte zu ihr sagte:

— Treten Sie ein, Mademoiselle, treten Sie ein...
Rufen Sie ein wenig aus, denn Sie sind sehr blaß... und Sie haben ein sehr leidendes und sehr erschöpft-tes Aussehn, mein Gott!

— Indem sie dieses sagte, führte Florine die Mameur in eine kleine, mit Teppichen belegte, heizbare Vorhalle, und ließ sie sich an ein wohlthätiges Feuer in einem gestickten Sessel setzen; Georgette und Hebe waren verabschiedet worden; Florine war bis jetzt die alleinige Aufseherin des Pavillons geblieben.

Als die Majeur sich gesetzt, sagte Florine theilnehmend zu ihr:

— Wollen Sie nicht etwas trinken, Mademoiselle? ein wenig warmes Zuckerwasser mit Orangeblüthen?

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte die Majeur gerührt, denn der geringste Beweis von Wohlwollen gegen sie erfüllte sie mit Dankbarkeit, und sie sah mit einer angenehmen Ueberraschung, daß ihre armseligen Kleider kein Gegenstand des Widerwillens oder der Geringschätzung für Florinen waren.

— Ich bedarf nur ein wenig Ruhe, denn ich komme weit her, — begann sie wieder, — und wenn Sie erlauben ...

— Ruhen Sie aus, so lange als Sie wollen, Mademoiselle ... seit meine Gebieterin ihn verlassen, bin ich allein in diesem Pavillon. — Hier erröthete Florine und seufzte. — Geniren Sie sich demnach in nichts ... nähern Sie sich dem Feuer ... ich bitte Sie; kommen Sie hierher, Sie werden sich da besser befinden ... Mein Gott, was Ihre Füße naß sind! ... setzen Sie dieselben ... auf diese Fußbank.

Der so herzliche Empfang Florinens, ihr schönes Gesicht, das Angenehme ihrer Manieren, welche nicht diejenigen einer gewöhnlichen Kammerjungfer waren, überraschten die Majeur, die trotz ihrer niedrigen Stellung mehr als irgend Jemand für alles das, was anmüthig, zart und ausgezeichnet war, Gefühl hatte; demnach auch fühlte die gewöhnlich so besorgt empfind-

liche, so argwöhnisch schlichterne junge Mähterin, durch Florinens Freundlichkeit fortgerissen, beinahe Vertrauen zu ihr.

— Wie gütig Sie sind, Mademoiselle . . . — sagte sie mit einem innigen Tone zu ihr, — ich bin ganz beschämt über Ihre Güte.

— Ich versichere Ihnen, Mademoiselle, ich wünschte, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen den Platz an diesem Feuer anzubieten . . . Sie haben eine so sanfte, so interessante Miene! . . .

— Ach! Mademoiselle, wie wohl thut es, sich an einem so guten Feuer zu wärmen! — sagte die Mapeur treuherzig und fast unwillkürlich. — Dann bange, so groß war ihr Zartgefühl, daß man sie für fähig halten möchte, durch Verlängerung ihres Besuches die ihr angebotene Gastfreundschaft zu missbrauchen, fügte sie hinzu:

— Hören Sie, Mademoiselle, weshalb ich wieder herkomme! . . . Neulich bin ich sehr besorgt gekommen, und Sie haben mir mitgetheilt, daß ein junger Schmied-Geselle, Agricol Beaudoir, in diesem Pavillon verhaftet worden wäre . . .

— Leider! ja, Mademoiselle, und das in dem Augenblicke, wo meine Gebieterin sich damit beschäftigte, ihm zu Hülfe zu kommen . . .

— Herr Agricol . . . ich bin seine Adoptiv-Schwester, — erwiderte die Mapeur, leicht erröthend, — hat mir gestern Abend aus seinem Gefängnisse geschrieben . . . er bat mich, seinem Vater zu sagen, sich so bald als

möglich hierher zu begeben, um Fräulein von Cardoville zu benachrichtigen, daß er, Agricol, diesem Fräulein . . . oder der Person, welche man ihm senden würde, Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte . . . daß er sie aber keinem Briefe anzuvertrauen wage, da er nicht wisse, ob der Briefwechsel der Gefangenen nicht von dem Director des Gefängnisses gelesen würde.

— Wie? meiner Gebieterin will Herr Agricol eine wichtige Mittheilung machen? — sagte Florine ganz erstaunt.

— Ja, Mademoiselle, denn in diesem Augenblicke kennt Agricol das abscheuliche Unglück noch nicht, welches Fräulein von Cardoville betroffen hat.

— Ach, leider hat sich dieser Anfall von Geistesgerrüttung auf eine so plötzliche Weise erklärt, — sagte Florine, die Augen niederschlagend, — daß nichts ihn hätte voraussehen lassen können.

— Dem muß so sein, — erwiderte die Mameur, — denn als Herr Agricol Fräulein von Cardoville zum ersten Mal gesehen hat . . . ist er über ihre Anmuth, über ihr Zartgefühl und über ihre Güte überrascht gewesen.

— Wie alle diejenigen, welche sich meiner Gebieterin nähern . . . — sagte Florine betrübt.

— Als ich heute Morgen, — begann die Mameur wieder, — auf Veranlassung Agricols zu dessen Vater gekommen bin, war derselbe schon ausgegangen, denn er

hat große Besorgnisse; aber der Brief meines Adoptiv-Bruders hat mir so dringend und von einem so großen Interesse für Fräulein von Carboville geschienen, welche sich so großmüthig gegen ihn gezeigt hat . . . daß ich gekommen bin.

— Unglücklicher Weise ist das Fräulein, wie Sie wissen, nicht mehr hier.

— Aber befindet sich nicht irgend Jemand von ihrer Familie hier, den ich, wo nicht sprechen, doch zum Mindesten durch Sie, Mademoiselle, wissen lassen könnte, daß Agricol Sachen von der größten Wichtigkeit für dieses Fräulein zu sagen wünschte?

— Das ist seltsam . . . — begann Florine nachdenkend und ohne der Mameux zu antworten; dann sich nach ihr umwendend, sagte sie: — Und der Gegenstand dieser Mittheilungen ist Ihnen gänzlich unbekannt?

— Gänzlich, Mademoiselle; aber ich kenne Agricol! er ist die Ehre und die Rechtchaffenheit selbst; er hat einen sehr richtigen, sehr geraden Verstand; man kann dem glauben, was er behauptet . . . Welches Interesse könnte er außerdem haben, um . . .

— Mein Gott! — rief, von einem plötzlichen Lichtstrahle getroffen, mit einem Male Florine aus, indem sie die Mameux unterbrach, — ich erinnere mich dessen jetzt: als er in dem Verstecke verhaftet worden ist; in welches ihn das Fräulein hatte führen lassen, befand ich mich zufälliger Weise anwesend und Herr Agricol sagte rasch und leise zu mir: — Benachrichtigen Sie Ihre edel-

müthige Gebieterin, daß ihre Güte für mich ihre Belohnung haben würde, und daß mein Aufenthalt in diesem Verstecke vielleicht nicht nutzlos gewesen sein wird ...

— Das ist Alles, was er mir hat sagen können, denn man hat ihn auf der Stelle fortgeführt; ich gestehe, daß ich in diesen Worten nur den Ausdruck seiner Dankbarkeit und die Hoffnung, dieselbe dem Fräulein eines Tages zu beweisen, gesehen hatte ... wenn ich sie aber mit diesen Worten des Briefes, welchen er Ihnen geschrieben hat, zusammenstelle ... — sagte Florine nachdenkend ...

— In der That, — erwiderte die Mapeur, — es besteht zuverlässig irgend eine Beziehung mit seinem Aufenthalte in diesem Verstecke und den wichtigen Dingen, welche er Ihrer Gebieterin oder irgend Jemandem von ihrer Familie mitzutheilen verlangt hat.

— Dieser Versteck war seit sehr langer Zeit weder bewohnt, noch besucht gewesen, — sagte Florine mit einer nachdenkenden Miene; — vielleicht hat Herr Agricool darin irgend etwas gefunden oder gesehen, welches meine Gebieterin interessieren muß.

— Wenn Agricol's Brief mir nicht so dringend erschienen hätte, — begann die Mapeur wieder, — so würde ich nicht gekommen sein, und er würde sich bei seinem Austritte aus dem Gefängnisse, welcher sich jetzt, Dank der Großmuth eines seiner alten Kameraden, nicht lange verzögern kann, selbst hierher begeben haben; ... da ich aber nicht weiß, ob man ihn selbst ge-

gen Caution noch heute frei lassen wird . . . so habe ich vor Allem seinen Auftrag ausführen wollen; die großmüthige Güte, welche Ihre Gebieterin ihm bezeugt hatte, machte mir außerdem noch eine Pflicht daraus.

Wie alle Personen, deren gute Instincte noch zuweilen wieder erwachen, empfand Florine eine Art von Trost, Gutes zu thun, wenn sie es ungestraft thun konnte, das heißt, ohne sich dem unbarmherzigen Grolle derer auszusetzen, von denen sie abhing.

Durch die Majeur fand sie die Gelegenheit, ihrer Gebieterin wahrscheinlich einen großen Dienst zu erweisen; da sie den Haß der Prinzessin von Saint-Dizier gegen ihre Nichte hinlänglich kannte, um von der Gefahr überzeugt zu sein, die darin läge, wenn Agricol's Entdeckung gerade wegen ihrer Wichtigkeit Jemand anders, als Fräulein von Cardoville selbst, mitgetheilt würde, so sagte Florine, durchdrungen von diesem Gefühl, in einem ernstern Tone zu der Majeur:

— Hören Sie, Mademoiselle . . . ich will Ihnen einen Rath geben, der, wie ich glaube, meiner armen Gebieterin nützlich sein würde; aber dieser Schritt von meiner Seite könnte mir sehr verderbenbringend werden, wenn Sie keine Rücksicht auf meine Anempfehlungen nähmen.

— Wie das, Mademoiselle? — sagte die Majeur, indem sie Florinen mit einem großen Erstaunen anblickte.

— In dem Interesse meiner Gebieterin . . . darf

Herr Agricol Niemandem . . . als ihr selbst . . . die wichtigen Dinge anvertrauen . . . die er ihr mitzutheilen wünscht.

— Da er aber Fräulein Adrienne nicht sehen kann, warum soll er sich da nicht an ihre Familie wenden?

— Weil er vor Allem der Familie meiner Gebieterin Alles, was er weiß, verschweigen muß . . . Fräulein Adrienne kann genesen . . . dann wird Herr Agricol mit ihr reden; außerdem, und sollte sie niemals genesen, sagen Sie Ihrem Adoptivbruder, daß es weit besser sei, sein Geheimniß zu bewahren, als durch Mittheilung es den Feinden meiner Gebieterin dienen zu sehen . . . was, glauben Sie mir, unfehlbar geschehen würde.

— Ich verstehe Sie, Mademoiselle, — sagte die Mameux betrübt. — Die Familie Ihrer großmüthigen Gebieterin liebt sie nicht und verfolgt sie vielleicht?

— Ich kann Ihnen über diesen Gegenstand nichts weiter sagen; jetzt, in dem was mich angeht, so beschwöre ich Sie, von Herrn Agricol zu erlangen, daß er mit Niemandem auf der Welt von dem Schritte spricht, den Sie in dieser Beziehung bei mir versucht, und von dem Rathe, den ich Ihnen gegeben habe; das Glück . . . nein, nicht das Glück, — begann Florine mit einer gewissen Bitterkeit wieder, als ob sie schon lange auf Glück verzichtet hätte, — nein, nicht das Glück, aber die Ruhe meines Lebens hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab.

— Oh, sein Sie unbesorgt, — sagte die Mameux

eben so gerührt als erstaunt über den schmerzlichen Ausdruck von Florinens Zügen, — ich werde nicht undankbar sein! Niemand auf der Welt, ausgenommen Agricol, wird erfahren, daß ich Sie gesehen habe.

— Ich danke Ihnen . . . oh! ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte Florine erschüttert.

— Sie mir danken? — sagte die Mayeux, verwundert, große Thränen aus Florinens Augen rollen zu sehen.

— Ja . . . ich verdanke Ihnen einen Moment reiner Glühes ohne Mißthung, denn ich werde meiner theuren Gebieterin vielleicht einen Dienst erwiesen haben; ohne Gefahr zu laufen, den Kummer zu vermehren, der mich bereits brüdt . . .

— Sie, unglücklich? . . .

— Das verwundert Sie? Dennoch glauben Sie mir, welches auch Ihr Loos sein möge, ich würde es gegen das meinige vertauschen, — rief Florine fast unwillkürlich aus.

— Ach! Mademoiselle, — sagte die Mayeux, — Sie scheinen ein zu gutes Herz zu haben, als daß ich Sie einen solchen Wunsch besonders heute fassen lassen möchte . . .

— Was wollen Sie damit sagen? . . .

— Ach! ich hoffe recht aufrichtig für Sie, Mademoiselle, — erwiderte die Mayeux voll Bitterkeit, — daß Sie niemals erfahren mögen, wie schrecklich es

ist, sich der Arbeit beraubt zu sehen, wenn dieselbe unsern einzigen Lebensunterhalt ausmacht.

— Sind Sie in diese Lage versetzt? mein Gott! — rief Florine aus, indem sie die Mameur mit Bangigkeit anblickte.

Die junge Nähterin senkte den Kopf und antwortete nichts; ihr außerordentlicher Stolz warf sich diese Mittheilung beinahe vor, die einer Klage gleich und die ihr bei dem Gedanken an das Gräßliche ihrer Lage entschlüpft war.

— Wenn dem so ist, — erwiderte Florine, — so bedaure ich Sie von dem Grunde meines Herzens . . . und dennoch weiß ich nicht, ob mein Unglück nicht noch weit größer als das Ihrige ist.

Dann, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, rief Florine plötzlich aus:

— Aber da fällt mir ein . . . wenn es Ihnen an Arbeit fehlt . . . wenn Ihre Mittel zu Ende sind . . . so könnte ich, wie ich hoffe, Ihnen Arbeit verschaffen . . .

— Wäre es möglich, Mademoiselle! — rief die Mameur aus, — ich hätte niemals gewagt, einen solchen Dienst von Ihnen zu verlangen . . . der mich indessen retten würde; . . . aber jetzt gebietet Ihr edelmüthiges Anerbieten fast mein Vertrauen . . . ich muß Ihnen demnach auch gestehen, daß man mir gerade heute Morgen eine sehr bescheidene Arbeit, da sie mir nur vier Franken wöchentlich eintrug, genommen hat . . .

— Vier Franken wöchentlich! — rief Florine aus, indem sie kaum an das glauben konnte, was sie hörte.

— Das ist ohne Zweifel sehr wenig, — begann die Mameur wieder, — aber das genügte mir ... Unglücklicher Weise hat die Person, welche mich beschäftigt, Gelegenheit gefunden, diese Arbeit für einen noch geringeren Preis anfertigen zu lassen ...

— Vier Franken wöchentlich! — wiederholte Florine tief gerührt über so viel Elend und so viel Ergebung, — nun denn! ich werde Sie Personen empfehlen, die Ihnen einen Verdienst von mindestens zwei Franken täglich versichern werden ...

— Ich könnte zwei Franken täglich verdienen? ... ist es möglich? ...

— Ja, gewiß; ... nur müßten Sie außer dem Hause arbeiten ... es sei denn, daß Sie vorzögen, in Dienste zu treten ...

— In meiner Lage, — sagte die Mameur mit einer stolzen Schüchternheit, — hat man, ich weiß es, kein Recht, auf seine Empfindlichkeit zu achten; indessen würde ich die Arbeit im Tagelohn, und sollte ich auch weniger verdienen, der Arbeit außer dem Hause die Erlaubniß zu Hause zu arbeiten vorziehen.

— Die Bedingung, außer dem Hause zu arbeiten, ist unglücklicher Weise unerläßlich, — sagte Florine.

— Dann muß ich auf diese Hoffnung verzichten, — antwortete die Mameur schüchtern ... — Nicht etwa,

daß ich mich weigerte, außer dem Hause zu arbeiten; vor Allem muß man leben . . . aber . . . man verlangt von den Nähterinnen eine, wo nicht elegante, doch zum Mindesten anständige Kleidung . . . und ich gestehe Ihnen ohne Scham, weil ich eine rechtschaffene Arme bin . . . daß ich nicht besser gekleidet sein kann, als ich es bin.

— Wenn es nur darauf ankommt . . . — sagte Florine rasch, — man wird Ihnen die Mittel geben, sich auf eine anständige Weise zu kleiden.

Die Mameux blickte Florinen mit einer zunehmenden Bewunderung an. Diese Anerbietungen überstiegen so sehr das, was sie hoffen konnte, und das, was die Nähterinnen im Allgemeinen verdienten, daß die Mameux kaum daran zu glauben vermochte.

— Aber . . . — erwiderte sie zögernd, — aus welchem Grunde würde man so freigebig gegen mich sein, Mademoiselle? auf welche Weise könnte ich denn einen so hohen Lohn verdienen?

Florine erbehte.

Eine Regung des Herzens und natürlicher Güte, das Verlangen, der Mameux nützlich zu sein, deren Sanftmuth und Ergebung sie lebhaft interessirten, hatten sie zu einem unüberlegten Antrage fortgerissen; sie wußte, um welchen Preis die Mameux die Vortheile, welche sie ihr vorschlug, erlangen könnte, und jetzt erst frug sie sich, ob die junge Nähterin jemals einwilligen würde, eine solche Stellung anzunehmen.

Unglücklicher Weise war Florine zu weit gegangen; doch konnte sie sich nicht entschließen es zu wagen, der Majeur Alles zu sagen. Sie beschloß demnach, die Zukunft den Bedenklichkeiten der jungen Nähterin zu überlassen; dann endlich, da diejenigen, welche gefehlt haben, in der Regel wenig geneigt sind, an die Unfehlbarkeit Anderer zu glauben, so sagte sich Florine, daß die Majeur in der verzweifeltsten Lage, in welcher sie sich befände, vielleicht w. niger Bedenklichkeiten haben würde, als sie bei ihr voraussichte.

Sie begann demnach wieder:

— Ich begreife, Mademoiselle, daß Anerbietungen, die so sehr dasjenige übersteigen, was Sie gewöhnlich verdienen, Sie in Erstaunen setzen; aber ich muß Ihnen sagen, daß es sich um eine fromme Stiftung handelt, welche bestimmt ist, weiblichen Personen, welche es verdienen, und in Noth sind, Arbeit oder Anstellung zu verschaffen . . . Diese Anstalt, welche das Sanct-Marien-Stift heißt, übernimmt es, sowohl Diensthboten, als Nähterinnen auf Tagelohn unterzubringen . . . Nun aber ist die Stiftung durch so mildthätige Personen geleitet, daß sie selbst eine Art von Ausstattung liefern, wenn die Nähterinnen, welche sie unter ihren Schutz nehmen, nicht hinlänglich anständig gekleidet sind, um die Verrichtungen, zu denen man sie bestimmt, zu erfüllen.

Diese sehr annehmbare Erklärung der glänzenden Anerbietungen Florinens mußten der Majeur ge-

nügen, da es sich am Ende um ein Werk der Wohlthätigkeit handelte.

— Auf diese Weise begreife ich den hohen Lohn, von dem Sie mir reden, Mademoiselle, — erwiderte die Mameur, — nur habe ich keine Empfehlung, um den Schuß der mildthätigen Personen zu genießen, welche diese Anstalt leiten.

— Sie leiden, Sie sind arbeitsam und ehrbar, das sind genügende Rechte; . . . nur muß ich Sie benachrichtigen, daß man Sie fragen wird, ob sie Ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen.

— Niemand, Mademoiselle, liebt und preiset Gott mehr als ich, — sagte die Mameur mit einer sanften Festigkeit, — aber die Ausübung gewisser Pflichten sind eine Sache der Ueberzeugung, und ich würde vorziehen, auf den Schuß, von dem Sie mir reden, zu verzichten, wenn er mir in dieser Beziehung irgend eine Forderung stellen sollte . . .

— Nicht im Mindesten. Nur, da es, wie ich Ihnen gesagt, sehr fromme Personen sind, welche diese Stiftung leiten, so müssen Sie sich nicht über ihre Fragen in dieser Beziehung verwundern . . . Und dann am Ende . . . versuchen Sie es; was wagen Sie dabei? wenn die Vorschläge, welche man Ihnen macht, Ihnen anstehen, so nehmen Sie dieselben an; wenn Sie im Gegentheile Ihrer Gewissensfreiheit anstößig sind, so schlagen Sie dieselben aus . . . Ihre Lage wird dadurch nicht verschlimmert sein.

Auf diesen Schluß hatte die Mapeux nichts zu antworten; dadurch, daß er ihr vollkommene Freiheit ließ, mußte er jedes Mißtrauen von ihr entfernen; sie erwiederte demnach:

— Ich nehme Ihr Anerbieten an, Mademoiselle, und ich danke Ihnen von Herzens Grunde dafür; aber wer wird mich vorstellen?

— Ich . . . morgen früh, wenn Sie wollen.

— Aber die Erkundigungen, welche man über mich einzuziehen wünschen möchte, vielleicht? . . .

— Die ehrwürdige Mutter Sancta Perpetuitas, die Superiorin des Sanct-Marien-Klosters, wo die Stiftung errichtet ist, wird Sie zu würdigen wissen, ich bin überzeugt davon, ohne daß es ihr nöthig ist, Erkundigungen einzuziehen; wo nicht, so wird sie es Ihnen sagen, und es wird Ihnen leicht sein, sie zufrieden zu stellen. Demnach also sind wir einverstanden . . . auf morgen.

— Werde ich Sie hier abholen, Mademoiselle?

— Nein, wie ich Ihnen gesagt, darf man nicht wissen, daß Sie im Namen des Herrn Agricol gekommen sind, und ein neuer Besuch könnte hier bekannt werden und Verdacht erregen . . . Ich werde Sie in meinem Wagen abholen . . . Wo wohnen Sie?

— Straße Brise-Miche, No. 3 . . . Da Sie sich diese Mühe nehmen, Mademoiselle, so brauchen Sie nur den Färber, der als Portier dient, zu bitten, mich zu rufen . . . die Mapeux zu rufen.

— Die Mapeux? — sagte Florine erstaunt.

— Ja, Mademoiselle, — antwortete die Nähterin mit einem traurigen Lächeln, — es ist ein Spottname, den Jedermann mir giebt . . . und sehen Sie, — fügte die Mapeux, eine Thräne nicht unterdrücken könnend, hinzu, — auch wegen meiner lächerlichen Gebrechlichkeit, auf welche dieser Spottname anspielt, fürchte ich, zu Fremden in Tagelohn zu gehen . . . es giebt so viele Leute, welche uns verspotten . . . ohne zu wissen, wie sehr sie uns verletzen! . . . Aber, — begann die Mapeux, eine Thräne abtrocknend, wieder, — ich habe keine Wahl, ich werde mich darein ergeben . . .

Schmerzlich bewegt, ergriff Florine die Mapeux bei der Hand, und sagte zu ihr:

— Beruhigen Sie sich; es giebt so rührendes Unglück, daß es Mitgefühl und keinen Spott einflößt; ich kann also nicht unter Ihrem wahren Namen nach Ihnen fragen?

— Ich heiße Magdalene Soliveau; aber, ich wiederhole Ihnen, Mademoiselle, fragen Sie nach der Mapeux, denn man kennt mich fast nur unter diesem Namen.

— Ich werde also morgen Mittag in der Straße Brise-Miche sein.

— Ach! Mademoiselle, wie werde ich jemals für Ihre Güte erkenntlich sein können?

— Sprechen Sie mir nicht davon, mein ganzer Wunsch ist, daß meine Vermittelung Ihnen nützlich sein möchte . . . was Sie allein beurtheilen werden; was

Herrn Agricol anbelangt, so antworten Sie ihm nicht; warten Sie ab, bis er aus dem Gefängnisse gekommen, und sagen Sie ihm dann, ich wiederhole es Ihnen, daß seine Entdeckungen bis zu dem Augenblicke geheim bleiben müßten, wo er meine arme Gebieterin würde sprechen können . . .

— Und wo ist dieses liebe Fräulein jetzt?

— Ich weiß es nicht . . . Ich weiß nicht, wohin man sie gebracht, als ihr Anfall sich erklärt hat. Auf Morgen also erwarten Sie mich.

— Auf Morgen, — sagte die Majeux.

Der Leser hat nicht vergessen, daß in dem Sanct-Marien-Kloster, nach welchem Florine die Majeux führen sollte, die Töchter des Generals Simon eingesperrt waren, und daß dieses an die Heilanstalt des Doctors Valeinier stieß, in welcher sich jetzt Adrienne von Carboville befand.

VI.

Die Mutter Santa Perpetuitas.

Das Sanct-Marien-Kloster, wohin die Töchter des Marschalls Simon geführt worden waren, war ein altes und großes Hotel, dessen großer Garten auf den Boulevard des Hospitals ging, einem der (besonders zu jener Zeit) einsamsten Orte von Paris.

Die Auftritte, welche folgen werden, ereigneten sich am zwölften Februar, am Vorabende des verhängnißvollen Tages, an welchem sich die Glieder der Familie Rennepont, die letzten Nachkommen der Schwester des Ewigen Juden, in der Straße Saint-François versammelt finden sollten.

Das Sanct-Marien-Kloster war mit einer vollkommenen Regelmäßigkeit verwaltet. Ein oberer, aus einflußreichen Geistlichen bestehender Rath, unter dem Vorstände des Pater d'Aigrigny und Frauen von der größten Frömmigkeit, an deren Spitze sich die Prinzessin von Saint-Dizier befand, versammelte sich häufig, um die Mittel zur Erweiterung und zur Sicherung des geheimen und mächtigen Einflusses dieser einflußreichen

Anstalt zu berathen, welche eine außerordentliche Ausdehnung annahm.

Sehr geschickte, tief durchdachte Berechnungen hatten die Gründung des Sanct-Marien-Stifts geleitet, welches in Folge zahlloser Schenkungen sehr reiche Grundstücke und andere Güter besaß, deren Zahl sich täglich vermehrte.

Die Klostergemeinde war nur der Vorwand; aber, Dank der zahlreichen, durch die Vermittelung gewisser überspannter Mitglieder der ultramontanischen Parthei in der Provinz angeknüpfter Einverständnisse, zog man in dieses Haus eine ziemlich große Anzahl von Waisen mit reicher Ausstattung, welche in diesem Kloster eine gründliche, strenge und religiöse Erziehung erhalten sollten, welche, sagte man, einer leichtfertigen Erziehung, wie sie dieselbe in den im Ruhe stehenden, aber von der Verderbtheit des Jahrhunderts angesteckten Pensionaten erhalten haben würden, weit vorzuziehen sei. Den Wittwen und allein dastehenden, aber auch reichen Frauen bot das Sanct-Marien-Stift gleichfalls eine gegen die Gefahren und die Versuchungen der Welt gesicherte Zufluchtsstätte, denn in dieser friedlichen Zurückgezogenheit genoß man eine wundervolle Ruhe, sorgte man auf eine süße Weise für sein Seelenheil, und war von der zärtlichsten und liebevollsten Pflege umgeben.

Das war nicht Alles: Die Mutter Sancta Perpetua, die Superiorin des Klosters, übernahm es auch, im Namen der Stiftung den wahren Frommen, welche

das Innere ihrer Häuser vor der Verberbtheit des Jahrhunderts bewahren wollten, entweder Gesellschaftsdamen für allein dastehende oder besahnte Frauen, oder Diensthboten für Haushaltungen, oder endlich Nähterinnen auf Tagelohn zu verschaffen, Alles Personen, für deren fromme Moralität die Stiftung Bürgschaft leistete.

Nichts würde des Interesses, der Theilnahme und der Aufmunterung würdiger scheinen, als eine solche Anstalt, aber sogleich wird sich das umfassende und gefährliche Netz von Ränken aller Art entschleiern, welches dieser mildthätige und heilige Schein verbarg.

Die Superiorin des Klosters, Mutter Sancta Perpetuitas, war eine große Frau von ungefähr vierzig Jahren, in ein härenes Gewand von brauner Farbe gekleidet, trug sie einen langen Rosenkranz an ihrem Gürtel, eine Art von weißer Haube mit Backenstücken und einem schwarzen Schleier versehen, faste ihr mageres und bleiches Gesicht ein, eine große Anzahl von tiefen und querlaufenden Runzeln durchfurchte ihre Stirn von der Farbe gelb gewordenen Elfenbeines; ihr scharfkantiges Nasenbein bog sich ein wenig, wie der Schnabel eines Raubvogels; ihr schwarzes Auge war scharfsinnig und durchbohrend; ihre Züge waren zugleich schlau, kalt und fest.

In Bezug auf das Verstehen und die Leitung der materiellen Interessen der Gemeinde hätte die Mutter Sancta Perpetuitas dem pfiffigsten und listigsten Advokaten etwas zu rathen aufgeben können. Wenn die

Frauen von dem besessen sind, was man Geschäftsgeist nennt, und sie darauf ihre Schlaueit im Erforschen, ihre unermüdlige Beharrlichkeit, ihre kluge Verstellung, kurz diesen Scharfsinn, diese Ausdauer, diesen richtigen und schnellen Blick, der ihnen angeboren ist, verwenden, so gelangen sie zu wunderbaren Resultaten.

Für die Mutter Sancta Perpetuitas, eine Frau von einem gründlichen und gediegenen Verstande, war das umfassende Rechnungswesen der Gemeinde nur ein Spiel; Niemand verstand es besser, in Berruf gekommene Grundstücke anzukaufen, sie wieder in Werth zu bringen und sie wieder mit Vortheil zu verkaufen; auch mit dem Cours der Rente, der Wechsel, dem laufenden Werth der Actien der verschiedenen Unternehmungen war sie sehr vertraut; niemals hatte sie ihren Unterhändlern eine falsche Speculation aufgetragen, wenn es sich darum handelte, Gelder anzulegen, mit denen fromme Seelen das Sanct-Marien-Stift täglich beschenkten. Sie hatte in dem Hause eine außergewöhnliche Ordnung, Disciplin und besonders Sparsamkeit eingeführt; ihr beständiges Ziel war, nicht sich, sondern die Gemeinde, welche sie leitete, zu bereichern; denn der Geist der Association, wenn er in einem Geiste zusammenscharrender Selbstsucht geleitet wird, verleihet den Körperschaften die Mängel und die Laster der einzelnen Person.

So wird eine Congregation die Gewalt und das

Geld lieben, wie ein Ehrgeiziger die Gewalt um der Gewalt willen liebt, wie der Habfüchtige das Geld des Geldes wegen liebt . . . Aber besonders in Bezug auf Grundstücke handeln die Congregationen wie ein einzelner Mensch. Der Grundbesitz ist ihr Traum, ihre fixe Idee, ihre fruchttragende Monomanie; sie verfolgen ihn mit ihren aufrichtigsten, ihren zärtlichsten, ihren heißesten Wünschen . . .

Der erste Grundbesitz ist für eine arme, entsetzte kleine Gemeinde dasjenige, was für Neuverheirathete ihr Hochzeitsgeschenk, für einen Jüngling sein erstes Reitpferd, für einen Dichter sein erster errungener Beifall, für eine Lorette ihr erster Cashemir-Schawl ist; weil am Ende in diesem materiellen Jahrhundert ein Grundbesitz einer Gemeinde einen Rang und eine Stellung an dieser Art von religiöser Börse verleiht, und einen um so besseren Begriff von ihrem Einflusse auf die Einfältigen giebt, weil alle diese Verbindungen des Heiles in Commandite, welche nach und nach unermessliche Güter erwerben, sich immer bescheidenlich mit der Armuth, als gesellschaftliche Mitgift, und der Liebe des Nächsten, als Bürgschaft und Aussicht, gründen.

Man kann sich demnach auch keinen Begriff von der heißen und eifrigen Rivalität machen, welche zwischen den verschiedenen Männer- und Frauen-Congregationen in Bezug auf Grundbesitz herrscht, den jeder offen aufzählen kann, und mit welchem unaussprechlichen Wohlgefallen eine religiöse Congregation durch das Inven-

tarium ihrer Häuser, ihrer Güter und ihrer baaren Capitalien eine minder reiche Congregation demüthigt.

Neid, gehässige Eifersucht, welche durch den klösterlichen Müßiggang noch mehr aufgestachelt wird, entstehen nothwendiger Weise aus solchen Vergleichen; und dennoch ist nichts weniger christlich, in der verehrungswürdigen Bedeutung dieses göttlichen Wortes, ist nichts weniger dem wahrhaft evangelischen Geiste, einem so wesentlich, so religiös communisten Geiste, gemäß, als diese wi-
drige, als diese unersättliche Begierde, durch alle möglichen Mittel zu erwerben und an sich zu ziehen, eine gefährliche Begierde, die weit davon entfernt ist, in den Augen der öffentlichen Meinung durch einige magere Almosen entschuldigt zu werden, bei welchen ein unbarmherziger Geist der Ausschließung und der Unbuddsamkeit vorwaltet.

Mutter Sancta Perpetuitas saß vor einem großen Cylinder-Pulte, das in Mitte eines sehr einfachen, aber sehr bequem möblirten Arbeitszimmers stand; ein vortreffliches Feuer leuchtete in einem Marmor-Kamine; ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden.

Die Superiorin, der man täglich alle, sowohl an die Schwestern, als an die Kostgängerinnen gerichteten Briefe übergab, hatte so eben, ihrem Rechte gemäß, die Briefe der Schwestern erbrochen, und auf eine sehr geschickte Weise die Briefe der Kostgängerinnen nach dem Rechte entriegelt, welches sie sich ohne ihr Wissen, aber, wohl verstanden, immer in dem Interesse des Heiles

dieser lieben Töchter beilegte, und auch ein wenig, um mit ihrem Briefwechsel bekannt zu bleiben, denn die Superiorin legte sich auch die Pflicht auf, Kenntniß von allen den von dem Kloster aus geschriebenen Briefen zu nehmen, bevor sie dieselben auf die Post geben ließ.

Die Spuren dieser frommen und unschuldigen Inquisition verschwanden sehr leicht, da die heilige und gute Mutter ein ganzes Zeughaus von allerliebsten kleinen Stahlwerkzeugen besaß; die einen, sehr zugespitzten, dienten dazu, um auf eine unmerkliche Weise das Papier um das Siegel herum aufzuschneiden, wenn dann der Brief geöffnet, gelesen und wieder in seinen Umschlag gesteckt war, so nahm man ein anderes niedliches gerundetes Werkzeug, erwärmte es leicht, und fuhr damit auf den Rändern von dem Siegellack des Petschaftes herum, das, indem es schmolz und sich ein wenig ausdehnte, den ursprünglichen Einschnitt wieder bedeckte; endlich befand sich, aus einem löblichen Gefühle für Gerechtigkeit und Gleichheit, in dem Arsenale der guten Mutter sogar eine kleine Dampfmaschine, die nicht sinnreicher sein konnte, deren feuchtem und auflösendem Dampf man die bescheidener und demüthiger Weise mit Oblate gesiegelten Briefe aussetzte; so angefeuchtet, gaben sie der geringsten Bemühung und ohne den geringsten Riß zu verursachen, nach.

Je nach der Wichtigkeit der Plauderhaftigkeit, welche sie auf diese Weise die Schreiber der Briefe begeben ließ, machte sich die Superiorin mehr oder minder

lange Notizen. Sie wurde in dieser interessanten Nachforschung durch zwei leise an die verriegelte Thür gethane Schläge unterbrochen.

Mutter Sancta Perpetuitas ließ sogleich den weiten Cylinder ihres Schreibpultes über ihr Arsenal herab, und stand mit einer ernstern und feierlichen Miene auf, um zu öffnen.

Eine Patenschwester kam ihr zu melden, daß die Frau Prinzessin von Saint-Dizier in dem Salon warte, und daß, kurze Zeit nach der Prinzessin angelangt, Mademoiselle Florine in Begleitung eines verwachsenen und schlecht gekleideten jungen Mädchens an der Thür des kleinen Vorplatzes wartete.

— Führen Sie zuerst die Frau Prinzessin ein, — sagte die Mutter Sancta Perpetuitas.

Und mit einer liebenswürdigen Zuorkommenheit schob sie einen Sessel an das Feuer.

Frau von Saint-Dizier trat ein.

Obgleich ohne gefallsüchtige und jugendliche Ansprüche, war die Prinzessin doch mit Geschmack und Eleganz gekleidet: sie trug einen schwarzen Sammethut von der besten Puzmacherin, einen großen blauen Cachemir-Schawl, und ein schwarzes Atlas-Kleid, mit dem Pelzwerke ihrer Muffe ähnlichem Marber besetzt.

— Welcher glückliche Zufall schenkt mir heute wieder die Ehre Ihres Besuches, meine liebe Tochter? . . . — sagte die Superiorin auf eine freundliche Weise zu ihr.

— Eine sehr wichtige Anempfehlung, meine liebe

Mutter, denn ich habe große Eile, man erwartet mich bei Seiner Eminenz, und ich kann unglücklicher Weise Ihnen nur einige Minuten widmen; es handelt sich nochmals um diese beiden Waisen, deretwegen wir uns gestern lange unterhalten haben.

— Sie sind, nach Ihrem Wunsche, fortwährend getrennt . . . und diese Trennung hat ihnen einen so merkwürdigen Stoß versetzt . . . daß ich heute Morgen genöthigt gewesen bin . . . nach dem Herrn Doctor Baleinter . . . in seine Heilanstalt . . . zu schicken . . . Er hat Fieber, verbunden mit einer großen Nierengeschlagenheit, gefunden, und, wie seltsam; durchaus dieselben Krankheits-Symptome bei der einen, wie bei der anderen der beiden Schwestern . . . Ich habe die beiden unglücklichen Geschöpfe von Neuem befragt . . . ich bin bestürzt . . . entsezt geblieben; . . . sie sind Gözendiener . . .

— Demnach war es auch sehr dringend nöthwendig, sie Ihnen anzuvertrauen . . . Aber hören Sie den Grund meines Besuches, meine liebe Mutter: Man hat so eben die unvermuthete Rückkehr des Soldaten erfahren, welcher diese jungen Mädchen nach Frankreich gebracht hat, und den man für einige Tage abwesend glaubte; er befindet sich also in Paris, trotz seines Alters ist er ein kühner, unternehmender Mann, von einer seltenen Energie; wenn er entdeckte, daß diese jungen Mädchen sich hier befinden . . . was übrigens glücklicher Weise fast unmöglich ist, so wäre er in seiner Wuth, sie vor seinem gottlosen Einflusse geschützt zu

sehen, zu Allem fähig ... Verdoppeln Sie demnach von heute an, meine liebe Mutter, die Aufsicht; — daß Niemand sich nächtlicher Weise hier einschleichen kann ... Dieses Quartier ist so einsam! ...

— Sein Sie unbesorgt, meine liebe Tochter ... wir sind hinlänglich bewacht: unser Pförtner und unser Gärtner machen jede Nacht wohl bewaffnet eine Runde nach der Seite des Boulevard des Hospitals; die Mauern sind hoch und mit eisernen Stacheln an den leichter zugänglichen Orten besetzt; ... aber ich danke Ihnen immerhin dafür, meine liebe Tochter, daß Sie mich gewarnt haben; man wird die Vorsichtsmaßregeln verdoppeln.

— Sie müßten sie besonders heute Nacht verdoppeln, meine liebe Mutter!

— Und weshalb?

— Weil, wenn dieser Teufel von Soldat die unerhörte Frechheit hätte, etwas zu unternehmen ... er es heute Nacht unternehmen würde ...

— Und woher wissen Sie das, meine liebe Tochter?

— Unsere Erkundigungen geben uns diese Gewißheit, — antwortete die Prinzessin mit einer leichten Berlegenheit, welche der Superiorin nicht entging, aber sie war zu schlau und zu verschlossen, um zu verrathen, daß sie es bemerkte; nur argwöhnte sie, daß man ihr Mehreres verheimlichte.

— Man wird also heute Nacht die Aufsicht verdoppeln, — antwortete die Mutter Sancta Perpetui-

tas . . . — Aber da ich das Vergnügen habe Sie zu sehen, meine liebe Tochter, so will ich es benutzen, um Ihnen einige Worte über die in Rede stehende Heirath zu sagen.

— Sprechen wir davon, meine liebe Mutter, — sagte die Prinzessin hastig, — denn das ist sehr wichtig; der junge Baron von Brisville ist ein Mann voll inbrünstiger Gottesfurcht in diesen Zeiten revolutionärer Gottlosigkeit, er practicirt offen, und er kann uns die größten Dienste erweisen, man hört in der Kammer ziemlich auf ihn; es fehlt ihm nicht an einer gewissen angreifenden und herausfordernden Beredsamkeit und ich kenne Niemanden, der seinen Meinungen eine federe Wendung, seinem Glauben eine anmaßendere Haltung giebt; seine Berechnung ist richtig, denn diese ungewöhnliche und nachlässige Art und Weise von heiligen Dingen zu reden, reizt und erweckt die Neugierde der Gleichgültigen. Glücklicher Weise sind die Verhältnisse so, daß er ohne die geringste Gefahr unseren Feinden eine kühne Festigkeit zeigen kann, was natürlicher Weise seinen Eifer als sich bewerbender Märtyrer erhöht; mit einem Worte, er ist der Unsrige, und wir sind ihm dagegen diese Heirath schuldig; sie muß demnach geschehen; Sie wissen außerdem, liebe Mutter, daß er sich vorgenommen hat, der Sanct-Marien-Stiftung eine Schenkung von hunderttausend Franken an dem Tage zu machen, an welchem er im Besitze des Vermögens des Fräuleins Baudricourt sein würde.

— Ich habe niemals an den vortrefflichen Absichten des Herrn von Brisville im Bezug auf eine Stiftung gezweifelt, welche die Theilnahme aller frommen Personen verdient, — antwortete die Superiorin auf eine bescheidene Weise; — aber ich glaubte nicht so viel Schwierigkeiten von Seiten dieser jungen Person zu begegnen.

— Wie denn?

— Dieses junge Mädchen, das ich bis hierhin für die Unterwürfigkeit, die Nüchternheit, kurz mit einem Worte für den Blödsinn selbst gehalten hatte, . . . verlangt . . . anstatt wie ich dachte, über diesen Heirathsantrag entzückt zu sein . . . Bedenkzeit.

— Das ist zum Erbarmen.

— Sie leistet mir einen unthätigen Widerstand; ich mag ihr noch so sehr auf eine strenge Weise sagen, daß, da sie ohne Verwandte, ohne Freunde, und durchaus meiner Sorgfalt anvertraut sei, sie mit meinen Augen sehen, mit meinen Ohren hören müsse, und daß, wenn ich ihr versicherte, daß diese Verbindung in allen Beziehungen für sie passe, sie ohne die geringste Einrede oder Ueberlegung ihre Zustimmung dazu geben müsse . . .

— Gewiß . . . man kann auf keine vernünftiger Weise reden.

— Antwortet sie mir, daß sie Herrn von Brisville sehen und seinen Charakter kennen lernen wolle, bevor sie sich verpflichte . . .

— Das ist abgeschmact . . . da Sie ihr für seine Moralität bürgen, und Sie diese Heirath passend finden.

— Uebrigens habe ich heute Morgen dem Fräulein Baudricourt bemerkt gemacht, daß ich bis jetzt gegen sie nur Mittel der Güte und der Ueberredung angewandt hätte, daß ich aber, wenn sie mich dazu zwänge, wider meinen Willen und in ihrem eigenen Interesse genöthigt sein würde . . . mit Strenge zu verfahren, um ihre Halsstarrigkeit zu überwinden, sie von ihren Freundinnen zu trennen, sie in eine Zelle, in die strengste Abgeschlossenheit zu setzen . . . bis daß sie sich am Ende entschlösse, glücklich zu sein . . . und einen ehrenwerthen Mann zu heirathen.

— Und diese Drohungen? meine gute Mutter.

— Werden, wie ich hoffe, einen guten Erfolg haben . . . sie hatte nach ihrer Provinz einen Briefwechsel mit einer früheren Pensions-Freundin . . . Ich habe diesen Briefwechsel, welcher mir gefährlich schien, unterschlagen; sie steht also jetzt blos unter meinem Einflusse . . . und ich hoffe, daß wir unser Ziel erreichen; aber Sie sehen, meine liebe Tochter, daß man niemals ohne Mühe, ohne Widerwärtigkeiten dazu gelangt, Gutes zu thun.

— Ich bin demnach auch überzeugt, daß Herr von Brisville nicht bei seinem ersten Versprechen stehen bleiben wird, und ich verbürge mich für ihn, daß wenn er Fräulein Baudricourt heirathet . . .

— Sie wissen, meine liebe Tochter, — sagte die

Superiorin, indem sie die Prinzessin unterbrach, — daß, wenn es sich um mich handelte, ich es ausschlagen würde; aber der Stiftung geben, heißt Gott geben, und ich kann Herrn von Brisville nicht abhalten, die Summe seiner guten Werke zu erhöhen; und dann begnügt uns immer etwas Trauriges . . .

— Warum handelt es sich denn, meine gute Mutter?

— Das Kloster Sacré-Coeur überbietet uns und macht uns ein Grundstück streitig, das ganz für uns paßt . . . Wahrlich, es giebt unersättliche Leute; ich habe mich übrigens sehr unverholen darüber gegen die Superiorin erklärt.

— Sie hat es mir in der That gesagt, sie hat die Schuld auf die Zahlmeisterin geschoben, — antwortete Frau von Saint-Dizier.

— Ah! . . . Sie sehen sie also, meine liebe Tochter? — fragte die Superiorin, die ziemlich lebhaft überrascht schien.

— Ich habe sie bei dem gnädigen Herrn angetroffen, — antwortete Frau von Saint-Dizier mit einem leichten Zögern, welches die Mutter Sancta Perpetuitas nicht zu bemerken schien.

Sie erwiderte:

— Ich weiß in Wahrheit nicht, weshalb unsere Anstalt auf eine so gewaltige Weise die Eifersucht des Sacré-Coeur erregt; es giebt kein unangenehmes Gerücht, das dieses nicht über die Sanct-Marien-Stif-

tung verbreitet hat; aber gewisse Personen fühlen sich immer durch das Glück des Nächsten verletzt.

— Lassen Sie doch, meine liebe Mutter, — sagte die Prinzessin in einem versöhnenden Tone, wir müssen hoffen, daß die Schenkung des Herrn von Brissville uns in Stand setzen wird, das Mehrgebot des Sacré-Coeur zu decken; diese Heirath wird also einen doppelten Vorthell haben, meine liebe Mutter . . . denn sie wird ein großes Vermögen in die Hände eines uns angehörenden Mannes legen, der es verwenden wird, wie es sich gehört . . . mit ungefähr hunderttausend Franken Renten wird sich die Wichtigkeit der Stellung unseres eifrigen Vertheidigers verdreifachen. Wir werden endlich ein, unserer Sache würdiges Organ haben, und wir werden nicht mehr genöthigt sein, uns durch Leute, wie dieser Herr Dumoulin, vertheidigen zu lassen.

— Es liegt indeffen viel Feuer und viel Wissen in seinen Schriften. Nach meiner Meinung ist es der Styl des heiligen Bernhard im Zorn gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts . . .

— Ach! meine liebe Mutter, wenn Sie wüßten, welcher seltsame heilige Bernhard dieser Herr Dumoulin ist! . . . aber ich will Ihren Ohren nicht wehe thun . . . Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß solche Vertheidiger die heiligsten Sachen compromittiren können . . . Leben Sie wohl, meine liebe Mutter . . . auf Wiedersehen . . . und vor Allem verdoppeln Sie die

Vorsichtsmaßregeln heute Nacht . . . Die Rückkehr dieses Soldaten ist so beunruhigend! . . .

— Sein Sie unbesorgt, meine liebe Tochter . . . Ah! ich vergaß . . . Mademoiselle Florine hat mich gebeten, Sie um eine Gunst zu bitten, nämlich: in Ihren Dienst zu treten . . . Sie kennen die Treue, welche sie Ihnen bei der Beaufsichtigung Ihrer unglücklichen Nichte bewiesen hat . . . ich glaube, daß, wenn Sie dieselbe auf diese Weise belohnen, Sie sie gänzlich an sich fesseln werden . . . und ich würde Ihnen sehr dankbar für sie sein.

— Sobald Sie sich nur im Entferntesten für Florinen interessieren, meine liebe Mutter . . . so ist es eine abgemachte Sache, ich werde sie zu mir nehmen . . . Und jetzt fällt mir ein, sie könnte mir nützlicher sein, als ich anfangs dachte.

— Tausend Dank für Ihre Gefälligkeit, meine liebe Tochter; auf baldiges Wiedersehen, wie ich hoffe . . . Wir haben übermorgen um zwei Uhr eine lange Berathung mit Sr. Eminenz und dem gnädigen Herrn, vergessen Sie es nicht . . .

— Nein, meine liebe Mutter, ich werde pünktlich sein . . . Aber verdoppeln Sie aus Furcht vor einem großen Aergerniß die Vorsichtsmaßregeln heute Nacht.

Nachdem sie ehrerbietig die Hand der Superiorin geküßt, verließ die Prinzessin das Cabinet durch die große Thür, welche durch einen Salon auf die Haupttreppe führte.

Einige Minuten nachher trat Florine durch eine Seitenthür in das Cabinet der Supertorin.

Die Supertorin saß; Florine schritt mit einer furchtsamen Demuth auf sie zu.

— Sie sind der Frau Prinzessin von Saint-Dizier nicht begegnet? — fragte sie die Mutter Sancta Perpeluitas.

— Nein, meine Mutter, ich wartete auf dem Vorplatze, dessen Fenster auf den Garten gehen.

— Die Prinzessin nimmt Sie von heute an in Ihre Dienste, — sagte die Supertorin.

Florine machte eine Bewegung kummervoller Ueberaschung, und sagte:

— Mich! ... meine Mutter ... aber ...

— Ich habe sie in Ihrem Namen darum gebeten ... Sie werden es annehmen ... — antwortete die Supertorin auf eine gebieterische Weise.

— Indessen ... meine Mutter ... hatte ich Sie gebeten, nicht ...

— Ich sage Ihnen, Sie werden es annehmen! — sagte die Supertorin mit einem so festen, so bestimmten Tone, daß Florine die Augen niederschlug und mit leiser Stimme sagte:

— Ich nehme es an ...

— Im Namen des Herrn Robin ... gebe ich Ihnen diesen Auftrag.

— Ich ahnete es ... meine Mutter, — antwortete Florine auf eine betrübte Weise, — und unter welchen

Bedingungen . . . soll ich . . . bei der Prinzessin eintreten?

— Unter denselben Bedingungen, als bei ihrer Nichte.

Florine erbehte und sagte: — Demnach also werde ich häufige geheime Berichte über die Prinzessin abstaten müssen?

— Sie werden beobachten, Sie werden sich erinnern und Sie werden Rechenschaft ablegen . . .

— Ja, meine Mutter . . .

— Sie werden Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Besuche richten, welche die Prinzessin von jetzt an von der Superiorin des Sacré-Coeur empfangen könnte; Sie werden sie vermerken und sie zu belauschen trachten . . . Es handelt sich darum, die Prinzessin vor bösem Einflusse zu bewahren.

— Ich werde gehorchen, meine Mutter.

— Sie werden ferner zu erfahren trachten, weshalb zwei junge Waisen hierher gebracht wurden, und von Madame Gribois, der vertrauten Kammerfrau der Prinzessin, mit der größten Strenge anempfohlen sind.

— Ja, meine Mutter.

— Was Sie nicht abhalten wird, Ihrem Gedächtnisse die Dinge einzuprägen, die Ihnen bemerkenswerth scheinen möchten. Morgen werde ich Ihnen außerdem besondere Vorschriften über einen anderen Gegenstand geben.

— Es genügt, meine Mutter.

— Wenn Sie sich übrigens auf eine befriedigende

Weise benehmen, wenn Sie getreulich die Vorschriften ausführen, von denen ich Ihnen rede, so werden Sie den Dienst der Prinzessin verlassen, um Haushälterin bei einer Neuverheiratheten zu werden: das wird für Sie eine vortreffliche und dauernde Stellung sein . . . immer unter denselben Bedingungen. Demnach ist es also wohlverstanden, daß Sie in den Dienst der Frau von Saint-Dizier treten, nachdem Sie mich darum gebeten haben.

— Ja, meine Mutter . . . ich werde mich dessen erinnern.

— Wer ist das junge verwachsene Mädchen, das Sie begleitet?

— Ein armes Geschöpf ohne irgend einen Lebensunterhalt, sehr verständig, von einer Erziehung über ihren Stand; sie ist Nähterin in Weißzeug; die Arbeit fehlt ihr. sie ist auf das Aeußerste gebracht. Als ich sie heute Morgen abgeholt, habe ich Erkundigungen über sie eingelesen: sie lauten vortrefflich.

— Sie ist häßlich und verwachsen?

— Ihr Gesicht ist interessant; aber sie ist verwachsen.

Die Superiorin schien zufrieden, daß diese Person, von welcher man ihr sprach, sanft, von einem verunstalteten Aeußeren wäre, und sie fügte nach einem Augenblicke der Ueberlegung hinzu:

— Und sie scheint verständig?

— Sehr verständig.

— Und sie ist durchaus ohne Mittel?

— Ohne irgend einen Lebensunterhalt . . .

— Ist sie fromm?

— Sie praktizirt nicht.

— Gleichviel, — sagte sich die Superiorin in ihrem Geiste, — wenn sie sehr verständig ist, so genügt das. — Dann begann sie wieder laut:

— Wissen Sie, ob sie eine geschickte Nähterin ist?

— Ich glaube es, meine Mutter.

Die Superiorin stand auf, ging an einen Altenschrant, nahm aus demselben ein Register, schien darin eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit zu suchen, dann sagte sie, indem sie das Register wieder weglegte:

— Lassen Sie dieses junge Mädchen eintreten . . . und warten Sie in der Wäschtkammer.

— Vermachsen . . . geschickt . . . eine geschickte Nähterin, — sagte die Superiorin überlegend, — sie würde keinen Argwohn einflößen . . . wir müssen sehen.

Nach Verlauf eines Augenblickes kehrte Florine mit der Mapeux zurück, welche sie zu der Superiorin einführte, worauf sie sich bescheidenlich entfernte.

Die junge Nähterin war bewegt, zitternd und höchst verwirrt, denn sie vermochte so zu sagen nicht an die Entdeckung zu glauben, welche sie während Florinens Abwesenheit gemacht hatte.

Die Mapeux blieb nicht ohne ein unbestimmtes Entsetzen mit der Superiorin des Sanct-Marien-Klosters allein.

VII.

Die Versuchung.

Folgendes war die Ursache der großen Aufregung der Mapeur gewesen.

Als sie sich zu der Superiorin begab, hatte Florine die junge Nähterin in einem mit Bänken besetzten Gange gelassen, der eine Art von Vorzimmer auf dem ersten Stockwerke bildete. Da sie sich allein befand, so war die Mapeur unwillkürlich an ein Fenster getreten, das auf den Klostergarten führte, welcher von dieser Seite durch eine halb niedergerissene Mauer begränzt war, die an einem ihrer Enden mit einem Treterverschlag endigte, dessen Oeffnungen dem Auge die Durchsicht ließen. Diese, auf eine im Bau befindliche Kapelle auslaufende Mauer diente gemeinschaftlich dem Garten eines benachbarten Hauses.

Die Mapeur hatte plötzlich ein junges Mädchen an einem der Fenster im Erdgeschoße dieses Hauses erscheinen sehen, einem vergitterten Fenster, außerdem ausgezeichnet durch eine Art von Wetterdach in Form eines Zeltes, das über demselben angebracht war. Die Augen auf eines der Klostergebäude geheftet, machte dieses

junge Mädchen zugleich ermutigende und liebevolle Zeichen mit der Hand.

Da sie von dem Fenster aus, wo sie stand, nicht sehen konnte, an wen diese Zeichen des Einverständnisses gerichtet waren, so bewunderte die Mameur die seltene Schönheit dieses jungen Mädchens, den Glanz ihrer Haut, das leuchtende Schwarz ihrer großen Augen, und das sanfte und wohlwollende Lächeln, welches über ihre Lippen lief. Man antwortete ohne Zweifel auf ihre zugleich liebevolle und ausdrucksvolle Pantomime, denn, mit einer Bewegung voller Anmuth ihre linke Hand auf ihr Herz legend, machte sie mit ihrer rechten Hand eine Geberde, welche zu sagen schien, daß ihr Herz nach diesem Orte eile, den sie nicht mit den Augen verließ.

Ein bleicher, durch die Wolken bringender Sonnenstrahl spiegelte sich in diesem Augenblicke auf den Haaren dieses jungen Mädchens, deren weißes, jetzt fast an die Eisenstangen ihres Fensters geheftetes Gesicht, so zu sagen, plötzlich durch den blendenden Widerschein ihres prachtvollen Haares von glänzender Goldfarbe erleuchtet schien.

Bei dem Anblicke dieses bezaubernden, in lange Locken wundervoller Haare von einem goldigen Roth eingefassten Gesichts erbehte die Mameur . . . unwillkürlich stieg sogleich der Gedanke an Fräulein von Carboville in ihrem Geiste auf, und sie überredete sich (sie täuschte sich nicht), daß sie Agricol's Beschützerin vor Augen hätte.

Als sie dort, in dem wilden Irrenhause, dieses

junge, so wundervoll schöne Mädchen wieder fand, bei der Erinnerung an die zarte Güte, mit welcher sie einige Tage zuvor in ihrem kleinen vor Luxus blendenden Palaste Agricol aufgenommen hatte, fühlte die Mameur ihr Herz brechen. Sie hielt Adriennen für geisteskrank . . . und dennoch, indem sie dieselbe noch aufmerkamer betrachtete, schien es ihr, daß der Verstand und die Anmuth immer noch dieses liebenswürdige Gesicht besaßen.

Plötzlich machte Fräulein von Carboville eine ausdrucksvolle Geberde, legte ihren Finger auf ihren Mund, sandte zwei Küsse in der Richtung ihrer Blicke, und verschwand plötzlich.

Indem sie an die so wichtigen Mittheilungen dachte, welche Agricol dem Fräulein von Carboville zu machen hätte, bedauerte die Mameur um so bitterer, daß sie kein Mittel, keine Möglichkeit habe, um bis zu ihr zu gelangen; denn es schien ihr, daß, wenn dieses junge Mädchen geisteskrank wäre, sie sich zum Mindesten jetzt in einem hellen Augenblicke befände.

Die junge NÄchterin war in diese Betrachtungen voller Besorgnisse versenkt, als sie Florinen, begleitet von einer Nonne des Klosters, zurückkommen sah. Die Mameur mußte demnach über ihre so eben gemachte Entdeckung schweigen, und befand sich bald der Superiorin gegenüber.

Nach einer flüchtigen und scharfen Prüfung der Züge der jungen NÄchterin, fand die Superiorin ihre Miene so schüchtern, so sanft, so rechtschaffen, daß sie den Aus-

künften Florinens gänzlichcs Vertrauen schenken zu können glaubte.

— Meine liebe Tochter, — sagte die Mutter Sancta Perpetuitas mit einer liebevollen Stimme, — Florine hat mir gesagt, in welcher grausamen Lage Sie sich befinden ... Es ist also wahr ... es fehlt Ihnen gänzlich an Arbeit?

— Leider! ja, Madame.

— Nennen Sie mich Ihre Mutter ... meine liebe Tochter; dieser Name ist weit süßer ... und er ist die Vorschrift dieses Hauses ... Ich habe nicht nöthig Sie zu fragen, welches Ihre Grundsätze sind?

— Ich habe immer auf eine rechtschaffene Weise von meiner Arbeit gelebt ... meine Mutter, — antwortete die Mayeux mit einer zugleich würdigen und bescheidenen Einfachheit.

— Ich glaube Ihnen, meine liebe Tochter, und ich habe gute Gründe, Ihnen zu glauben ... Sie müssen dem Herrn danken, Sie vor gar manchen Versuchungen bewahrt zu haben; aber sagen Sie mir, sind Sie glücklich in Ihrem Stande?

— Ich thue mein Möglichstes, meine Mutter; man ist immer mit meiner Arbeit zufrieden gewesen ... Wenn Sie übrigens wünschen, mich auf die Probe zu stellen, so werden Sie danach urtheilen.

— Ihre Versicherung genügt mir, meine liebe Tochter ... Nicht wahr, Sie ziehen vor, auf Tagelohn zu arbeiten?

— Mademoiselle Florine hat mir gesagt, daß ich nicht darauf hoffen könnte, Arbeit zu Hause zu haben.

— Für den Augenblick, nein, meine Tochter; wenn sich späterhin die Gelegenheit dazu bieten sollte . . . so werde ich daran denken . . . Was die Gegenwart betrifft, so hören Sie, was ich Ihnen anzubieten vermag: eine alte, sehr achtungswerthe Dame hat mich um eine Nähterin auf Tagelohn bitten lassen; von mir empfohlen, werden Sie ihr zusagen; die Stiftung wird es übernehmen, Sie auf eine anständige Weise zu kleiden, diese Auslage wird man allmählig von Ihrem Lohne abziehen, denn Sie werden mit uns abzurechnen haben; . . . dieser Lohn besteht in zwei Franken für den Tag; . . . scheint er Ihnen genügend?

— Ach! meine Mutter . . . er übertrifft bei weitem das, was ich hoffen konnte.

— Sie werden außerdem nur von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends beschäftigt sein . . . es werden Ihnen also noch einige Stunden übrig bleiben, über welche Sie verfügen können. Sie sehen also, diese Stellung ist ziemlich angenehm, nicht wahr?

— Oh! sehr angenehm, meine Mutter . . .

— Ich muß Ihnen vor Allem sagen, bei wem die Stiftung die Absicht hat, Sie anzustellen . . . es ist bei einer Wittwe, Namens Frau von Brémont, eine Person voller gründlicher Frömmigkeit; . . . wie ich hoffe, werden Sie in ihrem Hause nur vortreffliche

Beispiele haben; . . . wenn dem nicht so sein sollte, so werden Sie kommen, mich davon zu benachrichtigen.

— Wie das, meine Mutter? — sagte die Mayeux überrascht.

— Hören Sie mich wohl an, meine liebe Tochter, — sagte Mutter Sancta Perpetuitas in einem immer liebevolleren Tone, — das Sanct-Marien-Stift hat einen frommen und doppelten Zweck . . . Sie begreifen, nicht wahr, daß, wenn es unsere Pflicht ist, den Herrschaften alle mögliche Bürgschaft über die Moralität der Personen zu leisten, welche wir in dem Innern ihrer Familie anstellen, wir, auch den Personen, welche wir anstellen, alle mögliche Bürgschaft über die Moralität der Herrschaften bieten müssen, an welche wir sie empfehlen?

— Nichts ist gerechter und von einer weisen Vorsorge zeugend, meine Mutter.

— Nicht wahr, meine liebe Tochter? denn eben so, wie eine Magd von schlechtem Lebenswandel eine traurige Verwirrung in einer achtbaren Familie anstellen kann . . . eben so kann ein Herr oder eine Gebieterin von schlechten Sitten einen gefährlichen Einfluß auf die Personen ausüben, welche sie bedienen, oder welche in ihrem Hause arbeiten . . . Nun aber ist unsere Stiftung gegründet worden, um den Herrschaften und den tugendhaften Dienern eine gegenseitige Bürgschaft zu bieten . . .

— Ach! Madame . . . — sagte die Mayeux auf

eine treuherzige Weise, — diejenigen, welche diesen Gedanken gehabt haben, verdienen die Segenswünsche Aller . . .

— Und die Segenswünsche fehlen ihnen nicht, meine liebe Tochter, weil die Stiftung ihre Versprechungen hält. Wenn demnach . . . eine Theilnahme verbietende Nähterin . . . wie Sie zum Beispiel . . . bei, nach unserer Meinung, tabellofen Personen untergebracht ist, entweder an ihrer Herrschaft, oder selbst anderen Personen, welche diese gewöhnlich besuchen, irgend eine Unregelmäßigkeit der Sitten oder irgend eine irreligiöse Neigung bemerkt, welche ihre Züchtigkeit verletzt, oder ihren religiösen Grundsätzen anstößig ist, so kommt sie sogleich, um uns eine ausführliche Mittheilung von dem zu machen, was sie hat beunruhigen können . . . Nichts ist gerechter . . . nicht wahr?

— Ja, meine Mutter . . . — antwortete die Mayeux, welche diese Vorsorge seltsam zu finden begann, auf eine schüchterne Weise.

— Dann, — begann die Superiorin wieder, — wenn der Fall uns nicht wichtig scheint, so fordern wir unsere Empfohlene auf, noch aufmerksamer zu beobachten, um sich gewiß zu überzeugen, daß sie Ursache hatte, sich zu beunruhigen . . . Sie macht uns neue Mittheilungen, und wenn diese unsere ersten Besorgnisse bestätigen, so nehmen wir, getreu unserer frommen Vormundschaft, auf der Stelle unsere Empfohlene aus die-

fem wenig anständigen Hause . . . Uebrigens, da die größte Anzahl unter ihnen, trotz ihrer Unschuld und ihrer Tugendhaftigkeit, nicht hinlänglich erleuchtet sind, um dasjenige zu unterscheiden, was ihrer Seele nachtheilig sein könnte, so ziehen wir es in ihrem Interesse vor, daß sie uns alle acht Tage, entweder mündlich oder schriftlich, wie es eine Tochter ihrer Mutter mittheilen würde, alles dasjenige mittheilen, was während der Woche in den Häusern vorgefallen ist, in welchen sie angestellt sind; dann urtheilen wir für sie, indem wir sie entweder in ihnen lassen, oder sie aus denselben wegnehmen. Wir haben bereits ungefähr hundert Personen, Gesellschafterinnen, Ladenjungfern, Mägde oder Näherinnen im Tagelohn in einer großen Anzahl von Familien unter diesen Bedingungen angestellt, und in dem Interesse aller wünschen wir uns täglich über diese Verfahrungsweise Glück . . . Sie verstehen mich, nicht wahr, meine liebe Tochter?

— Ja . . . ja . . . meine Mutter . . . — sagte die Mayeux immer verlegener; sie besaß zu viel Geradheit und Scharfblick, um nicht zu finden, daß diese Art von gegenseitiger Versicherung über die Moralität der Herrschaften und der Dienenden einer Art geheimen Spionirens gliche, einer Ausspähung des Familienlebens, welches in großartigem Maßstabe eingerichtet, und durch die Schüpflinge des Stifts beinahe ohne ihr Wissen ausgeführt wurde; denn es war in der That schwierig, auf eine geschicktere Weise vor ihren Augen diese Gewohn-

heit des Angebens zu maßiren, zu der man sie abrichtete, ohne daß sie es ahneten.

— Wenn ich in diese langen Einzelheiten eingegangen bin, meine liebe Tochter, — begann die Mutter Sancta Perpetuitas wieder, indem sie das Schweigen der Mameux für eine Einwilligung hielt, — so geschah es, damit Sie sich nicht für verbunden halten möchten, wider Ihren Willen in einem Hause bleiben zu müssen, in welchem Sie, ich wiederhole es Ihnen, gegen unsere Erwartung nicht fortwährend heilige und fromme Beispiele finden möchten . . . So ist das Haus der Frau von Brémont, für welches ich Sie bestimme, ein ganz Gott angehörendes Haus . . . Nur hat man mir gesagt, und ich mag es nicht glauben, daß die Tochter der Frau von Brémont, Frau von Roisy, welche seit kurzer Zeit bei ihr wohnt, einen nicht ganz vollkommen exemplarischen Lebenswandel führt, daß sie ihre religiösen Verpflichtungen nicht pünktlich erfüllt, und daß sie in Abwesenheit ihres Gatten, der in diesem Augenblicke in Amerika ist, die unglücklicher Weise zu häufigen Besuche eines Herrn Hardy, eines reichen Fabrikanten, empfängt.

Bei dem Namen von Agricol's Herrn konnte die Mameux eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken, und sie erröthete leicht.

Die Superiorin hielt natürlicher Weise dieses Erröthen und diese Bewegung für einen Beweis der verschämten Empfindlichkeit der jungen Nöthterin, und fügte hinzu:

— Ich habe Ihnen Alles sagen müssen, meine liebe Tochter, damit Sie auf Ihrer Put sein können. Ich habe Ihnen sogar Gerüchte mittheilen müssen, welche ich für gänzlich falsch halte; denn die Tochter der Frau von Brémont hat beständig zu gute Beispiele vor Augen gehabt, um sie niemals zu vergessen . . . Außerdem, wenn Sie vom Morgen bis zum Abend in dem Hause sind, so ist Niemand mehr als Sie im Stande, zu erkennen, ob die Gerüchte, von denen ich zu Ihnen rede, falsch oder begründet sind; wenn sie unglücklicher Weise nach Ihrer Meinung wahr sein sollten, dann, meine liebe Tochter, werden Sie kommen, um mir alle die Umstände mitzutheilen, welche Sie zu dieser Ansicht berechtigen, und wenn ich Ihre Meinung theilte, würde ich Sie augenblicklich wieder aus diesem Hause nehmen, weil die Frömmigkeit der Mutter auf keine genügende Weise das traurige Beispiel ausgliche, welches Ihnen der Lebenswandel der Tochter bieten würde . . . Denn von dem Augenblicke an, wo Sie zu dem Stift gehören, bin ich verantwortlich für Ihr Seelenheil, und außerdem, da Sie, für den Fall, daß Ihre Empfindlichkeit Sie nöthigen sollte, das Haus der Frau von Brémont zu verlassen, einige Zeitlang ohne Anstellung sein könnten, so wird Ihnen das Stift, wenn es mit Ihrem Eifer und Ihrem Betragen zufrieden ist, täglich einen Franken bis zu dem Augenblicke geben, wo dasselbe Sie wieder anstellen wird . . . Sie sehen, meine liebe Tochter, daß Alles bei uns zu verdienen ist . . . Es ist

also abgemacht, daß Sie übermorgen bei Frau von Brémont antreten.

Die Mayeux befand sich in einer sehr schwierigen Lage: bald glaubte sie ihren ersten Argwohn bestätigt, und trotz ihrer Schüchternheit, empörte sich ihr Stolz bei dem Gedanken, daß deshalb, weil man wußte, daß sie arm wäre, man sie für fähig hielt, sich mittelst eines höheren Lohnes als Spionin zu verkaufen. Bald, indem ihr angeborenes Zartgefühl sich gegen den Glauben sträubte, daß eine bejahrte Frau von der Stellung der Superiorin sich so weit erniedrigen könnte, einen jener Anträge an sie zu richten, welche eben so ehrenreich für denselben sind, der sie annimmt, als für denselben, der sie macht, machte sie sich dagegen Vorwürfe über ihre ersten Zweifel, und fragte sich, ob die Superiorin nicht etwa, bevor sie sie verwende, sie bis auf einen gewissen Punkt auf die Probe stellen, und so sehen wollte, ob ihre Rechtschaffenheit sich über ein verhältnißmäßig sehr glänzendes Anerbieten erheben würde.

Die Mayeux besaß eine so natürliche Neigung, an das Gute zu glauben, daß sie bei dieser letzten Ansicht stehen blieb, indem sie sich sagte, daß, wenn sie sich täusche, es am Ende für die Superiorin die am mindesten verletzende Art sei, ihr unwürdiges Anerbieten auszusprechen.

Mit einer Bewegung, die nichts Schwermüthiges hatte, welche aber die Ueberzeugung aussprach, welche sie von ihrer Würde hatte, blinnte die junge Nähterin, indem

ſie das Haupt wieder erhob, das ſie bis dahin demüthig geſenkt gehalten hatte, der Superiorin feſt ins Geſicht, damit dieſe in ihren Zügen die Aufrichtigkeit ihrer Worte leſen könnte, und ſagte zu ihr mit einer leicht gereizten Stimme, indem ſie dieſes Mal: meine Mutter, zu ſagen vergaß:

— Ach! Madame . . . ich kann Ihnen keine Vorwürfe darüber machen, mich eine ſolche Probe beſtehen zu laſſen . . . Sie ſehen mich ſehr elend, und ich habe nichts gethan, wodurch ich Ihr Vertrauen verdienen könnte; aber glauben Sie mir, ſo arm als ich auch ſein mag, ſo werde ich mich doch niemals ſo weit erniedrigen, um eine ſo verächtliche Handlung zu begehen, als diejenige wäre, welche Sie ohne Zweifel mir vorzuſchlagen genöthigt ſind, um ſich durch meine Belagerung zu verſichern, ob ich Ihrer Theilnahme würdig bin. Nein, nein, Madame, niemals, und um keinen Preis, werde ich einer Angeberei fähig ſein.

Die Mapeux ſprach dieſe letzten Worte mit ſo viel Feuer aus, daß ihr Geſicht ſich leicht röthete.

Die Superiorin hatte zu viel Tact und Erfahrung, um nicht die Aufrichtigkeit der Worte der Mapeux zu erkennen; indem ſie ſich glücklich ſchätzte, das junge Mädchen die Sache auf dieſe Weiſe auffaſſen zu ſehen, lächelte ſie ihr liebevoll zu, und ſtreckte ihr die Arme entgegen, indem ſie ſagte:

— Schön, schön, meine liebe Tochter . . . umarmen Sie mich . . .

— Meine Mutter . . . ich bin beschämt . . . über so viel Güte.

— Nein, denn Ihre Worte sind voller Rechtschaffenheit . . . nur überzeugen Sie sich wohl, daß ich Sie auf keine Probe habe stellen wollen . . . weil nichts weniger einer Angeberei gleicht, als die Zeichen kindlichen Vertrauens, welches wir von unseren Schülern in dem Interesse der Moralität ihrer Stellung selbst von ihnen verlangen; . . . aber gewisse Personen, und ich sehe, Sie gehören zu deren Zahl, meine liebe Tochter, haben hinlänglich feste Grundsätze, einen hinlänglich reifen Verstand, um unsere Aufsicht, unseren Rath entbehren, und durch sich selbst beurtheilen zu können, was ihrem Heile schaden könnte; . . . das ist also eine Verantwortlichkeit, welche ich Ihnen ganz allein überlassen werde, indem ich keine anderen Mittheilungen von Ihnen verlange, als diejenigen, welche Sie mir freiwillig machen zu müssen glauben werden.

— Ach! Madame . . . wie viel Güte! — sagte die arme Mameux, welche die tausend Mittel, die tausend Umwege des Klostergeistes nicht kannte, und die es schon für gewiß hielt, auf eine ehrenhafte Weise einen billigen Lohn verdienen zu können.

— Das ist keine Güte . . . das ist Gerechtigkeit, — erwiderte die Mutter Sancta Perpetuitas, deren Ton immer liebevoller wurde, — man vermöchte nicht genug Vertrauen und Liebe gegen fromme Töchter, wie Sie, zu haben, welche die Armuth noch geläutert hat, wenn

man so sagen darf, weil sie immer getreulich das Gesetz des Herrn beobachtet haben.

— Meine Mutter . . .

— Eine letzte Frage, meine liebe Tochter, wie viele Male nähern Sie sich monatlich dem Tische Gottes?

— Madame, — erwiderte die Maysur, — ich habe mich ihm seit meiner ersten Abendmahlsfeier nicht wieder genähert, die ich vor acht Jahren begangen . . . Ich vermag kaum, wenn ich täglich und den ganzen Tag arbeite, meinen Lebensunterhalt zu verdienen; es bleibt mir demnach keine Zeit übrig, um . . .

— Großer Gott! — rief die Superiorin aus, indem sie die Maysur unterbrach und mit allen Zeichen eines schmerzlichen Erstaunens die Hände faltete, — wäre es wahr . . . Sie praktizieren nicht . . .

— Ach! Madame . . . wie ich Ihnen gesagt, die Zeit fehlt mir, — erwiderte die Maysur, indem sie die Mutter Sancta Perpetuas mit einer bestürzten Miene anblickte.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte diese auf eine betrühte Weise zu ihr:

— Sie sehen mich untröstlich, meine liebe Tochter . . . wie ich Ihnen gesagt: eben so, wie wir unsere Schützlinge nur in gottesfürchtigen Häusern unterbringen, eben so verlangt man von uns gottesfürchtige Personen, welche praktizieren; das ist eine der unerlässlichen Bedingungen der Stiftung . . . Zu meinem großen Bedauern ist es mir demnach unmöglich, Sie so zu verwenden, wie

ich hoffte . . . Indessen, wenn Sie in der Folge auf eine so große Gleichgiltigkeit in Bezug auf Ihre religiösen Pflichten verzichten sollten . . . dann wollen wir sehen.

— Madame, — sagte die Mapeux, das Herz von Thränen geschwellt, denn sie war genöthigt, auf eine freudige Hoffnung zu verzichten, — ich bitte Sie um Verzeihung, Sie so lange . . . umsonst . . . gestört zu haben.

— Ich, meine liebe Tochter, ich bin es, die sehr bedauert, Sie nicht in das Stift aufnehmen zu können; . . . aber ich verliere nicht alle Hoffnung . . . besonders weil ich wünsche, eine bereits der Theilnahme würdige Person, eines Tages durch ihre Frömmigkeit die dauerhafte Unterstützung religiöser Personen verdienen zu sehen . . . Gott befohlen, meine liebe Tochter, gehen Sie in Frieden, und möge Gott Ihnen barmherzig sein, bis Sie wieder ganz zu ihm zurückgekehrt sind . . .

Indem sie dieses sagte, stand die Superiorin auf, und führte die Mapeux, immer mit den freundlichsten und den mütterlichsten Höflichkeiten, bis an die Thür; dann, in dem Augenblicke, als die Mapeux über die Schwelle trat, sagte sie zu ihr:

— Gehen Sie diesen Gang entlang, steigen Sie einige Stufen hinab, und klopfen Sie an die zweite Thür zur Rechten, das ist die Wäschlammer. Sie werden Florinen in ihr finden; . . . sie wird Sie zurückführen . . . Gott befohlen, meine liebe Tochter . . .

Sobald die Mapeux das Zimmer der Supertorin verlassen, flossen ihre bis dahin unterdrückten Thränen reichlich; indem sie nicht wagte, so verweint vor Florinen und einigen Nonnen zu erscheinen, die ohne Zweifel in der Wäschlammer versammelt waren, so blieb sie einen Augenblick lang an einem der Fenster des Vorplatzes stehen, um ihre in Thränen gebadeten Augen abzutrocknen.

Sie betrachtete unwillkürlich das Fenster des, dem Kloster benachbarten Hauses, an welchem sie Abriennen von Cardoville zu erkennen geglaubt hatte, als sie diese aus einer Thür herauskommen und rasch nach dem Breterverschlage zuschreiten sah, welcher die beiden Gärten trennte . . .

In demselben Augenblicke sah die Mapeux zu ihrer höchsten Bestürzung eine der beiden Schwestern, deren Verschwinden Dagobert untröstlich machte, Rosa Simon, bleich, wankend und niedergeschlagen, sich furchtsam und schüchtern dem Breterverschlage nähern, welcher sie von Fräulein von Cardoville trennte, als ob die Waise befürchtet hätte, daß man sie bemerken möchte.

VIII.

Die Mayenz und Fräulein von Cardoville.

Gerührt, aufmerksam, besorgt, an eines der Klosterfenster geneigt, folgte die Mayenz mit den Augen den Bewegungen des Fräuleins von Cardoville und Rosa Simon, die sie so wenig an diesem Orte vereinigt wiederzufinden erwartet hatte.

Sich gänzlich der Lattenwand nähernd, welche den Klostergarten von dem am Hause des Doktor Baleinier befindlichen trennte, sagte die Waise einige Worte zu Adriennen, deren Züge plötzlich Erstaunen, Empörung und Mitleid ausdrückten.

In diesem Augenblicke eilte eine Nonne herbei, indem sie sich nach allen Seiten umsah, als ob sie voller Angst Jemanden gesucht hätte; dann Rosa erblickend, welche sich schüchtern und furchtsam an die Lattenwand schmiegte, faßte sie dieselbe bei dem Arme, indem sie ihr, dem Anscheine nach, ernste Vorwürfe machte, und trotz einiger heftigen Worte, welche Adrienne an sie zu richten schien, führte sie die Waise rasch fort, die, in Thränen zerfließend, sich zwei bis drei Mal nach Adriennen um-

wandte; diese, nachdem sie ihr nochmals ihre Theilnahme durch ausdrucksvolle Geberden bezeugt, wandte sich rasch um, als ob sie ihre Thränen hätte verbergen wollen.

Der Corridor, auf welchem sich die Mameux während dieses rührenden Austrittes befand, war auf dem ersten Stockwerke; die Nähterin hatte den Einfall, nach dem Erdgeschoße hinunter zu gehen, und sich in den Garten zu schleichen, um dieses schöne junge Mädchen mit goldenen Haaren anzureden, sich genau zu überzeugen, daß es wirklich Fräulein von Cardoville wäre, und dann, wenn sie glaubte, daß dieselbe einen lichten Augenblick hätte, ihr zu sagen, daß ihr Agricol Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen hätte, und daß er nicht wüßte, wie er sie davon unterrichten könnte.

Der Tag ging zur Neige, die Sonne wollte bald untergehen, und die Mameux, in der Furcht, daß Florine müde werden möchte, sie zu erwarten, beeilte sich, zu handeln. Zudem sie mit leisen Schritten ging, von Zeit zu Zeit mit Besorgniß horchte, erreichte sie das Ende des Corridors; dort führte eine kleine Treppe von drei bis vier Stufen zu dem Vorplatze der Wäschlammer, von da aus eine enge Wendeltreppe bildend, führte sie in das untere Stockwerk.

Da sie Stimmen hörte, so beeilte sich die Nähterin, hinabzugehen, und befand sich in einem langen Corridor, in dessen Mitte sich eine Glashür befand, die in einen

Theil des für die Superiorin vorbehaltenen Gartens führte.

Da eine Allee, auf der einen Seite von einer hohen Fagebuchenhecke begränzt, die Mapeux vor den Blicken schützen konnte, so schlüpfte sie hinein, und gelangte bis zu dem Lattenverschlage, welcher an diesem Orte den Klostergarten von dem am Hause des Doktor Valeinier trennte.

Einige Schritte weit von sich erblickte die Nächterin Fräulein von Carboville, die, ihren Kopf auf ihre Hände gestützt, auf einer Gartenbank saß.

Die Festigkeit von Abriennens Charakter war, als sie sich in jener Nacht in das Narrenhaus des Doktor Valeinier geführt gesehen hatte, einen Augenblick lang durch die Ermüdung, durch die Bestürzung, durch das Entsetzen, durch die Verzweiflung erschüttert worden; endlich war es diesem, indem er mit einer teuflischen Hinterlist den Zustand der Schwäche, der Niedergeschlagenheit benutzte, in welcher sich das junge Mädchen befand, sogar gelungen, sie einen Augenblick lang an sich selbst zweifeln zu lassen.

Aber die Ruhe, welche gezwungener Weise den schmerzlichsten, den heftigsten Gemüthserschütterungen folgt, nicht minder die Ueberlegung, nicht minder die Urtheilskraft eines so geraden und so feinen Verstandes beruhigten Abriennen bald über die Besorgnisse, welche der Doktor Valeinier ihr einen Augenblick lang hatte einflößen können. Sie glaubte nicht einmal mehr an

einen Irrthum des gelehrten Doktors, sie durchschaute hell die Verfahrungsweise dieses Mannes, ein Benehmen voll der abscheulichsten Heuchelei und der seltenen Frömmigkeit, unterstützt durch eine nicht minder seltene Schlaueheit; kurz, sie erkannte in Herrn Valeinier zu spät das blinde Werkzeug der Frau von Saint-Dizier.

Von nun an verschloß sie sich in ein Schweigen, in eine Ruhe voller Würde; nicht eine Klage, nicht ein Vorwurf traten über ihre Lippen . . . sie wartete . . . Indessen, obgleich man ihr eine ziemlich große Freiheit in ihren Spaziergängen und ihren Handlungen ließ (ihr in jedem Fall alle Verbindung nach außen entziehend), war die gegenwärtige Lage Abriennens hart, schmerzlich, besonders für sie, welche so sehr eine übereinstimmende und reizende Umgebung liebte. Nichts desto weniger fühlte sie, daß diese Lage nicht lange dauern könnte. Sie kannte zwar nicht die Wirkung und die Aufsicht der Geseze; aber der bloße gesunde Menschenverstand sagte ihr, daß eine Einsperrung von einigen Tagen, auf eine geschickte Weise auf einen mehr oder minder wahrscheinlichen Anschein von Geistes-zerrüttung begründet, am Ende versucht und selbst ungestraft ausgeführt werden könnte, aber unter der Bedingung, sich nicht über gewisse Grenzen zu verlängern, weil nach Allem ein junges Mädchen von ihrer Stellung nicht so plötzlich aus der Welt verschwände, ohne daß man sich nach Verlauf einer gewissen Zeit nach ihr erkundige, und dann ein vorgeblicher Anfall plötz-

lichen Wahnsinnes zu ernstlichen Nachforschungen Veranlassung geben müßte. Richtig oder falsch, hatte diese Ueberzeugung genügt, um Adriennens Charakter seine gewöhnliche Kraft und Energie wiederzugeben.

Und dennoch hatte sie sich zuweilen vergebens um die Ursache dieser Einsperrung befragt; sie kannte Frau von Saint-Dizier zu genau, um sie für fähig zu halten, daß sie ohne einen bestimmten Zweck handele, und daß sie ihr nur eine vorübergehende Qual hätte verursachen wollen . . . In dieser Hinsicht irrte sich Fräulein von Carboville nicht . . . überzeugt, daß Adrienne unterrichtet sei, als sie es scheinen wollte, wußten der Pater d'Algrigny und die Prinzessin, wie wichtig es ihr sei, sich am 13. Februar in der Straße Saint-François zu befinden, und daß sie entschlossen sei, ihre Rechte geltend zu machen. Indem sie Adriennen als wahnsinnig einsperren ließen, versetzten sie daher der Zukunft derselben einen unheilbringenden Schlag; aber wir müssen sagen, daß diese letzte Vorsichtsmaßregel nutzlos war, denn Adrienne, obgleich auf der Spur des Familiengeheimnisses, welches man ihr hatte verbergen wollen, und von welchem man sie unterrichtet glaubte, hat dasselbe aus Mangel einiger versteckten oder entwendeten Aktenstücke nicht gänzlich ergründen können.

Welches der Beweggrund zu dem abscheulichen Verfahren der Feinde des Fräuleins von Carboville auch sein mochte, sie war nichts desto weniger empört darüber.

Niemand war weniger zum Haß geneigt, minder rachsüchtig, als dieses großmüthige, junge Mädchen; aber bei dem Gedanken an alles das, was Frau von Saint-Dizier, der Abbé d'Algrigny und der Doktor Baleinier sie erdulden ließen, nahm sie sich vor, nicht Repressalien, wohl aber eine glänzende Genugthuung durch alle möglichen Mittel zu erlangen zu suchen. Wenn man ihr dieselbe verweigere, so war sie entschlossen, so viele Hinterlist, so viele Heuchelei und Grausamkeit ohne Rast und Ruhe zu bekämpfen, nicht aus Groll wegen ihrer Leiden, sondern um anderen Opfern, welche nicht wie sie kämpfen und sich vertheiligen könnten, dieselben Qualen zu ersparen.

Ohne Zweifel noch unter dem schmerzlichen Eindrucke, welchen ihr ihre kurze Unterredung mit Rosa Simon verursacht hatte, lehnte sich Adrienne schwermüthig auf eine der Lehnen der Gartenbank, auf welcher sie saß, und hielt ihre Augen unter ihrer linken Hand verborgen. Sie hatte ihren Hut neben sich gelegt, und die gebückte Stellung ihres Kopfes ließ auf ihre frischen und glatten Wangen, welche sie beinahe ganz verbargen, die langen Locken ihrer goldigen Haare herabfallen. In dieser geneigten Stellung voller Anmuth und Ungezwungenheit traten die reichen und reizenden Umrisse ihres Busches unter ihrem glänzend grünen Moiré-Kleide hervor; ein breiter, mit einer rosa Atlaschleife befestigter Kragen und glatte Manschetten von prachtvollen Spitzen verhinderten, daß die Farbe ihres Kleides zu grell gegen

die blendende Weiße ihres Schwanenhalses und ihrer rafaellischen Hände abstrach, welche kaum merklich mit feinen, himmelblauen Adern überzogen waren; auf ihrem sehr hohen und zierlichen Fußblatt kreuzten sich die Bänder eines kleinen, schwarzen Atlaschuhes, denn der Doctor Valeinier hatte ihr erlaubt, sich nach ihrem gewohnten Geschmade zu kleiden, und, wie wir bemerkt, war die Feinheit und Eleganz für Adriennen keine Gewohnheit der Gefallsucht, sondern eine Pflicht gegen sich selbst, welche so schön zu schaffen Gott gefallen hatte.

Bei dem Anblicke dieses jungen Mädchens, deren Kleidung und reizende Haltung sie ohne einen bitteren Vergleich mit den Lumpen, die sie, die arme Nähterin, trug, und ihre Mißgestalt, aufrichtig bewunderte, sagte sich die Mapeux sogleich mit eben so viel gesundem Verstande als Scharfblick, daß es ungewöhnlich wäre, daß eine Geistesverwirrte sich auf eine so durchdachte und so anmuthige Weise kleide; sie näherte sich demnach auch mit eben so viel Erstaunen als Rührung leise dem Lat-tenverschlage, welcher sie von Adriennen trennte, indem sie nichts desto weniger bedachte, daß diese Unglückliche vielleicht wahrhaft geisteskrank wäre, aber daß sie gerade einen hellen Tag hätte.

Zwar mit schüchternen Stimme, welche aber laut genug war, um gehört zu werden, sagte die Mapeux mit heftigem Herzklopfen, um sich zu überzeugen, daß es wirklich Adrienne sei:

← Fräulein von Cardoville?

— Wer ruft mich? — sagte Abrienne.

Indem sie hierauf rasch den Kopf erhob und die Maysur erblickte, konnte sie einen leisen Ausruf der Ueberraschung, beinahe des Entsetzens, nicht unterdrücken . . .

In der That, dieses arme, bleiche, verwahrloste, elend gekleidete Geschöpf, welches ihr auf diese Weise so plötzlich erschien, mußte dem Fräulein von Cardoville, welches die Armuth und Schönheit so sehr liebte, eine Art von Widerwillen, Schrecken einflößen . . . Und diese beiden Empfindungen verriethen sich in ihren ausdrucksvollen Zügen.

Die Maysur wurde den Eindruck, welchen sie veranlaßte, nicht gewahr; . . . regungslos, mit starren Augen, die Hände mit einer Art von Bewunderung, oder vielmehr inniger Verehrung gefaltet, betrachtete sie die blendende Schönheit Abriennens, welche sie nur undeutlich durch das Gitter des Fensters gesehen hatte. Das, was ihr Agricola von dem Zauber seiner Gönnerin gesagt hatte, schien ihr tausendmal hinter der Wirklichkeit zurück zu bleiben; niemals hatte die Maysur, selbst nicht in ihren geheimen dichterischen Phantasien, von einer so seltenen Vollkommenheit geträumt.

Durch ein seltsames Gegeneinanderstellen versetzte der Anblick des schönen Ideals diese beiden sich so unähnlichen jungen Mädchen, diese beiden äußersten Uebler der Häßlichkeit und der Schönheit, des Reich-

thumes und des Elendes, in eine Art überirdischen Entzückens.

Nach dieser, so zu sagen unwillkürlichen, Abriennen erwiesenen Huldigung, that die Mapeur einen Schritt nach dem Lattenverschlage zu.

— Was wollen Sie? . . . — rief Fräulein von Carboville aus, indem sie mit einer Empfindung des Widerwillens aufstand, welche der Mapeur nicht entgehen konnte; demnach auch schüchtern die Augen niederschlagend, sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme:

— Verzeihung, Fräulein, daß ich mich Ihnen so vorstelle; aber die Augenblicke sind kostbar, . . . ich komme . . . in Agricols Namen . . .

Indem sie diese Worte aussprach, erhob die junge Nähterin mit Besorgniß die Augen, denn sie fürchtete, daß Fräulein von Carboville den Namen des Schmieds vergessen haben möchte; aber zu ihrem großen Erstaunen und zu ihrer noch größeren Freude schien Abriennens Schrecken bei dem Namen Agricols abzunehmen.

Sie trat an den Lattenverschlag, und blickte die Mapeur mit einer wohlwollenden Neugierde an.

— Sie kommen im Namen des Herrn Agricol Beaudoin? — sagte sie zu ihr. — Und wer sind Sie?

— Seine Adoptiv-Schwester . . . Fräulein . . . eine arme Nähterin, welche in seinem Hause wohnt . . .

Abrienne schien ihre Erinnerungen zu sammeln, sich gänzlich zu beruhigen, und sagte nach einem Augenblicke des Schweigens, indem sie mit Güte lächelte:

— Sie sind es, welche Herrn Agricol aufgefordert hat, sich wegen seiner Bürgschaft an mich zu wenden, nicht wahr?

— Wie? Fräulein? Sie erinnern sich? . . .

— Ich vergesse niemals, was großmüthig und edel ist; Herr Agricol hat mir mit Rührung Ihre Aufopferung für ihn erzählt; . . . ich erinnere mich dessen . . . nichts ist natürlicher . . . Aber wie befinden Sie sich hier? in diesem Kloster?

— Man hatte mir gesagt, daß man mir hier vielleicht Arbeit verschaffen würde, denn ich befinde mich ohne Arbeit. Unglücklicher Weise habe ich eine abschlägliche Antwort von Seiten der Superiorin erhalten.

— Und woran haben Sie mich erkannt?

— An Ihrer großen Schönheit, Fräulein, . . . von welcher Agricol mir erzählt hatte.

— Haben Sie mich nicht vielmehr . . . daran erkannt? — sagte Adrienne, und sie nahm lächelnd mit ihren rothgen Fingerspitzen das Ende einer der langen und seidenen Locken ihrer goldigen Haare.

— Sie müssen Agricol verzeihen, Fräulein, — sagte die Maysur mit jenem Halbbläseln, welches so selten über ihre Lippen zog, — er ist Dichter, und indem er mir mit einer ehrerbietigen Bewunderung das Bild seiner Gönnerin entwarf . . . hat er keine ihrer seltenen Vollkommenheiten weggelassen.

— Und was hat Sie veranlaßt, mit mir zu sprechen?

— Die Hoffnung, Ihnen vielleicht dienen zu können, Fräulein. Sie haben Agricol mit so viel Güte empfangen, daß ich gewagt habe, Theil an seiner Dankbarkeit gegen Sie zu nehmen.

— Wägen Sie es, wägen Sie es, mein liebes Kind; — sagte Adrienne mit einer unbeschreiblichen Anmuth, — meine Erkenntlichkeit wird sich verdoppeln, . . . obgleich ich bis jetzt Ihrem würdigen Adoptiv-Bruder nur mit dem guten Willen habe nützlich sein können.

Während des Austausches dieser Worte hatten sich Adrienne und die Mayeux eines um das andere mit einem wachsenden Erstaunen angeblickt.

Zuvörderst begriff die Mayeux nicht, daß ein junges Mädchen, welches für wahnsinnig galt, sich so ausdrücke, wie sich Adrienne ausdrückte; dann verwunderte sie sich selbst über die Ungezwungenheit, oder vielmehr die Anmuth des Geistes, mit welcher sie dem Fräulein von Cardoville geantwortet hatte, indem sie nicht wußte, daß diese das köstliche Vorrecht erhabener und wohlwollender Naturen theilte: — nämlich Alles, was sich ihnen mit Theilnahme nähert, werthvoll zu machen.

Fräulein von Cardoville ihrer Seite war zu gleicher Zeit innig bewegt und erstaunt, dieses, wie eine Bettlerin gekleidete, junge Mädchen des Volkes sich in gewählten, vollkommen angemessenen Ausdrücken aussprechen zu hören. In dem Maße, als sie die Mayeux anblickte, verwandelte sich der unangenehme Eindruck, welchen diese sie hatte empfinden lassen, in ein ganz ent-

gegangenes Gefühl. Mit diesem, den Frauen angeborenen Tacte rascher und umständlicher Beobachtung, bemerkte sie unter der schlechten schwarzen Krepphaube der Mameur ein schönes, geglättetes und glänzendes, kastanienbraunes Haar. Sie bemerkte ferner, daß ihre weißen, langen und mageren Hände, obgleich sie aus den Ärmeln eines zerlumpten Kleides hervortraten, vollkommen sauber waren; ein Beweis, daß zum Mindesten die Sorgfalt, die Reinlichkeit, die Achtung ihrer selbst gegen eine abscheuliche Noth kämpften. Endlich fand Adrienne in der Blässe der schwermüthigen Züge der jungen Nähterin, in dem zugleich verständigen, sanften und schüchternen Ausdruche ihrer blauen Augen einen rührenden und traurigen Reiz, eine bescheidene Würde, welche ihre Mißgestalt vergessen ließ.

Adrienne liebte die körperliche Schönheit leidenschaftlich; aber sie hatte einen zu erhabenen Geist, eine zu edle Seele, ein zu gefühlvolles Herz, um nicht die moralische Schönheit zu würdigen zu wissen, die oft auf einem demüthigen und leidenden Gesichte strahlt. Nur war diese Würdigung ganz neu für Fräulein von Carville; bis jetzt hatten sie ihr großes Vermögen, ihre eleganten Gewohnheiten von Personen der Klasse der Mameur entfernt gehalten.

Nach einem Augenblicke des Schweigens, während dessen sich die schöne Patrizierin und die armselige Nähterin gegenseitig mit einem wachsenden Erstaunen geprüft hatten, sagte Adrienne zu der Mameur:

— Die Ursache unseres beiderseitigen Erstaunens ist, wie ich glaube, leicht zu errathen; Sie finden ohne Zweifel, daß ich ziemlich vernünftig für eine Wahnsinnige spreche, wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich es wäre. Und ich, — fügte Fräulein von Carboville mit einem, so zu sagen ehrerbietigen Tone des Mitleidens hinzu, — und ich, ich finde, daß die Feinheit Ihrer Sprache und Ihrer Manieren auf eine so schmerzliche Weise mit der Lage, in welcher Sie zu sein scheinen, im Widerspruche steht, daß meine Verwunderung die Ihrige noch übertreffen muß.

— Ach! Fräulein — rief die Mapeux mit dem Ausdrucke eines so aufrichtigen und innigen Glückes aus, daß ihre Augen sich mit Thränen verschleierten — es ist also wahr? Man hatte mich getäuscht; demnach auch konnte ich so eben ... als ich Sie so schön, so wohlwollend sah, als ich Ihre so liebliche Stimme hörte, da vermochte ich nicht zu glauben, daß Sie ein solches Unglück betroffen hätte ... Aber ach! wie kommt es, Fräulein, daß Sie hier sind?

— Armes Kind, — sagte Adrienne, ganz bewegt von der Theilnahme, welche ihr dieses vortreffliche Wesen bezeugte. — Und woher kommt es, daß Sie mit einem solchen Herzen, daß Sie mit einem so ausgezeichneten Verstande so unglücklich sind? Aber, beruhigen Sie sich, ich werde nicht immer hier sein ... das soll Ihnen sagen, daß Sie und ich bald wieder den Platz einnehmen werden, der uns zukommt ... Glauben Sie mir, ich

werde es niemals vergessen, daß Sie, trotz der schmerzlichen Sorge, in welcher Sie sich, der Arbeit, Ihrer einzigen Nahrungsquelle, beraubt, befinden müssen, daran gedacht haben, zu mir zu kommen . . . um zu versuchen, mir nützlich zu sein; . . . Sie können mir in der That von großem Nutzen sein, . . . was mich unendlich freuet, weil ich Ihnen sehr verschuldet sein werde . . . Sie werden demnach auch sehen, wie sehr ich meine Erkenntlichkeit mißbrauchen werde! — sagte Abrienne mit einem liebenswürdigen Lächeln.

— Aber, begann sie wieder, — bevor wir an mich denken, denken wir an Andere, ist Ihr Adoptiv-Bruder nicht im Gefängniß?

— In diesem Augenblicke, Fräulein, ist er ohne Zweifel, Dank der Großmuth eines seiner Kameraden, nicht mehr darin; sein Vater hat gestern eine Bürgschaft anbieten können, und man hat ihm versprochen, daß er heute frei sein würde; . . . aber aus seinem Gefängnisse hatte er mir geschrieben, daß er Ihnen Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hätte.

— Mir?

— Ja, Fräulein . . . Wie ich hoffe, wird Agricol heute frei sein. Durch welches Mittel wird er Sie davon unterrichten können?

— Er hat mir Mittheilungen zu machen, mir? — wiederholte Fräulein von Cardoville mit einer erstaunten und tiefsinnigen Miene. — Vergebens suche ich, was das sein kann, aber so lange ich in diesem Pause,

aller Verbindung nach Außen beraubt, eingesperrt sein werde, kann Herr Agricol nicht daran denken, sich direkt oder indirekt an mich zu wenden; er muß demnach warten, bis ich dieses Haus verlassen habe; das ist nicht Alles, er muß auch diesem Kloster zwei arme, noch weit mehr als ich zu bedauernde Kinder entreißen . . . Die Töchter des Marschalls Simon sind hier wider ihren Willen zurückgehalten.

— Sie kennen ihren Namen, Fräulein?

— Als er mir ihre Ankunft in Paris mitgetheilt, hatte mir Herr Agricol gesagt, daß sie fünfzehn Jahr alt, und einander auf eine überraschende Weise ähnlich wären . . . Als ich demnach auch vorgestern, während meines gewöhnlichen Spazierganges, zwei arme kleine, ganz in Thränen zerfließende Geschlechter sich von Zeit zu Zeit an die Fenster der Zellen habe lehnen sehen, die sie von einander getrennt, die eine im Erdgeschoße, die andere auf dem ersten Stockwerke, bewohnen, hat eine geheime Ahnung mir gesagt, daß ich in ihnen die Waisen sähe, von denen Herr Agricol mir erzählt hatte, und die mich bereits lebhaft interessirten, denn sie sind meine Verwandtinnen.

— Sie, Ihre Verwandtinnen, Fräulein?

— Gewiß . . . Demnach auch, da ich nicht mehr thun konnte, so habe ich versucht, ihnen durch Zeichen auszudrücken, wie sehr ihr Schicksal mich rühre; ihre Thränen, das Entstellte ihrer Züge sagte mir hinläng-

sich, daß sie Gefangene in diesem Kloster wären, wie ich es selbst in diesem Hause bin.

— Ah! ich begreife, Fräulein, . . . vielleicht ein Opfer der Feindseligkeit Ihrer Familie? . . .

— Welches auch mein Loos sein möge, so bin ich doch weit weniger, als diese beiden Kinder zu bedauern . . . deren Verzweiflung beunruhigend ist. Ihre Absonderung ist es, die sie noch mehr niederschlägt; aus den wenigen Worten, welche die eine von ihnen mir so eben gesagt hat, ersehe ich, daß sie, wie ich, das Opfer abscheulicher Ränke sind . . . Aber durch Ihre Vermittelung wird es möglich sein, sie zu retten. Seitdem ich in diesem Hause bin, ist es mir, wie ich Ihnen gesagt habe, unmöglich gewesen, die geringste Verbindung nach Außen zu haben . . . Man hat mir weder Feder noch Papier gelassen, es ist mir also unmöglich zu schreiben. Hören Sie mich jetzt aufmerksam an, und wir werden eine abscheuliche Verfolgung bekämpfen können.

— Oh! reden Sie! reden Sie! Fräulein.

— Der Soldat, welcher die Waisen nach Frankreich gebracht hat, der Vater des Herrn Agricol, ist hier?

— Ja, Fräulein . . . Ah! wenn Sie wüßten, wie verzweifelt, wie wüthend er gewesen ist, als er bei seiner Rückkehr die Kinder nicht wiedergefunden hat, die eine sterbende Mutter ihm anvertrauet hatte!

— Er muß sich vor Allem hüten, mit der geringsten Gewaltthätigkeit zu handeln; sonst würde Alles verloren sein . . . Nehmen Sie diesen Ring, — und Adrienne

zog einen Ring von ihrem Finger, — übergeben Sie ihm denselben . . . Er soll sogleich . . . Sind Sie aber auch gewiß, sich eines Namens und einer Adresse zu erinnern?

— Oh! ja, Fräulein . . . sein Sie unbesorgt; Agricol hat mir Ihren Namen ein einziges Mal gesagt . . . ich habe ihn nicht vergessen, das Herz hat sein Gedächtniß.

— Ich sehe es, mein liebes Kind . . . Erinnern Sie sich demnach an den Namen des Grafen von Montbron.

— Der Graf von Montbron . . . ich werde ihn nicht vergessen.

— Er ist einer meiner guten alten Freunde; er wohnt Place Vendome, No. 7.

— Place Vendome, No. 7, . . . ich werde diese Adresse behalten.

— Der Vater des Herrn Agricol soll heute Abend zu ihm gehen; wenn er nicht zu Hause ist, so soll er ihn bis zu seiner Rückkehr erwarten. Dann soll er ihn in meinem Namen zu sprechen verlangen, indem er ihm zum Beweise dessen, was er behauptet, diesen Ring übergeben läßt; sobald er vorgelassen ist, soll er ihm Alles erzählen: die Entführung der jungen Mädchen, die Adresse des Klosters, in welchem sie eingesperrt sind; er soll hinzufügen, daß ich selbst als wahnsinnig in die Heilanstalt des Doctor Baleinier eingesperrt bin . . . Die Wahrheit hat einen Ausdruck, den Herr von Montbron erkennen wird . . . Er ist ein unendlich erfahrener und geistreicher Mann, dessen Einfluß groß ist; er wird sich augenblicklich mit den nöthigen Schritten beschäfti-

gen, und morgen oder übermorgen, ich bin überzeugt davon, werden diese armen Waisen und ich frei sein . . . das . . . durch Sie; aber die Augenblicke sind kostbar, man könnte uns überraschen. — Ellen Sie, mein liebes Kind . . .

Dann, in dem Augenblicke als sie sich entfernen wollte, sagte Abrienne zu der Mameux mit einem so rührenden Lächeln und mit einem so innigen, so liebevollen Tone, daß es der Nähterin unmöglich war, ihn nicht für aufrichtig zu halten:

— Herr Agricol hat mir gesagt, daß ich durch das Herz Ihnen gleich wäre . . . Ich begreife jetzt alles das, was darin Ehrenvolles . . . Schmeichelhaftes in seinen Worten für mich lag . . . Ich bitte Sie deshalb . . . geben Sie mir geschwind Ihre Hand . . . — fügte Fräulein von Carboville hinzu, deren Augen feucht wurden; dann ihre reizende Hand durch zwei Latten des Verschlages streckend, streckte sie dieselbe der Mameux entgegen.

Die Worte und die Geberden der schönen Patrizierin trugen den Ausdruck einer so wahren Herzlichkeit, daß die Nähterin ohne falsche Scham zitternd ihre arme abgemagerte Hand in die reizende Hand Abriennens legte . . .

Nun führte Fräulein von Carboville mit einer Regung frommer Achtung dieselbe rasch an ihre Lippen, indem sie sagte:

— Da ich Sie nicht als meine Schwester umarmen

kann, Sie, die mich rettet . . . so will ich zum Mindesten diese edle, durch die Arbeit verherrlichte Hand küssen.

Plötzlich ließen sich Schritte in dem Garten des Doctor Baleinier hören; Adrienne richtete sich rasch auf und verschwand hinter den grünen Bäumen, indem sie zu der Mameux sagte:

— Muth, Erinnerung . . . und Hoffnung!

Alles dieses war so rasch vor sich gegangen, daß die junge Nähterin keinen Schritt hatte thun können; Thränen, aber dieses Mal sehr süße Thränen, flossen reichlich über ihre bleichen Wangen.

Daß ein junges Mädchen, wie Adrienne von Cardoville, sie als Schwester behandelte, ihr die Hand küßte und sagte, daß sie stolz sei, ihr durch das Herz zu gleichen, — ihr, dem armen, in dem tiefsten Grunde des Elendes lebenden Geschöpfe: das hieß ein eben so göttliches Gefühl geschwisterlicher Gleichheit zeigen, als die Verheißung des Evangeliums.

Es giebt Worte, Eindrücke, welche einer schönen Seele Jahre des Leidens vergessen machen, und die ihr, durch einen flüchtigen Blick, ihre eigene Größe zu offenbaren scheinen; so ging es der Mameux; Dank der edelmüthigen Worte hatte sie einen Augenblick lang das Bewußtsein ihres Werthes . . . Und obgleich diese Empfindung eben so flüchtig als unaussprechlich war, faltete sie die Hände und erhob mit einem Ausbruche inbrünstiger Dankbarkeit die Augen gen Himmel; denn, wenn die Nähterin nicht praktizirte, um uns des ultramon-

leben Sanderwälfch zu bedienen, so war doch Niemand mehr, als sie, mit diesem innigen, aufrichtig religiösen Gefühle begabt, welches gegen die Glaubenslehre das ist, was der gestirnte Himmel gegen das Gewölbe einer Kirche ist.

.

Fünf Minuten nachdem sie Fräulein von Carboville verlassen, war die Mapeur, ohne bemerkt zu werden, aus dem Garten wieder zum ersten Stockwerk hinaufgekommen und klopfte bescheiden an die Thür der Wäschkammer.

Eine Schwester öffnete ihr.

— Ist Mademoiselle Florine, die mich hergeführt hat, nicht hier, meine Schwester? — fragte sie.

— Sie hat nicht länger auf Sie warten können; Sie kommen ohne Zweifel von unserer Frau Mutter, der Superiorin?

— Ja . . . ja, meine Schwester . . . — antwortete die Nöthlerin, indem sie die Augen niederschlug, — würden Sie die Güte haben, mir zu sagen, durch welche Thür ich fortgehen muß?

— Kommen Sie mit mir.

Die Mapeur folgte der Schwester, indem sie bei jedem Schritte zitterte, der Superiorin zu begegnen, die sie mit gutem Recht verwundert und nach der Ursache ihres langen Aufenthaltes in dem Kloster erkundigt haben würde.

Endlich schloß sich die erste Thür des Meisters hinter der Mapeux.

Nachdem sie rasch über einen großen Hof geschritten war, hörte die Rähterin, indem sie sich der Pförtnerstube näherte, um zu bitten, daß man ihr die äußere Pforte öffne, folgende, mit einer barschen Stimme ausgesprochenen Worte:

— Es scheint, mein alter Hieronymus, daß wir heute Nacht noch wachsamere sein müssen . . . Was mich anbetrifft, so will ich zwei Kugeln mehr in mein Gewehr laden; die Frau Superiorin hat befohlen, zwei Runden statt einer zu machen . . .

— Ich, Nikolas, ich bedarf keiner Flinten, — sagte die andere Stimme; — ich habe meine wohlgeschliffene, scharfe Sense . . . Das ist eine Gärtnerwaffe, aber darum keine der schlechtesten.

Unwillkürlich durch diese Worte beunruhigt, die sie nicht zu behorchen gesucht hatte, näherte sich die Mapeux der Pförtnerstube und bat zu öffnen.

— Wo kommen Sie so her? — sagte der Pförtner, indem er halb aus seinem Zimmer heraustrat, dabei die Doppelflinte in der Hand hielt, mit deren Ladung er beschäftigt war, und die Rähterin mit einem argwöhnischen Blicke musterte.

— Ich komme von der Frau Superiorin, — antwortete die Mapeux schlichtern.

— Gewiß? . . . — sagte Nikolas auf eine barsche Weise, — Ihr seht mir wie eine schlechte Rundschaft

aus; ... am Ende ist das einerlei ... macht Euch fort, und ein wenig rascher.

Die Thür ging auf und die Mameur ging hinaus.

Raum hatte sie einige Schritte in der Straße gethan, als sie zu ihrem großen Erstaunen Rabat-Joie auf sich zuellen sah, ... und weiter hin, hinter ihm, Dagobert, der eben so hastig anlangte.

Die Mameur ging dem Soldaten entgegen, als eine volle und tönende Stimme, die ihr von Weitem zurief: — Ei! meine gute Mameur! — das junge Mädchen sich umwenden ließ, ... der Seite entgegengesetzt, von welcher Dagobert kam, sah sie Agricol herbeieilen.

IX.

Das Zusammentreffen.

Bei Dagoberts und Agricol's Anblick war die Mayeux erstaunt einige Schritte weit von dem Klosterspore stehen geblieben.

Der Soldat sah die Nähterin noch nicht; er schritt rasch heran, indem er Rabat-Jolie folgte, der, obwohl mager, abgemergelt, struppig und schmutzig, vor Vergnügen zu springen schien, und von Zeit zu Zeit seinen gescheibten Kopf nach seinem Herrn umwandte, zu dem er zurückgelehrt war, nachdem er die Mayeux geliebt hatte..

— Ja, ja, ich verstehe Dich, mein armer Alter, — sagte der Soldat gerührt, — Du bist treuer, als ich... Du hast meine lieben Kinder keine Minute verlassen... Du bist ihnen gefolgt... Du wirst sie Tag und Nacht... ohne zu fressen... an der Thür des Hauses erwartet haben, wohin man sie gebracht hat, und am Ende müde, sie nicht herauskommen zu sehen... bist Du nach Hause gelaufen, um mich zu holen... Ja, während ich wie ein rasender Narr verzweifelte... thatest Du, was ich hätte thun sollen... Du entdecktest

ihren Aufenthalt . . . Was beweiset das? . . . daß die Thiere mehr werth sind, als die Menschen! das ist eine bekannte Sache . . . Endlich . . . werde ich sie wiedersehn; . . . wenn ich bedenke, daß morgen der Dreizehnte ist, und daß ohne Dich, mein alter Rabat-Joie . . . Alles verloren war . . . es schaudert mich davor . . . Nun, sind wir bald da? . . . Welch ödes Quartier! . . . und die Nacht bricht an . . .

Dagobert hatte Rabat-Joie so angerebet, indem er dabei ging und die Augen auf seinen wackeren Hund geheftet hielt, der tüchtig zuschritt . . . Als er plötzlich das getreue Thier nochmals springend davonlaufen sah, erhob er den Kopf, und erblickte einige Schritte weit von sich Rabat-Joie, der von Neuem die Mapeux und Agricol liebte, die einige Schritte weit von dem Klosterthore einander begegnet waren.

— Die Mapeux! . . . — hatten der Vater und der Sohn bei dem Anblicke der jungen Nähterin ausgerufen, indem sie auf dieselbe zuschritten und sie voller Bewunderung anblickten.

— Gute Hoffnung! Herr Dagobert, — sagte sie mit einer unmöglich wiederzugebenden Freude, — Rosa und Blanca sind wiedergefunden . . .

Dann sich nach dem Schmied umwendend:

— Gute Hoffnung, Agricol . . . Fräulein von Car-doville ist nicht wahnsinnig . . . ich habe sie so eben gesehen . . .

— Sie ist nicht wahnsinnig? Welches Glück! — sagte der Schmied.

— Die Kinder!! — rief Dagobert aus, indem er in seine vor Erschütterung zitternden Hände die Hände der Mameux schloß. — Sie haben sie gesehen!

— Ja, so eben . . . sehr traurig . . . sehr trostlos . . . aber ich habe sie nicht sprechen können.

— Ach! — sagte Dagobert, indem er wie durch diese Nachricht erstarrt stehen blieb und seine beiden Hände auf seine Brust legte, — ich hätte nimmer geglaubt, daß mein altes Herz so heftig schlagen könnte.

— Und indessen . . . Dank meinem Hunde, erwartete ich beinahe das, was geschehen; . . . aber das ist gleich . . . ich bin . . . wie schwindelig vor Freude . . .

— Wackerer Vater . . . Du siehst . . . der Tag ist gut, — sagte Agricol, indem er die Nähterin mit Dankbarkeit anblickte.

— Umarme mich, meine würdige und liebe Tochter, — fügte der Soldat hinzu, indem er die Mameux gerührt in seine Arme schloß; dann, von Ungeduld gepeinigt, setzte er hinzu: — Laß uns geschwind die Kinder holen.

— Ach! meine gute Mameux, — sagte Agricol bewegt, — Du giebst meinem Vater die Ruhe, vielleicht das Leben wieder . . . und Fräulein von Carboville . . . woher weißt Du?

— Durch einen sehr großen Zufall . . . Und Du selbst wie kommt es, daß Du hier bist?

— Rabat-Loie bleibt stehen und bellt, — rief Dagobert aus, der schon einige eilige Schritte gethan hatte.

In der That, der Hund, eben so ungeduldig, als sein Herr, die Waisen wiederzusehen, aber besser als er über den Ort ihres Aufenthaltes unterrichtet, hatte sich vor das Klosterthor gestellt, wo er zu bellen begann, um Dagoberts Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Dieser verstand seinen Hund, und sagte zu der Mapeur, indem er ihr eine andeutende Geberde machte:

— Dort sind die Kinder?

— Ja, Herr Dagobert.

— Ich war überzeugt davon . . . Baderer Hund . . . Oh! ja, die Thiere sind mehr werth, als die Menschen . . . mit Ausnahme Ihrer, meine gute Mapeur, Sie sind mehr werth, als Menschen und Thiere . . . Endlich . . . werde ich diese armen Kleinen sehen . . . sie haben . . .

Indem er dieses sagte, begann Dagobert trotz seines Alters zu laufen, um Rabat-Loie einzuholen.

— Agricol, — rief die Mapeur aus, — halte Deinen Vater ab, an dieses Thor zu klopfen . . . er würde Alles verderben.

In zwei Sprüngen erreichte der Schmied seinen Vater. Dieser wollte eben die Hand an den Klopfer des Thores legen.

— Mein Vater . . . Klopfe nicht — rief der Schmied aus, indem er Dagoberts Arm ergriff.

— Was der Teufel sagst Du mir da? . . .

— Die Mapeux sagt, daß, wenn Du klopstest, . . . Du Alles verderben würdest.

— Wie? . . .

— Sie wird Dir es erklären.

In der That, die Mapeux, minder hurtig, als Agricol, kam bald herbei, und sagte zu dem Soldaten:

— Bleiben wir nicht vor diesem Thore, Herr Dagobert; man könnte es aufmachen, uns sehen; das würde Verdacht erregen. Gehen wir vielmehr der Mauer entlang . . .

— Verdacht! . . . — sagte der Veteran ganz erstaunt, aber ohne sich von dem Thore zu entfernen, — welchen Verdacht?

— Ich beschwöre Sie . . . bleiben Sie nicht da . . . — sagte die Mapeux so dringend, daß Agricol, sich mit ihr vereinigend, zu seinem Vater sagte:

— Da die Mapeux das sagt . . . mein Vater . . . so hat sie ihre Gründe; hören wir sie . . . der Boulevard des Hospitals ist zwei Schritte weit von hier; es geht dort Niemand vorbei, und wir können mit einander reden, ohne unterbrochen zu werden.

— Der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort von alle dem verstehe! — rief Dagobert aus, aber immer ohne das Thor zu verlassen. — Diese Kinder sind hier, ich hole sie ab, ich führe sie fort . . . das ist eine Sache von zehn Minuten.

— Oh! glauben Sie das nicht . . . Herr Dagobert, — sagte die Mapeux. — Das ist weit schwieriger, als Sie

meinen . . . Aber kommen Sie . . . kommen Sie . . . Hören Sie? . . . man spricht in dem Hofe.

In der That, man hörte den Klang mehrerer ziemlich lauter Stimmen.

— Komm . . . komm, mein Vater . . . — sagte Agricol, indem er den Soldaten fast wider seinen Willen fortzog.

Rabat-Joie, der sehr überrascht über dieses Zögern schien, beüllte zwei bis drei Male, ohne seinen Posten zu verlassen, wie um Einspruch gegen diesen erniedrigenden Rückzug zu thun; aber auf einen Ruf Dagoberts beüllte er sich, sich wieder an das Armeecorps anzuschließen.

Es war fünf Uhr Abends und sehr windig; dicke, graue Regenwolken zogen an dem Himmel vorüber. Wie wir bemerkt, war der Boulevard des Hospitals, welcher an diesem Orte den Klostergarten begrenzte, fast nicht besucht. Dagobert, Agricol und die Mapeux konnten demnach an diesem abgelegenen Orte ungestört Rath halten.

Der Soldat verheßte die heftige Ungebuld nicht, welche ihm dieser Aufschub verursachte; kaum war er demnach auch um die Ecke der Straße geschritten, als er zu der Mapeux sagte:

— Laß hören, mein Kind, erkläre Dich . . . ich stehe auf glühenden Kohlen.

— Das Haus, in welchem die Töchter des Marschalls

Simon eingesperrt sind . . . ist ein Kloster . . . Herr Dagobert.

— Ein Kloster! — rief der Soldat aus, — ich konnte es mir denken . . . — Dann fügte er hinzu: — Nun! weiter? ich werde sie aus einem Kloster, wie anders woher holen. Ein Mal ist kein Mal.

— Aber, Herr Dagobert, sie sind dort wider ihren Willen, gegen den Ihrigen eingesperrt; man wird sie Ihnen nicht herausgeben.

— Man wird sie mir nicht herausgeben? ha! den Henker! das wollen wir sehen . . .

Und er that einen Schritt nach der Straße zu.

— Mein Vater, — sagte Agricol, indem er ihn zurückhielt, — einen Augenblick Geduld, höre die Majeux an.

— Ich höre nichts! . . . Wie! diese Kinder sind dort . . . zwei Schritte weit von mir . . . ich weiß es . . . und ich sollte sie nicht, mit Güte oder mit Gewalt, auf der Stelle haben? ha! bei Gott! das wäre merkwürdig! Laß mich!

— Ich bitte Sie inständigst, Herr Dagobert, hören Sie mich, — sagte die Majeux, indem sie Dagoberts andere Hand ergriff, — es giebt ein anderes Mittel, diese armen Fräuleins zu erhalten. Und das ohne Gewalt; Fräulein von Cardoville hat mir bestimmt gesagt, daß Gewalt Alles verderben würde . . .

— Wenn es ein anderes Mittel giebt, so lasse ich

mir es gefallen . . . geschwind . . . was ist das für ein Mittel?

— Hier ist ein Ring, welchen Fräulein von Carboville . . .

— Wer ist das, Fräulein von Carboville?

— Es ist diese junge Person voller Edelmuth, mein Vater, welche Bürgschaft für mich leisten wollte . . . und welcher ich so wichtige Dinge zu sagen habe . . .

— Gut, gut, — erwiderte Dagobert, — wir wollen nachher davon reden . . . Nun denn, meine gute Mameux, dieser Ring?

— Sie werden ihn nehmen, Herr Dagobert, Sie werden sogleich zu dem Herrn Grafen von Montbron, Platz Vendôme, Nr. 7, gehen. Wie es scheint, ist er ein sehr mächtiger Mann; er ist ein Freund des Fräuleins von Carboville, dieser Ring wird ihm beweisen, daß Sie in ihrem Namen kommen; Sie werden ihm sagen, daß sie als wahnsinnig in einer, diesem Kloster benachbarten Heilanstalt eingesperrt sei, und daß in diesem Kloster die Töchter des Marschalls Simon wider ihren Willen eingesperrt sind.

— Gut . . . weiter . . . weiter?

— Dann wird der Herr Graf von Montbron bei hochgestellten Personen die nothwendigen Schritte thun, um dem Fräulein von Carboville und den Töchtern des Marschalls Simon die Freiheit wieder geben zu lassen, und vielleicht . . . morgen oder übermorgen . . .

— Morgen oder übermorgen! — rief Dagobert aus,

— vielleicht!! . . . aber heute, augenblicklich muß ich sie haben . . . Uebermorgen . . . und noch vielleicht . . . wäre es wohl Zeit . . . Ich danke immerhin, meine gute Mameur, aber behalten Sie Ihren Ring . . . Ich will meine Geschäfte lieber selbst besorgen . . . Erwarte mich hier, mein Sohn.

— Was willst Du thun, mein Vater? . . . — rief Agricol aus, indem er den Soldaten noch zurückhielt, — es ist ein Kloster . . . bedenke doch!

— Du bist nur ein Neuling, ich kenne meine Kloster-Theorie auswendig. In Spanien habe ich sie hundert Male in Ausübung gebracht . . . Hört, wie die Sache gehen wird . . . ich klopfe an, eine Pförtnerin macht auf, sie fragt mich, was ich will, ich antworte nicht; sie will mich aufhalten, ich gehe vorüber; einmal in dem Kloster, rufe ich meine Kinder aus Leibesträften, indem ich es von oben nach unten durchheile.

— Aber, Herr Dagobert, die Nonnen, — sagte die Mameur, indem sie immer Dagobert zurück zu halten versuchte.

— Die Nonnen werden mir nachlaufen und mich verfolgen, indem sie wie aus dem Nest verschreckte Elstern schreien; ich kenne das. In Sevilla habe ich auf diese Weise eine Andalusierin wieder herausgefißt, welche Beguinen mit Gewalt zurückhielten. Ich lasse sie schreien, ich durchheile also das Kloster, indem ich Rosa und Blanca rufe . . . Sie hören mich, antworten

mir; wenn sie eingesperrt sind, so nehme ich das erste Beste und schlage ihre Thür ein.

— Aber, Herr Dagobert, die Nonnen? . . . die Nonnen? . . . die Nonnen?

— Die Nonnen werden mich mit ihrem Geschrei nicht abhalten, die Thür einzuschlagen, meine Kinder in meine Arme zu nehmen und mich aus dem Staube zu machen; wenn man die äußere Thür wieder verschlossen hat, so schlage ich auch sie ein . . . Demnach also, — fügte Dagobert hinzu, indem er sich aus den Händen der Majeux losmachte, — erwartet mich, in zehn Minuten bin ich wieder hier . . . Hole immerhin eine Miethkutsche, mein Sohn.

Ruhiger, als Dagobert, und besonders mehr unterrichtet in dem, was das peinliche Gesetzbuch angeht, war Agricol entsetzt über die Folgen, welche die seltsame Verfahrungsweise des Veteranen haben könnte. Indem er demnach auch ihm den Weg versperrte, rief er aus:

— Ich bitte Dich inständigst, noch ein Wort . . .

— Den Fenster! laß hören, eile.

— Wenn Du mit Gewalt in das Kloster bringen willst, wirst Du Alles verderben!

— Wie das?

— Zuhördest, Herr Dagobert, — sagte die Majeux, — giebt es Männer in dem Kloster . . . als ich es so eben verließ, habe ich den Pförtner gesehen, welcher sein Gewehr lud, der Gärtner sprach von einer schar-

fen Sense und von Runden, welche sie die Nacht machten.

— Ich bekümmere mich viel um ein Pförtner-Gewehr, und um die Sense eines Gärtners.

— Es sei, mein Vater, aber ich beschwöre Dich, höre mich noch einen Augenblick lang an. Du klopfst an, nicht wahr? die Thür geht auf, der Pförtner fragt Dich, was Du willst . . .

— Ich sage, daß ich mit der Superiorin sprechen will . . . und ich eile in das Kloster.

— Aber, mein Gott, Herr Dagobert, — sagte die Mayeur, — wenn man durch den Hof gekommen, so gelangt man an eine zweite Thür mit einem Gitterfenster; dort steht eine Nonne nach, wer schellt, und öffnet nicht eher, als bis man ihr den Gegenstand des Besuchs gesagt hat, den man machen will.

— Ich werde ihr antworten . . . ich will die Superiorin besuchen.

— Dann, mein Vater, da Du kein im Kloster Bekannter bist, wird man die Superiorin benachrichtigen.

— Gut . . . nachher?

— Wird sie kommen.

— Dann? . . .

— Wird Sie dieselbe fragen, was Sie wollen? Herr Dagobert.

— Was ich will? . . . den Fenster . . . meine Kinder . . .

— Noch eine Minute Geduld, mein Vater . . . Nach den Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen hat, kannst

Du nicht zweifeln, daß man die Fräuleins Simon wider ihren, wider Deinen Willen zurückhalten will.

— Ich zweifle nicht daran . . . ich bin überzeugt davon . . . um dazu zu gelangen, haben sie meinem armen Weibe den Kopf verwirrt gemacht . . .

— Dann, mein Vater, wird die Superiorin Dir antworten, daß sie nicht wisse, was Du sagen wolltest, und daß die Fräuleins Simon nicht im Kloster seien.

— Und ich werde ihr sagen, daß sie darin sind; als Zeuge die Mapeux, als Zeuge Rabat-Joie.

— Die Superiorin wird Dir sagen, daß sie Dich nicht kenne, daß sie Dir keine Erklärungen zu geben hätte . . . und sie wird ihr Sprachfenster wieder schließen.

— Dann schlage ich die Thür ein; . . . Du siehst, daß ich immer darauf zurückkommen muß . . . laß mich . . . den Henker! laß mich . . .

— Und auf diesen Lärm, auf diese Gewaltthätigkeit, eilt der Pförtner die Wache zu holen, man kommt, und beginnt damit, Dich zu verhaften.

— Und Ihre armen Kinder . . . was wird dann aus ihnen werden, Herr Dagobert? — sagte die Mapeux.

Agricola's Vater hatte zu viel gesunden Verstand, um nicht die ganze Richtigkeit der Bemerkungen Agricola's und der Mapeux einzusehen; aber er wußte auch, daß die Waisen um jeden Preis vor dem folgenden Morgen frei sein mußten. Diese Alternative war schrecklich, so schrecklich, daß Dagobert, seine Hände an seine brennende

Stirn legend, wie vernichtet durch das unbarmherzig Mißliche seiner Lage auf eine steinerne Bank sank.

Tief gerührt durch diese stumme Verzweiflung, wechselten Agricol und die Mapeux einen betrübten Blick aus. Der Schmied setzte sich neben den Soldaten und sagte zu ihm:

— Aber, mein Vater, so beruhige Dich doch, denke an das, was Dir die Mapeux gesagt hat! ... wenn Du mit diesem Ringe des Fräuleins von Carboville zu diesem Herrn gehst, der sehr einflußreich ist, so siehst Du, daß diese Fräuleins morgen frei sein können ... nehmen wir sogar für den schlimmsten Fall an, daß sie Dir erst übermorgen zurückgegeben würden ...

— Donner und Blut! Ihr wollt mich also wahnsinnig machen! — rief Dagobert aus, indem er seinen Sohn und die Mapeux mit einem so verstörten, so verzweifelten Ausdrücke anblickte, daß Agricol und die Nähterin mit eben so viel Erstaunen, als Besorgniß zurückwichen.

— Verzeihung, meine Kinder, — sagte Dagobert, indem er nach einem langen Schweigen wieder zu sich kam, — ich habe Unrecht, heftig zu werden, denn wir können uns nicht verstehen ... Was Ihr sagt, ist richtig ... und dennoch habe ich Recht zu sprechen, wie ich spreche ... Hört mich an ... Du bist ein rechtschaffener Mann, Agricol, Sie, ein rechtschaffenes Mädchen, Mapeux ... Was ich Euch sagen werde, ist für Euch allein ... Ich habe diese Kinder aus der Tiefe von

Sibirien hergeführt; wißt Ihr warum? — Damit sie sich morgen früh in der Straße Saint-François befinden ... Wenn sie sich nicht dort befinden, so habe ich den letzten Willen ihrer sterbenden Mutter verrathen.

— Straße Saint-François, Nr. 3, — rief Agricol, seinen Vater unterbrechend, aus.

— Ja ... woher weißt Du diese Nummer? — sagte Dagobert.

— Befindet sich diese Angabe nicht auf einer Medaille von Bronze?

— Ja ... — erwiderte Dagobert immer mehr erstaunt. — Wer hat Dir das gesagt?

— Einen Augenblick ... mein Vater ... — rief Agricol aus. — Lassen Sie mich überlegen ... ich glaube zu errathen; ... ja ... und Du, meine gute Mameur, Du hast mir gesagt, daß Fräulein von Carboville nicht wahnsinnig wäre ...

— Nein ... man hält sie wider ihren Willen in diesem Hause zurück, ohne sie mit irgend Jemand in Verbindung treten zu lassen; ... sie hat hinzugefügt, daß sie sich, wie die Töchter des Marschalls Simon, für das Opfer abscheulicher Ränke hielte.

— Kein Zweifel mehr, — rief der Schmied aus, — ich begreife jetzt Alles ... Fräulein von Carboville hat dasselbe Interesse, als die Fräuleins Simon, sich morgen in der Straße Saint-François zu befinden ... und sie weiß es vielleicht nicht.

— Wie?

— Noch ein Wort, meine gute Mayeur ... Hat Dir Fräulein von Cardoville gesagt, daß sie ein großes Interesse hätte, morgen frei zu sein?

— Nein ... denn als sie mir diesen Ring für den Grafen von Montbron gab, hat sie mir gesagt: durch ihn werde ich und werden die Töchter des Marschalls Simon morgen oder übermorgen frei sein ...

— Aber so erkläre Dich doch? — sagte Dagobert ungeduldig zu seinem Sohne.

— Sogleich, — erwiderte der Schmied, — als Du mich aus dem Gefängnisse abgeholt hast, mein Vater, habe ich Dir gesagt, daß ich eine geheiligte Pflicht zu erfüllen hätte, und daß ich zu Hause wieder mit Dir zusammentreffen würde ...

— Ja ... und ich bin meinerseits hingegangen, um neue Schritte zu thun, von denen ich Euch sogleich reden will.

— Ich bin auf der Stelle nach dem Pavillon der Straße Babylone geeilt, da ich nicht wußte, daß Fräulein von Cardoville wahnsinnig wäre, oder zum Mindesten für wahnsinnig gälte ... ein Bediente öffnete mir und sagte, daß dieses Fräulein einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn gehabt hätte ... Du begreifst, mein Vater, welchen Schlag mir das versetzte ... ich frug, wo sie sei, und man antwortete mir, daß man es nicht wisse; ich frug, ob ich nicht mit irgend Jemand ihrer Verwandten sprechen könne. Da mein Kittel kein großes Vertrauen einflößte, so antwortete man mir, daß Nie-

mand von ihrer Familie hier sei ... ich war untröstlich, da fiel mir etwas ein ... ich sagte mir: sie ist wahnsinnig; ihr Arzt muß wissen, wohin man sie gebracht hat; wenn sie im Stande ist, mich zu verstehen, so wird man mich zu ihr führen; wo nicht, so will ich in Ermangelung ihrer Verwandten mit ihrem Arzte reden; oft ist ein Arzt ein Freund ... Ich frug demnach den Bedienten, ob er mir den Arzt des Fräuleins von Cardoville angeben könnte. Man gab mir seine Adresse ohne Schwierigkeit. Herr Doctor Valeinter, Straße Taranne, Nr. 12. Ich eilte hin, er war ausgegangen; aber man sagte mir in seinem Hause, daß ich ihn gegen fünf Uhr in seiner Heilanstalt finden würde. Dieses Haus stößt an das Kloster ... deshalb haben wir uns hier getroffen.

— Aber diese Nebaille ... diese Nebaille? — sagte Dagobert auf eine ungeduldige Weise — wo hast Du sie gesehen?

— Wegen dieser und noch anderer Dinge hatte ich der Maysur geschrieben, daß ich dem Fräulein von Cardoville wichtige Mittheilungen zu machen hätte ...

— Und diese Mittheilungen?

— Höre, mein Vater: ich war an dem Tage Deiner Abreise zu ihr gegangen, um sie zu bitten, für mich Bürgschaft zu leisten; man war mir gefolgt; sie erfuhr es durch eine ihrer Kammerfrauen; um mich vor der Verhaftung zu schützen, ließ sie mich in ein Versteck ihres Pavillons führen; es war eine Art von einem

kleinen gewölbten Zimmer, welches das Tageslicht nur durch eine Röhre, wie ein Schornstein empfing; nach Verlauf einiger Augenblicke sah ich darin sehr deutlich. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, als um mich zu blicken, so sah ich mich um: die Wände waren mit Getäfel bedeckt; der Eingang dieses Versteckes bestand aus einer beweglichen Füllung, die mittelst eines Gegengewichts und in einander greifender Zapfen von einer wundervollen Arbeit weggeschoben werden konnte; das ist mein Stand; das interessirte mich, und ich begann diese Federn trotz meiner Besorgniß mit Neugierde zu untersuchen. Ich überzeugte mich von ihrem Spiele, aber es befand sich da ein Knopf von Messing, über dessen Anwendung ich mir keine Rechenschaft abzulegen vermochte; ich mochte ihn noch so sehr an mich ziehen, zur Rechten und zur Linken schieben, nichts arbeitete in den Federn. Ich sagte mir, dieser Knopf gehört ohne Zweifel einem anderen Mechanismus an; da stieg ein Gedanke in mir auf, nämlich, statt ihn an mich zu ziehen, ihn mit Kraft zu drücken; sogleich hörte ich ein leises Knarren, und sah plötzlich über dem Eingange des Versteckes eine Füllung von zwei Fuß im Gevierten sich von dem Getäfel wie das Tischblatt eines Secretairs herabsenken. Diese Füllung war wie ein Deckel eingerichtet, und da ich wahrscheinlich die Feder zu ungestüm gedrückt hatte, so ließ die Erschütterung eine kleine Medaille von Bronze mit ihrer Kette zu Boden fallen.

— Auf welcher Du die Adresse ... der Straße Saint-François gesehen hast? — rief Dagobert aus.

— Ja, mein Vater, und mit dieser Medaille war zu gleicher Zeit ein großes versiegeltes Packet zu Boden gefallen ... Indem ich es aufraffte, habe ich, so zu sagen unwillkürlich, mit großen Buchstaben geschrieben gelesen: — Für Fräulein von Carboville. Sie soll im Augenblicke selbst, wo sie ihr übergeben werden, Einsicht davon nehmen. — Dann, unter diesen Worten, sah ich die Anfangsbuchstaben R. und C., begleitet von einem Handzuge und folgendem Datum: Paris, 12. November 1830. — Ich wandte das Packet um und sah auf den zwei Siegeln, die es verschlossen, dieselben Anfangsbuchstaben R. und C., über denen sich eine Krone befand.

— Und diese Siegel waren unverletzt? — fragte die Mameur.

— Vollkommen unverletzt.

— Dann ist kein Zweifel mehr; Fräulein von Carboville kannte das Bestehen dieser Papiere nicht, — sagte die Nästerin.

— Das ist mein erster Gedanke gewesen, da es ihr anempfohlen war, dieses Packet sogleich zu erbrechen, und trotz dieser Anempfehlung, die sich von ungefähr zwei Jahren herschrieb, die Siegel unverletzt geblieben waren.

— Das ist augenscheinlich, — sagte Dagobert, — und was hast Du da gethan?

— Ich habe Alles wieder in das geheime Gefäß gelegt, indem ich mir vornahm, Fräulein von Carboville davon zu benachrichtigen; aber einige Augenblicke nachher ist man in das Versteck, das entdeckt worden ist, gebrungen; ich habe Fräulein von Carboville nicht mehr wiedergesehen und nur einer ihrer Kammerfrauen einige doppelstimmige Worte über meinen Fund sagen können, indem ich hoffte, daß sie ihre Gebieterin aufmerksam machen würden; . . . endlich, sobald es mir möglich gewesen ist, Dir zu schreiben, meine gute Mameur, habe ich es gethan, um Dich zu bitten, Fräulein von Carboville aufzusuchen . . .

— Aber diese Medaille . . . sagte Dagobert, — ist derjenigen gleich, welche die Töchter des Generals Simon besitzen; — wie geht das zu?

— Nichts ist natürlicher, mein Vater . . . ich erinnere mich jetzt; Fräulein von Carboville ist ihre Verwandte; sie hat es mir gesagt.

— Sie . . . eine Verwandte von Rosa und Blanca?

— Ja, gewiß, — fügte die Mameur hinzu; — sie hat es mir so eben auch gesagt.

— Nun! — erwiderte Dagobert, indem er seinen Sohn mit Seelenangst anblickte, — begreifst Du jetzt, daß ich meine Kinder noch heute haben will? Begreifst Du, daß, wie ihre arme Mutter mir sterbend gesagt hat, ein Tag der Verspätung Alles verlieren machen kann? Begreifst Du endlich, daß ich mich mit einem . . . vielleicht morgen . . . nicht begnügen kann,

wenn ich aus der Tiefe Sibiriens mit diesen Kindern komme . . . um sie morgen in die Straße Saint-François zu führen? . . . Begreiffst Du endlich, daß ich sie noch heute haben muß, und wenn ich auch das Kloster in Brand stecken müßte!

— Aber mein Vater, noch einmal, die Gewaltthätigkeit . . .

— Aber, den Fentler, weißt Du, was der Polizeicommissair mir heute Morgen geantwortet hat, als ich ihm meine Klage gegen den Beichtvater Deiner armen Mutter erneuert: daß kein Beweis vorhanden wäre, und daß man nichts thun könne.

— Aber jetzt liegen Beweise vor, mein Vater, oder zum Mindesten weiß man, wo die jungen Mädchen sind . . . Mit dieser Gewißheit ist man sehr stark . . . Sei unbesorgt. Das Gesetz ist mächtiger, als alle Kloster-Superiorinnen der Welt.

— Und der Graf von Montbron, an den Sie Fräulein von Cardoville sich zu wenden bittet, — sagte die Mapeux, — ist er nicht ein mächtiger Mann? Sie werden ihm sagen, aus welchen Gründen es so wichtig sei, daß diese Fräuleins, so wie Fräulein von Cardoville, die, wie Sie sehen, ein eben so großes Interesse hat, morgen frei zu sein, noch heute Abend in Freiheit wären . . . dann wird der Graf von Montbron zuverlässig die Schritte der Gerechtigkeit beeilen, und, heute Abend . . . werden Ihnen Ihre Kinder zurückgegeben sein.

— Die Mapeux hat Recht, mein Vater . . . Geh'

zu dem Grafen; ich eile zu dem Polizei-Commissair, um ihm zu sagen, daß man jetzt wisse, wo diese jungen Mädchen eingesperrt sind; Du, meine gute Mameur, kehrt nach Hause zurück, um uns zu erwarten, nicht wahr, mein Vater? Kommen wir zu Hause wieder zusammen?

Dagobert hatte still nachgedacht, plötzlich sagte er zu Agricol:

— Es sei. — Ich will Euren Rath befolgen . . . Aber nimm an, daß der Polizei-Commissair Dir sagt, man kann nicht vor morgen einschreiten, — nimm an, daß der Graf von Montbron mir dasselbe sagt . . . Glaubst Du, daß ich bis morgen früh unthätig bleiben werde?

— Mein Vater . . .

— Genug, — erwiderte der Soldat mit einer barschen Stimme, — ich füge mich . . . Du, mein Sohn, eile zu dem Polizei-Commissair . . . Sie, meine gute Mameur, erwarten Sie uns; ich gehe zu dem Grafen . . . Geben Sie mir den Ring. Jetzt die Adresse?

— Platz Vendôme Nr. 7, der Graf von Montbron; . . . Sie kommen im Namen des Fräuleins von Carboville, — sagte die Mameur.

— Ich habe ein gutes Gedächtniß, — sagte der Soldat; — demnach also, sobald als möglich in der Straße Brise-Miche.

— Ja, mein Vater; sei gutes Muthes . . . Du wirst

sehen, daß das Gesetz rechtschaffene Leute vertheidigt und beschützt.

— Um so besser, — sagte der Soldat, — weil sonst die rechtschaffenen Leute genöthigt wären, sich selbst zu beschützen und zu vertheidigen . . . demnach also, meine Kinder, auf baldiges Wiedersehn in der Straße Brise-Miche . . .

.
Als Dagobert, Agricol und die Mapeux sich trennten, war die Nacht gänzlich hereingebrochen.

X

Die Zusammenkünfte.

Es war acht Uhr Abends, der Regen peitschte die Fensterscheiben des Zimmers der Franziska Beaudoin, Straße Brise-Miche, während heftige Windstöße die schlecht verschlossene Thür und die Fenster erschütterten. Die Unordnung und die sorglose Unterhaltung dieser bescheidenen Wohnung, in der gewöhnlich so viel Ordnung und Reinlichkeit herrschten, zeigten von der Bedenklichkeit der traurigen Ereignisse, welche das Leben dieser, bis dahin in ihrer Niedrigkeit so ruhigen Menschen gestört hatten.

Der mit Backsteinen gepflasterte Fußboden war mit Roth besudelt, eine dicke Lage von Staub hatte sich auf die vor Kurzem von Sauberkeit glänzenden Möbel gelegt. Seitdem Franziska durch den Polizeicommissair fortgeführt worden, war das Bett nicht gemacht; Dagobert hatte sich des Nachts angekleidet während einiger Stunden darauf geworfen, wenn er von Ermüdung erschöpft, von Verzweiflung vernichtet, nach neuen und vergeblichen Versuchen, Rosa's und Blanca's Aufenthalt zu entdecken, nach Hause zurückkehrte; eine Flasche, ein

Glas und einige Reste trockenen Brodes, welche sich auf der Kommode befanden, bewiesen die Mäßigkeit des Soldaten, welcher als ganzen Lebensunterhalt auf das Darlehen beschränkt war, welches das Pfandhaus auf die von der Mapeur nach der Verhaftung Franziska's ver-setzten Gegenstände gegeben hatte.

Bei dem bleichen Schimmer eines Talglichtes, das auf dem kleinen Ofen von Gußeisen stand, der jetzt kalt wie Marmor, denn der Holzvorrath war seit lange erschöpft, sah man die Mapeur schlummernd auf einem Stuhle sitzen; sie hatte den Kopf auf ihre Brust geneigt, ihre Hände unter ihre kleine kattunene Schürze versteckt, und ihre Fersen auf den letzten Querstod des Strohs-tuhles gestellt; von Zeit zu Zeit schauderte sie unter ihren feuchten Kleidern.

Nach diesem Tage der Beschwerden, so mannichfaltiger Gemüthserschütterungen, hatte das arme Geschöpf nichts gegessen (hatte sie daran gedacht, daß sie kein Brod zu Hause hätte); indem sie die Rückkehr Dagoberts und Agricols abwartete, gab sie einem unruhigen Schlummer nach, der leider sehr verschieden von einem ruhigen und erquickenden Schläfe ist. Von Zeit zu Zeit schlug die Mapeur besorgt die Augen halb auf und blickte um sich; dann, von Neuem durch das unwiderstehliche Bedürfniß nach Ruhe besiegt, sank ihr Kopf wieder auf ihre Brust zurück.

Nach Verlauf einiger Minuten der nur durch das Drausen des Windes unterbrochenen Stille, ließ sich

ein langsamer und schwerfälliger Schritt auf dem Vorplatze hören.

Die Thür ging auf.

Dagobert trat, begleitet von Rabat-Joie ein.

Plötzlich erweckt, richtete die Majeux rasch den Kopf auf, stand auf, schritt hastig auf Agricols Vater zu, und sagte zu ihm:

— Nun! Herr Dagobert... haben Sie gute Nachrichten? ... Haben Sie ...

Die Majeux vermochte nicht fortzufahren, so betroffen war sie über den finsternen Ausdruck der Züge des Soldaten; in seine Betrachtungen versunken, schlen er die Nähterin anfangs nicht zu bemerken, warf sich niedergeschlagen auf einen Stuhl, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, und verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

Nach einem ziemlich langen Nachdenken stand er auf, und sagte mit halblauter Stimme:

— Es muß sein ... es muß sein ... — Nun einige Schritte in dem Zimmer thugend, blickte Dagobert um sich, als ob er irgend etwas gesucht hätte; endlich, nach einer Minute der Musterung erblickte er neben dem Ofen eine ungefähr zwei Fuß lange eiserne Stange, die dazu diente, den eisernen Deckel abzuheben, wenn der Ofen zu glühend war, er nahm sie, betrachtete sie aufmerksam, wog sie, und legte sie dann mit einer zufriedenen Miene auf die Kommode.

Bewundert über das fortwährende Schweigen Dagoberts, folgte die Majeux seinen Bewegungen mit ei-

ner schüchternen und besorgten Neugierde; bald trat an die Stelle ihres Erstaunens Entsetzen, als sie den Soldaten seinen auf einem Stuhle liegenden Tornister nehmen, ihn öffnen, und aus demselben ein Paar Taschepistolen nehmen sah, deren Batterie er vorsichtig spielen ließ.

Von Entsetzen ergriffen, konnte sich die Nähterin nicht enthalten, auszurufen:

— Mein Gott! . . . Herr Dagobert . . . was wollen Sie machen?

Der Soldat blickte die Mameux an, als ob er sie jetzt erst zum ersten Male bemerkt hätte, und sagte mit einer herzlichen, aber barschen Stimme zu ihr:

— Guten Abend, mein gutes Kind . . . Wie viel Uhr ist es?

— Acht Uhr . . . hat es so eben auf Saint-Merry geschlagen, Herr Dagobert.

— Acht Uhr . . . — sagte der Soldat, indem er mit sich selbst sprach, — erst acht Uhr!!

Und die Pistolen neben die eiserne Stange legend, schien er von Neuem zu überlegen, indem er die Augen um sich warf.

— Sie haben also keine guten Nachrichten, Herr Dagobert? — wagte die Mameux zu sagen . . .

— Nein . . .

Dieses einzige Wort wurde von dem Soldaten in einem so barschen Tone ausgesprochen, daß die Mameux, welche ihn nicht weiter zu befragen wagte, sich wieder schwei-

gend setzte. Rabat-Jole kam, seinen Kopf auf den Schooß des jungen Mädchens zu legen, und folgte eben so neugierig, als sie selbst, allen Bewegungen Dagoberts.

Dieser, nachdem er von Neuem während einiger Minuten in Nachdenken versunken geblieben, trat an das Bett, nahm aus demselben ein Leintuch, schien dessen Länge zu messen und zu berechnen, dann sagte er zu der Mameux, indem er sich nach ihr umwandte:

— Eine Scheere . . .

— Aber, Herr Dagobert . . .

— Geschwind . . . mein gutes Kind . . . eine Scheere,
— erwiderte Dagobert in einem wohlwollenden Tone, welcher aber andeutete, daß er Gehorsam verlange.

Die Nähterin nahm aus Franziska's Arbeitskörbchen eine Scheere und überreichte sie dem Soldaten.

— Jetzt halte mir das andere Ende von dem Betttuche, meine Tochter, und halte es fest . . .

In einigen Minuten hatte Dagobert das Betttuch in seiner Länge in vier Stücke zerschnitten, welche er dann sehr fest so zusammen drehete, um eine Art von Seil daraus zu machen, indem er in Zwischenräumen die zusammengedrehte Leinwand mit leinenen Bändern umband, welche ihm die Nähterin gab; aus diesen vier, an den Enden fest an einander geknüpften Streifen machte Dagobert ein Seil von zum Mindesten zwanzig Fuß Länge; das genügte ihm noch nicht, denn er sagte, indem er mit sich selbst sprach:

— Jetzt müßte ich einen Faden haben . . .

Und er suchte von Neuem um sich herum.

Die Mapeur, immer entschelter, denn sie konnte an Dagoberts Plänen nicht mehr zweifeln, sagte schüchtern zu ihm:

— Aber, Herr Dagobert, . . . Agricol ist noch nicht zurückgekehrt; . . . weil er so lange ausbleibt, . . . so hat er ohne Zweifel gute Nachrichten . . .

— Ja, — sagte der Soldat voll Bitterkeit, indem er dabei immer mit den Augen um sich herum den Gegenstand suchte, welcher ihm fehlte, — gute Nachrichten in der Art der meinigen . . . — Und er fügte hinzu: — Ich muß indessen einen starken eisernen Haken haben.

Indem er überall herumstöberte, fand der Soldat einen jener groben Säcke von grauer Leinwand, welche Franziska nähete. Er nahm ihn, öffnete ihn und sagte zu der Mapeur:

— Steck' mir die eiserne Stange und das Seil dahinein, meine Tochter, das wird viel bequemer . . . dorthin zu tragen sein . . .

— Großer Gott! — rief die Mapeur aus, indem sie Dagobert gehorchte, — Sie wollen gehen, ohne Agricol abzuwarten, Herr Dagobert . . . wo er Ihnen vielleicht etwas Gutes mitzutheilen hat? . . .

— Sei unbesorgt, meine Tochter . . . ich werde meinen Sohn erwarten; . . . ich kann erst um zehn Uhr von hier fortgehen . . . Ich habe Zeit . . .

— Ach! Herr Dagobert, Sie haben also alle Hoffnung verloren?

— Im Gegentheile . . . ich habe gute Hoffnung . . . aber auf mich . . .

Indem er dieses sagte, bündelte Dagobert den oberen Theil des Sackes zusammen, um ihn zuzubinden, dann legte er ihn auf die Kommode neben seine Pistolen.

— Zum Mindesten werden Sie Agricol abwarten, Herr Dagobert?

— Ja . . . wenn er vor zehn Uhr kommt . . .

— Demnach also, mein Gott! sind Sie fest entschlossen . . .

— Sehr entschlossen . . . indessen, wenn ich einfüßig genug wäre, an Unglücksboten zu glauben . . .

— Zuweilen, Herr Dagobert, täuschen die Vorbedeutungen nicht, — sagte die Mameux, indem sie nur daran dachte, den Soldaten von seinem gefährlichen Entschlusse abzubringen.

— Ja, — erwiderte Dagobert, — die alten Weiber sagen das . . . und obgleich ich kein altes Weib bin, so hat mir doch das, was ich so eben gesehen habe . . . das Herz beklemmt . . . Am Ende werde ich ohne Zweifel eine Regung des Zornes für eine Ahnung gehalten haben . . .

— Und was haben Sie denn gesehen?

— Ich kann Dir das erzählen, mein gutes Kind . . . das wird uns die Zeit verbringen helfen . . . sie hauert

mir ohnedies lange genug . . . — Dann sich unterbrechend: — Hat es nicht so eben halb geschlagen?

— Ja, Herr Dagobert, . . . es ist halb neun Uhr.

— Noch anderthalb Stunden, — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme; dann fügte er hinzu: — Höre, was ich gesehen habe; . . . als ich vor Kurzem durch eine Straße ging, ich weiß nicht welche, sind meine Augen unwillkürlich durch einen ungeheuren rothen Anschlagzetteln angezogen worden, über dem man einen schwarzen Panther sah, der ein weißes Pferd verzehrte . . . Bei diesem Anblicke löschte mein Blut, weil Du wissen mußt, meine gute Mameur, daß ein schwarzer Panther ein armes, altes, weißes Pferd verzehrt hat, das ich besaß, Rabat-Jole's Gefährten . . . und das Jovial hieß . . .

Bei diesem, ihm sonst so vertrauten Namen, erhob Rabat-Jole, der zu den Füßen der Mameur lag, plötzlich den Kopf und blickte Dagobert an.

— Stehst Du . . . die Thiere haben Gedächtniß; er erinnert sich an Jovial, — sagte der Soldat, indem er selbst bei dieser Erinnerung seufzte. Sich hierauf an seinen Hund wendend, fuhr er fort:

— Du Erinnerst Dich also Jovials?

Als Rabat-Jole diesen Namen von Neuem von seinem Herrn mit einer gerührten Stimme aussprechen hörte, knurrte und bellte er leise, wie um zu versichern, daß er seinen alten Reisegefährten nicht vergessen hätte.

— In der That, Herr Dagobert, — sagte die

Mayer, es ist ein trauriges Zusammentreffen, über dieser Anzeige einen schwarzen Panther, der ein Pferd verzehrt, wieder zu finden.

— Wenn es weiter nichts wäre, Du sollst das Uebrige sehen. Ich trete an diese Anzeige heran und lese, daß ein gewisser Moroz bei seiner Ankunft aus Deutschland in einer Hütte verschiedene wilde Thiere sehen lassen würde, die er gezähmt hat, und unter anderen einen köstlichen Löwen, einen Tiger und einen schwarzen Panther von Java, genannt der Tod.

— Dieser Name erregt Furcht, — sagte die Mayer.

— Und er wird Dir noch weit mehr Furcht machen, mein Kind, wenn Du weißt, daß dieser Panther derselbe ist, der vor vier Monaten mein Pferd bei Leipzig erbroffelt hat.

— Ach! mein Gott . . . Sie haben Recht, Herr Dagobert, — sagte die Mayer, — das ist entsetzlich.

— Warte noch, — sagte Dagobert, dessen Züge sich immer mehr verfinsterten, — das ist nicht Alles . . . auf Veranlassung dieses genannten Moroz, des Herrn dieses Panthers, bin ich und meine armen Kinder in Leipzig ins Gefängniß geworfen worden.

— Und dieser böse Mensch ist in Paris? . . . und er ist gegen Sie? — sagte die Mayer, oh! Sie haben Recht . . . Herr Dagobert . . . Sie müssen sich in Acht nehmen; das ist eine schlimme Vorbedeutung . . .

— Ja . . . für diesen Elenden . . . wenn ich ihm begegne, — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme,

— denn wir haben alte Rechnungen mit einander abzumachen ...

— Herr Dagobert, — rief die Mameur höfchend aus, — es kommt Jemand eilig die Treppe herauf; es ist Agricol ... er hat gute Nachrichten ... ich bin überzeugt davon ...

— Da habe ich, was ich brauche, — sagte der Soldat hastig, ohne der Mameur zu antworten, — Agricol ist Schmied ... er wird mir den eisernen Haken, den ich bedarf, verschaffen.

Einige Augenblicke nachher trat Agricol in der That ein; aber ach! auf den ersten Blick konnte die Nähterin in den bestürzten Zügen des Handwerkers die Vernichtung der Hoffnungen lesen, mit denen sie sich geschmeichelt hatte ...

— Nun! ... — sagte Dagobert zu seinem Sohne in einem Tone, der deutlich das wenige Vertrauen anzeigte, welches er zu dem Gelingen der von Agricol versuchten Schritte hätte, — nun! ... was giebt es Neues?

— Ach! mein Vater, es ist zum Rasenbwerden, es ist, um sich den Kopf gegen die Wand zu zerschmettern, — rief der Schmied erzürnt aus.

Dagobert wandte sich an die Mameur und sagte zu ihr:

— Du siehst, mein armes Kind ... ich war überzeugt davon ...

— Aber Du, mein Vater? — rief Agricol aus, —
hast Du den Grafen von Montbron gesprochen?

— Der Graf von Montbron ist seit drei Tagen nach
Lothringen gereiset ... das sind meine guten Nach-
richten, — antwortete der Soldat mit einem bitteren
Spotte, — laß die Deinigen hören ... erzähle mir
Alles; es thut mir Noth, fest überzeugt zu sein, daß,
wenn man sich an die Gerechtigkeit wendet, die, wie
Du vorhin sagtest, die rechtschaffenen Leute immer ver-
theidigt und beschützt, es Veranlassungen giebt, in welchen
man sie den Schurken Preis giebt ... Ja, ich bedarf
dessen, und dann nachher eines Halses ... und ich habe
wegen der beiden Sachen auf Dich gerechnet.

— Was willst Du damit sagen, mein Vater?

— Erzähle mir zuvor Deine Schritte ... wir haben
Zeit ... es hat so eben erst halb Neun geschlagen ...
Laß hören: wo bist Du, als Du mich verlassen, hin-
gegangen?

— Zu dem Polizei-Commissair, bei dem Du Deine
Klage niedergelegt hast.

— Was hat er Dir gesagt?

— Nachdem er sehr artig angehört, warum es sich
handelte, hat er mir geantwortet: diese jungen Mädchen
sind nach Allem in einem sehr achtbaren Hause ... in
einem Kloster untergebracht ... es liegt also keine

bringende Nothwendigkeit vor, sie von dort fortzunehmen . . . und außerdem kann ich es nicht auf mich nehmen, auf Ihre bloße Aussage gewaltsamer Weise in ein Gotteshaus zu bringen, morgen werde ich meinen Bericht an die betreffende Behörde abfassen, und man wird später sehen.

— Später . . . Ihr seht, immer Aufschub, — sagte der Soldat.

— Aber, mein Herr, habe ich ihm geantwortet, — begann Agricol wieder, — man muß augenblicklich, heute Abend, heute Nacht noch handeln, denn, wenn sich diese jungen Mädchen nicht morgen früh in der Straße Saint-François befinden, so können sie einen nicht zu berechnenden Schaden erleiden . . . — Das ist sehr zu bedauern, — hat mir der Polizei-Commisair geantwortet; — aber noch einmal, ich kann mich weder auf Ihre einfache Erklärung, noch auf die Ihres Vaters, der eben so wenig als Sie, weder Verwandter noch Verschwägerter dieser jungen Personen ist, in eine förmliche Uebertretung der Gesetze einlassen, die man nicht einmal auf das Verlangen einer Familie verletzen würde. Die Gerechtigkeit hat ihre Langsamkeiten und ihre Förmlichkeiten, denen man sich unterwerfen muß.

— Gewiß, — sagte Dagobert, — man muß sich ihnen unterwerfen, auf die Gefahr hin, sich als eine Memme, als einen Verräther und Undankbaren zu zeigen . . .

— Und hast Du ihm auch von Fräulein von Carboville erzählt? — fragte die Mameux.

— Ja, aber er hat mir in dieser Beziehung eben so geantwortet: . . . das wäre sehr wichtig; ich machte freilich eine Anzeige, aber ich brächte keinen Beweis zur Unterstützung dessen, was ich aus sagte, bei. — „Eine dritte Person hat Ihnen versichert, daß Fräulein von Carboville behauptete, nicht wahnsinnig zu sein, — hat mir der Polizei-Commissair gesagt, — das genügt nicht, alle Wahnsinnige behaupten, nicht wahnsinnig zu sein; ich kann demnach wieder nicht auf Ihre einfache Erklärung in die Wohnung eines achtbaren Arztes mit Gewalt eindringen; nichts desto weniger nehme ich Ihre Erklärung an, ich werde Bericht darüber abfatten. Aber das Gesetz muß seinen Lauf haben . . .“

— Als ich vor Kurzem handeln wollte, — sagte Dagobert auf eine dumpfe Weise, — hatte ich da nicht etwa alles das vorausgesehen? Dennoch bin ich schwach genug gewesen, auf Euch zu hören.

— Aber, mein Vater, das, was Du unternehmen wolltest, war unmöglich . . . und Du setztest Dich zu gefährlichen Folgen aus; Du hast es eingesehen.

— Demnach also, — erwiederte der Soldat, ohne seinem Sohne zu antworten, — hat man Dir förmlich, bestimmt gesagt, daß man nicht daran denken dürfte, gesetzlicher Weise zu erlangen, daß Rosa und Blanca mir heute Abend oder selbst morgen früh zurückgegeben würden?

— Nein, mein Vater, in den Augen des Gesetzes liegt keine dringende Nothwendigkeit vor; die Sache wird nicht vor zwei bis drei Tagen entschieden werden können.

— Das ist Alles, was ich wissen wollte, — sagte Dagobert, indem er aufstand und mit großen Schritten in dem Zimmer auf und abging.

— Dennoch, — erwiderte sein Sohn, — habe ich mich nicht für geschlagen gehalten. Verzweifelt, indem ich nicht daran glauben konnte, daß die Gerechtigkeit taub gegen so billige Forderungen bleiben könnte . . . bin ich nach dem Justiz-Palaste geeilt . . . indem ich hoffte, dort vielleicht . . . einen Richter . . . eine obrigkeitliche Person zu finden . . . die meine Klage annehmen und ihr Folge geben würde . . .

— Nun! — sagte der Soldat, indem er stehen blieb.

— Man hat mir gesagt, daß die Gerichtsstube des Procurators des Königs täglich um fünf Uhr geschlossen, und um zehn Uhr geöffnet wäre; an ihre Verzweiflung, an die Lage des armen Fräuleins von Cardoville denkend, wollte ich noch einen Schritt versuchen; ich bin in die Wachtstube eines Postens der Linien-Truppen unter der Anführung eines Lieutenants getreten . . . Ich habe ihm Alles gesagt; er hat mich so bewegt gesehen; ich habe mit so vieler Wärme, mit so vieler Ueberzeugung mit ihm gesprochen, daß ich ihn interessiert habe . . .

— Lieutenant, — sagte ich zu ihm, — bewilligen

Sie mir nur eine Gunst; lassen Sie nur einen Unteroffizier und zwei Mann sich nach dem Kloster begeben, um dort einen gesetzmäßigen Eintritt zu erlangen. Man wird die Töchter des Marschalls Simon zu sehen verlangen; man wird ihnen die Wahl lassen, zu bleiben, oder wieder zu meinem Vater zu gehen, der sie aus Rußland hergeführt hat . . . und man würde sehen, ob man sie nicht gegen ihren Willen zurückhielte.

— Und was hat er Dir geantwortet, Agricola? — fragte die Mayeur, während Dagobert, die Achseln zuckend, seinen Spaziergang fortsetzte.

— Junger Mann, — hat er zu mir gesagt, — das, was Sie da von mir verlangen, ist unmöglich; ich begreife Ihre Gründe, aber ich kann eine so wichtige Maßregel nicht auf mich nehmen. Mit Gewalt in ein Kloster zu dringen, darin liegt etwas, um mich absetzen zu lassen. — Was soll ich aber dann thun, mein Herr? Es ist um den Verstand zu verlieren. — Meiner Treue, ich weiß es nicht. Das Sicherste ist zu warten . . . — sagte mir der Lieutenant . . . — Da, mein Vater, bin ich, in der Meinung alles Menschen Mögliche gethan zu haben, nach Hause zurückgekehrt . . . indem ich hoffte, daß Du glücklicher als ich gewesen wärest; unglücklicher Weise habe ich mich geirrt.

Indem er dieses sagte, warf sich der Schmied, vor Ermüdung erschöpft, auf einen Stuhl.

Nach diesen Worten Agricols, welche die letzten Hoff-

nungen dieser drei stummen, unter dem Drucke eines unbarmherzigen Verhängnisses vernichteten Personen zerstörten, entstand ein Augenblick tiefen Schweigens.

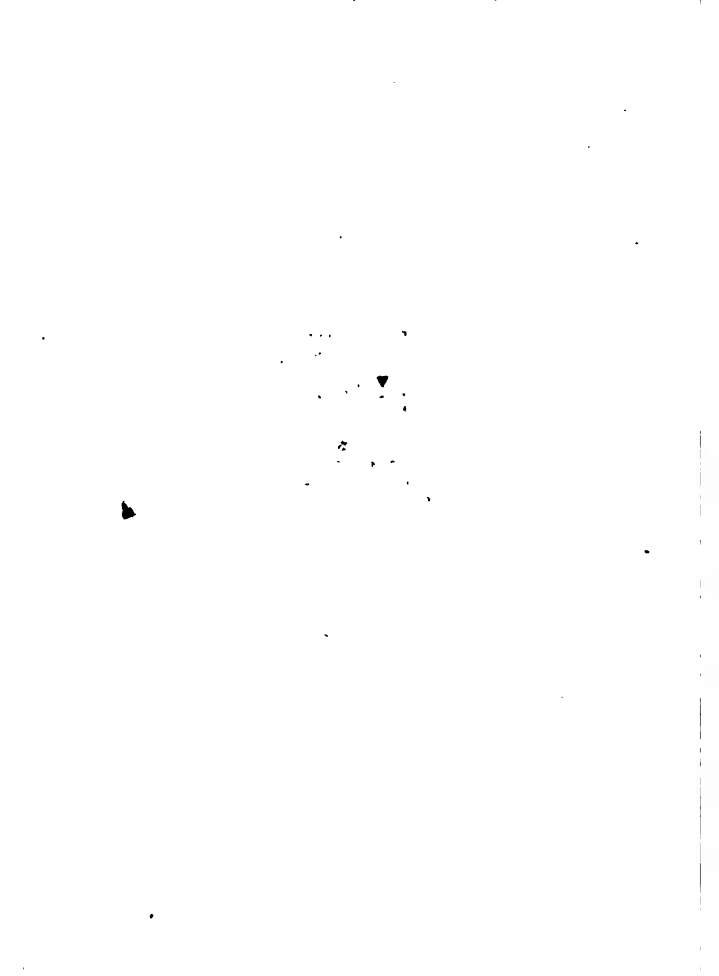
Ein neuer Zwischenfall vermehrte noch den unglückseligen und schmerzlichen Charakter dieses Auftrittes.



Jean
indem ex

Découvertes. -- En

Contes et nouvelles



XI.

Entdeckungen.

Agricol hatte bei seinem Eintritte nicht daran gedacht, die Thür wieder zu verschließen, diese öffnete sich so zu sagen schüchtern, und Franziska Beaudoine, Dagoberts Frau, erschien bleich, hinfällig, indem sie sich kaum aufrecht erhielt, auf der Schwelle.

Der Soldat, Agricol und die Mapeur waren in eine so finstere Niedergeschlagenheit versunken, daß Anfangs keine dieser drei Personen Franziska's Eintritt gewahr wurde.

Diese that kaum zwei Schritte in das Zimmer, und sank mit gefalteten Händen auf die Kniee, indem sie mit einer demüthigen und schwachen Stimme sagte:

— Mein armer Gatte . . . vergieb mir . . .

Bei diesen Worten wandten Agricol und die Mapeur, welche der Thür den Rücken zuehrten, sich um, und Dagobert erhob rasch den Kopf.

— Meine Mutter! . . . — rief Agricol, auf Franziska zuellend, aus.

— Meine Frau! . . . — rief Dagobert, indem er

aufftand und auch einen Schritt auf die Unglückliche zu that . . .

— Gute Mutter! . . . Du, auf den Knieen, — sagte Agricol, indem er sich zu Franziska bückte und sie innig umarmte, — steh doch auf!

— Nein, mein Kind, — sagte Franziska mit ihrem zugleich sanftesten und festesten Tone, — ich werde nicht aufstehen, bevor Dein Vater . . . mir vergeben hat . . . ich habe großes Unrecht gegen ihn begangen . . . jetzt weiß ich es . . .

— Dir vergeben . . . armes Weib, — sagte der Soldat bewegt, indem er zu ihr trat. — Habe ich Dich etwa jemals angeklagt . . . ausgenommen in einer ersten Regung der Verzweiflung? . . . Nein . . . nein . . . die schlechten Priester habe ich beschuldigt . . . und ich hatte Recht . . . Endlich bist Du wieder da, — fügte er hinzu, indem er seinem Sohne half, um Franziska aufzuheben; — das ist ein Kummer weniger . . . man hat Dich also freigelassen? . . . Gestern habe ich noch nicht erfahren können, wo Dein Gefängniß wäre . . . ich habe so viele Sorgen, daß ich an Dich nur habe denken können . . . Komm, liebe Frau, setze Dich hierher . . .

— Gute Mutter . . . was Du schwach bist . . . wie Du frienst . . . was Du bleich bist! . . . — sagte Agricol mit Bangigkeit und die Augen voller Thränen.

— Warum hast Du uns nicht benachrichtigen lassen? — fügte er hinzu . . . — Wir hätten Dich abgeholt . . . Aber wie Du zitterst! . . . liebe Mutter . . . Deine

Hände sind erstarrt . . . — begann der Schmied wieder, vor Franziska knieend. Sich dann nach der Mayeux umwendend, sagte, er: — Mach doch gleich ein wenig Feuer . . .

— Ich hatte schon daran gedacht, als Dein Vater kam, Agricol; aber es sind weder Holz noch Kohlen mehr vorhanden.

— Nun denn! . . . so bitte ich Dich, meine gute Mayeux, geh hinunter, um von dem Vater Lortiot zu borgen . . . er ist ein so guter Mann, daß er Dir es nicht ausschlagen wird . . . Meine arme Mutter könnte leicht krank werden; . . . fleh, wie sie schaudert.

Raum hatte er diese Worte gesagt, als die Mayeux verschwand.

Der Schmied stand auf, holte die Bettbede und hüllte die Kniee und die Füße seiner Mutter sorgfältig darin ein; dann, von Neuem vor ihr niederknieend, sagte er zu ihr:

— Deine Hände, liebe Mutter . . .

— Und die kraftlosen Hände seiner Mutter in die seinen schließend, suchte Agricol sie mit seinem Athem zu erwärmen.

Nichts war rührender, als dieses Bild, . . . als diesen kräftigen jungen Mann mit energischem und entschlossenem Gesicht, das jetzt den Ausdruck einer wunderbaren Zärtlichkeit trug, diese arme alte, bleiche und zitternde Mutter mit den zartesten Aufmerksamkeiten umgeben zu sehen.

Gut wie sein Sohn, holte Dagobert ein Kopfkissen, brachte es und sagte zu seiner Frau:

— Beuge Dich ein wenig vor, ich will dieses Kopfkissen hinter Dich legen; Du wirst so besser sitzen, und das wird Dich noch erwärmen.

— Wie Ihr mich alle Beide verzärtelt! — sagte Franziska, indem sie zu lächeln versuchte, — und besonders Du, was Du gut bist . . . nach alle dem Weh, welches ich Dir zugefügt habe! — sagte sie zu Dagobert.

Und eine ihrer Hände aus denen ihres Sohnes ziehend, ergriff sie die Hand des Soldaten, auf welche sie ihre mit Thränen gefüllten Augen drückte; dann sagte sie mit leiser Stimme:

— Ich habe es im Gefängnisse recht bereut . . . glaube es nur . . .

Agricola's Herz blutete bei dem Gedanken, daß seine Mutter für den Augenblick in ihrem Gefängnisse unter so viel elende Geschöpfe gemischt gewesen war . . . sie, die fromme und würdige Frau . . . von einer so engelgleichen Reinheit . . . Er stand im Begriffe zu versuchen, sie so zu sagen wegen einer für sie so schmerzlichen Vergangenheit zu trösten; aber er bedachte, daß das Dagobert ein neues Leid verursachen würde, und er schwieg.

— Und Gabriel? liebe Mutter, . . . — begann er wieder . . . — wie geht es diesem guten Bruder? Da Du ihn gesehen hast, sag' uns, wie er sich befindet.

— Seit seiner Ankunft, — sagte Franziska, indem sie ihre Augen abtrocknete, — lebt er in der Zurückgezogenheit . . . seine Oberen haben ihm auf das Strengste verboten, auszugehen . . . Glücklicher Weise hatten sie ihm nicht verboten, mich zu empfangen . . . denn seine Worte, seine Rathschläge haben mir die Augen geöffnet; er hat mir gezeigt, wie sehr ich, ohne es zu wissen, sträfbar gegen Dich gewesen bin, mein armer Gatte.

— Was willst Du damit sagen? — erwiderte Dagobert.

— Du wirst Dir wohl denken, daß, wenn ich Dir so viel Kummer verursacht habe, es nicht aus Bosheit geschehen ist . . . Als ich Dich so verzweifelt sah, litt ich beinahe eben so viel, als Du; aber aus Furcht, meinen Schwur zu brechen, wagte ich nicht, es Dir zu sagen . . . Ich wollte meinen Schwur halten, weil ich recht zu thun glaubte, weil ich glaubte, daß es meine Pflicht wäre . . . Dennoch . . . sagte mir ein gewisses Etwas, daß es meine Pflicht nicht wäre, Dich so untröstlich zu machen. Ach! mein Gott, erleuchte mich! — rief ich in meinem Gefängnisse aus, indem ich niederkniete, und trotz dem Gespötte der anderen Weiber betete; wie überhäuft eine gerechte und fromme Handlung, die mir von meinem Beichtvater, dem achtungswürdigsten Manne, anbefohlen worden, mich und die Meinigen mit so viel Qualen? Habe Erbarmen mit mir, mein göttiger Gott; erleuchte mich, gieb mir ein, ob ich unrecht gehandelt habe, ohne es zu wollen . . . Da ich

mit Inbrunst betete, so hat Gott mich erhört, er hat mir den Gedanken eingegeben, mich an Gabriel zu wenden . . . Ich danke Dir, mein Gott, ich werde Dir gehorchen, habe ich mir gesagt, Gabriel ist wie mein Kind . . . auch er ist Priester; . . . er ist ein heiliger Märtyrer . . . Wenn irgend Jemand auf der Welt dem göttlichen Erlöser durch christliche Liebe, durch Güte gleicht . . . so ist er es . . . Sobald ich das Gefängniß verlasse . . . will ich ihn berathen . . . und er wird meine Zweifel aufklären.

— Liebe Mutter . . . Du hast Recht, — rief Agricol aus, — das war ein Gedanke von oben . . . Gabriel . . . ist ein Engel, er ist das Reinste, das Muthigste, das Edelste, was es auf der Welt giebt! Er ist das Vorbild des wahren Priesters, des guten Priesters.

— Ach! armes Weib, — sagte Dagobert mit einem bittern Gefühle, — wenn Du niemals einen andern Beichtvater gehabt hättest, als Gabriel! . . .

— Ich hatte wohl vor seinen Reisen daran gedacht, — sagte Franziska treuherzig. — Ich hätte so gern diesem lieben Kinde gebeichtet . . . Aber siehst Du, ich war bange, den Abbé Dubois zu kränken, und daß Gabriel zu nachsichtig gegen meine Sünden sein möchte.

— Deine Sünden, arme liebe Mutter . . . — sagte Agricol, — hast Du je nur eine einzige begangen?

— Und was hat Gabriel Dir gesagt? — fragte der Soldat.

— Ach, mein Freund, warum habe ich nicht früher

eine solche Unterredung mit ihm gehabt . . . Das, was ich ihm über den Abbé Dubois mitgetheilt habe, hat seinen Argwohn erweckt; nun hat dieses liebe Kind mich über gar viele Dinge befragt, von denen er bis dahin niemals mit mir gesprochen hatte . . . Ich habe ihm mein ganzes Herz aufgeschlossen; auch er hat mir das seinige eröffnet, und wir haben traurige Entdeckungen über Personen gemacht, die wir immer für sehr achtbar gehalten hatten . . . und die uns dennoch ohne Wissen des Einen und des Andern betrogen hatten . . .

— Wie das?

— Ja, man sagte ihm unter dem Siegel des Geheimnisses Dinge, die lauteten, als ob sie von mir kämen, und auch mir sagte man unter dem Siegel des Geheimnisses Dinge, als ob sie von ihm kämen . . . So . . . hat er mir gestanden, daß er Anfangs keinen Beruf gewählt hätte, Priester zu werden . . . Aber man hat ihm versichert, daß ich mein Heil für diese und für jene Welt nur dann für sicher hielte, wenn er den geistlichen Stand ergriffe, weil ich überzeugt wäre, daß der Herr mich dafür belohnen würde, ihm einen so vortrefflichen Diener gegeben zu haben, und daß ich indessen niemals wagen würde, von ihm, Gabriel, einen solchen Beweis von Liebe zu verlangen, obgleich ich ihn als eine Waise von der Straße aufgerafft, und ihn durch Entbehrungen und Arbeit wie meinen Sohn erzogen hätte . . . Da hat sich das arme liebe Kind, in der Meinung, alle

meine Wünsche zu erfüllen ... geopfert. Er ist in das Seminar eingetreten.

— Das ist ja abscheulich, — sagte Agricol, — das ist eine schändliche List, und für die Priester, die sich ihrer schuldig gemacht, ist es eine gottvergeffene Lüge ...

— Während dieser Zeit, — begann Franziska wieder, — führte man gegen mich eine andere Sprache: man sagte mir, daß Gabriel Beruf hätte, daß er aber nicht wagte, es mir einzugestehen, aus Besorgniß, ich möchte eifersüchtig wegen Agricol sein, der, da er niemals etwas Anderes werden könnte, als ein Handwerker, die Vortheile nicht genießen würde, welche der Priesterstand Gabriel zusichere ... Demnach auch, als er mich um die Erlaubniß bat, in das Seminar zu treten (das liebe Kind! er ging nur mit Widerwillen, aber er glaubte mich sehr glücklich zu machen), so habe ich, anstatt ihn von diesem Gedanken abwendig zu machen, ihn im Gegentheil aus allen meinen Kräften aufgefordert, ihn zu befolgen, indem ich ihm versicherte, daß er nichts Besseres thun könnte, daß mir das eine große Freude verursache ... Ach! ... Ihr versteht wohl, ich übertrieb, so sehr fürchtete ich, daß er mich für eifersüchtig wegen Agricol halten möchte.

— Welche abscheulichen Umtriebe! — sagte Agricol, auf das Höchste erstaunt. — Man spekulirte auf eine schändliche Weise auf Eure gegenseitige Aufopferung; ... dennoch sah also Gabriel in der fast erzwungenen Auf-

munterung, welche Du seinem Entschlusse gabst, den Ausdruck Deines heißesten Wunsches . . .

— Indessen, da Gabriel das beste Herz von der Welt ist, so ist ihm der Beruf allmählig gekommen. Das ist ganz natürlich: diejenigen, welche litten, zu trösten, sich für diejenigen, welche unglücklich sind, aufzuopfern, dafür war er geboren . . . demnach würde er mir auch niemals ohne unsere Unterredung von heute Morgen von der Vergangenheit gesprochen haben . . . Aber da habe ich ihn, der immer so sanft, so schüchtern ist, . . . sich empören, . . . sich besonders gegen Herrn Robin und eine andere Person, die er anklagt, erbittern sehen . . . Wie er mir gesagt, hatte er gegen sie bereits ernste Klagen, . . . aber diese Entdeckungen machten das Maß voll.

Bei diesen Worten Franziska's machte Dagobert eine Bewegung und legte rasch die Hand auf seine Stirn, wie um seine Erinnerungen zu sammeln. Seit einigen Minuten hörte er mit einem unendlichen Erstaunen und fast mit Entsetzen der Erzählung dieser geheimen, mit einer so gewandten und so durchdachten Betrügerei geleiteten Umtriebe zu.

Franziska fuhr fort:

— Endlich . . . als ich Gabriel eingestanden habe, daß ich auf den Rath des Herrn Abbé Dubois, meines Beichtvaters, einer mir unbekannten Person die meinem Gatten anvertrauten Kinder ausgeliefert hätte, die Töchter des Generals Simon, . . . hat der liebe Sohn, ach!

mit großem Bedauern, mich getabelt . . . nicht deshalb, daß ich sie die Wohlthaten unserer heiligen Religion hätte kennen lehren wollen, sondern deshalb, daß ich meinen Gatten nicht berathen hätte, der allein vor Gott und vor den Menschen für das ihm anvertraute Pfand verantwortlich wäre . . . Gabriel hat das Verfahren des Herrn Abbé Dubois heftig gerügt, der, wie er mir sagte, mir schlechten und hinterlistigen Rath erteilt hätte; dann hat mich dieses liebe Kind mit seiner Engels-Gauntheit getröstet, indem er mich aufgefordert, zurückzukehren und Dir Alles zu sagen . . . mein armer Gatte! Er hätte mich gern begleiten wollen, denn kaum wagte ich daran zu denken, hierher zurückzukehren, so untröstlich war ich über mein Unrecht gegen Dich, aber unglücklicher Weise war Gabriel durch sehr strenge Befehle seiner Oberen in seinem Seminar zurückgehalten; er hat nicht mit mir kommen können, und . . .

Dagobert unterbrach ungestüm seine Frau, er schien die Beute einer gewaltigen Aufregung.

— Ein Wort, Franziska, — sagte er, — denn wahrlich, inmitten so vieler Sorgen, so vieler schwarzer und höllischer Umtriebe schwindet das Gedächtniß, verirrt sich der Verstand . . . Du hast mir an dem Tage, wo die Kinder verschwunden sind, gesagt, daß, als Du Gabriel aufnahmst, Du an seinem Halse eine Medaille von Bronze, und in seiner Tasche eine Briestafche voller, in einer fremden Sprache geschriebener Papiere gefunden hättest?

— Ja, . . . mein Freund.

— Daß Du späterhin diese Papiere und diese Medaille Deinem Beichtvater übergeben hättest?

— Ja, mein Freund.

— Und Gabriel hat Dir seitdem niemals wieder etwas von dieser Medaille und diesen Papieren gesagt?

— Nein.

Als Agricol diese Mittheilungen seiner Mutter hörte, blickte er sie mit Erstaunen an, und rief aus:

— Aber dann hat also Gabriel dasselbe Interesse, wie die Töchter des Generals Simon und Fräulein von Carboville . . . sich morgen in der Straße Saint-François zu befinden?

— Gewiß, — sagte Dagobert, — und jetzt, Erinnerst Du Dich, daß er uns bei meiner Ankunft gesagt hat, daß er unserer, unseres Beistandes in einer wichtigen Angelegenheit in einigen Tagen bedürfen würde?

— Ja, mein Vater.

— Und man hält ihn als Gefangenen in einem Seminar zurück! Und er hat zu Deiner Mutter gesagt, daß er sich über seine Oberen zu beklagen hätte! und er hat uns um unseren Beistand, — Erinnerst Du Dich daran? — mit einer so traurigen und so ernstlichen Miene gebeten, daß ich zu ihm gesagt habe . . .

— Daß, wenn es sich um einen Zweikampf auf Leben und Tod handelte, er nicht anders mit uns reden würde . . . — erwiderte Agricol, indem er Dagobert unterbrach. — Das ist wahr, mein Vater . . .

Und doch hast Du, der Du Dich auf Muth verstehst, die Tapferkeit Gabriels als der Deinigen gleich anerkannt; ... wenn er seine Oberen so sehr fürchtet, so muß die Gefahr groß sein.

— Jetzt, wo ich Deine Mutter gehört habe ... begreife ich Alles. ... — sagte Dagobert. — Gabriel ist, wie Rosa und Blanca, wie Fräulein von Cardoville ... wie Deine Mutter, wie vielleicht wir selbst es sind, das Opfer der finsternen Ränke schlechter Priester ... Sieh, in diesem Augenblicke, wo ich ihre im Dunkeln schleichen-den Mittel, ihre höllische Beharrlichkeit kenne ... sehe ich, — fügte der Soldat hinzu, indem er leiser sprach, — daß man sehr stark sein muß, um gegen sie zu kämpfen ... Nein, ich hatte keinen Begriff von ihrer Macht ...

— Du hast Recht, mein Vater, ... denn diejenigen, welche heuchlerisch und boshaft sind, können eben so viel Böses anstiften, als diejenigen, welche gut und von christlicher Liebe, wie Gabriel, erfüllt sind ... Gutes thun. — Es giebt keinen unbarmherzigeren Feind, als einen schlechten Priester.

— Ich glaube Dir ... und das entsetzt mich, denn am Ende sind meine armen Kinder in ihren Händen ... Sollte man sie ihnen ohne Kampf überlassen? ... Muß man denn ganz und gar verzweifeln? ... Oh! nein ... nein ... keine Schwäche ... und dennoch ... seitdem uns Deine Mutter dieses höllische Treiben entschlei-ert, ich weiß nicht, ... aber ich fühle mich minder

starr . . . mühevoll entschlossen . . . Alles, was um und herum vorgeht, scheint mir entsetzlich. Die Entführung dieser Kinder ist keine für sich allein dastehende Sache mehr, sondern die Verzweigung eines großen Komplottes, das uns umgibt und uns bedrohet . . . Es scheint mir, als ob ich und diejenigen, welche ich liebe, Nachts auf dem Marsche wären . . . mitten unter Schlangen . . . mitten unter Feinden und Fallstricken, die man weder sehen, noch bekämpfen kann . . . Kurz, was willst Du, daß ich Dir sage? . . . ich, ich habe niemals den Tod gefürchtet . . . ich bin keine Memme . . . Wohlan denn! jetzt . . . gestehe ich es . . . ja, ich gestehe es . . . diese Schwarzkröte machen mir Furcht . . . ja . . . ich fürchte mich vor ihnen . . .

Dagobert sprach diese Worte mit einer so innigen Ueberzeugung aus, daß sein Sohn erbebt, denn er theilte denselben Eindruck.

Und das konnte nicht anders sein, die offenerzigen, energischen, entschlossenen Charaktere, die daran gewöhnt sind, offen zu handeln und zu kämpfen, können nur eine Furcht empfinden, nämlich die, im Finstern durch unergreifbare Feinde umringt und getroffen zu werden; so hatte Dagobert zwanzig Male dem Tode die Spitze geboten, und dennoch, als er seine Frau so ungekünstelt dieses finstere Gewebe von Verrath, Betrug, Lüge und Verläumdung darstellen hörte, so empfand der Soldat ein unbestimmtes Entsetzen, und obgleich sich nichts in den Umständen seines nächtlichen Unternehmens gegen

das Kloster geändert hatte, so erschien es ihm doch in einem unglückverfündenderen und gefährlicheren Lichte.

Das Schweigen, welches seit einigen Sekunden herrschte, wurde durch die Rückkehr der Maysen unterbrochen.

Da diese wusste, daß die Unterredung Dagoberts, seiner Frau und Agricol's keinen ungelegenen Zuhörer haben dürfte, klopfte sie leise an die Thür, indem sie mit dem Vater Lorient draußen blieb.

— Darf man eintreten, Madame Franziska? — sagte die Mähterin. — Der Vater Lorient ist da, und bringt Holz.

— Ja, ja, komm herein, meine gute Maysen, — sagte Agricol, während sein Vater sich den kalten Schweiß abtrocknete, der ihm von der Stirn floß.

Die Thür ging auf und man sah den würdigen Färber, dessen Hände und Arme dieses Mal amaranthfarbig waren; er trug auf der einen Seite einen Korb mit Holz und auf der andern glühende Kohlen auf einer kleinen Feuerschaufel.

Allerwärts guten Abend, — sagte Vater Lorient, — ich danke Ihnen, an mich gedacht zu haben, Madame Franziska, Sie wissen, daß meine Werkstatt und Alles, was darin ist, zu Ihren Diensten steht . . . unter Nachbarn hilft man sich, wie es recht ist; ich meine, Sie sind seiner Zeit gütig genug gegen meine kluge Frau gewesen! . . .

Indem er hierauf das Holz in eine Ecke stellte und die Feuerschaufel Agricol reichte, und an der traurigen und bekümmerten Miene der verschiedenen Handelnden in diesem Ausstritte errieth, daß es bescheiden von ihm sein würde, seinen Besuch nicht zu verlängern, fügte er hinzu:

— Haben Sie nichts weiter nöthig, Madame Franziska?

— Rein, Vater Lorient, ich danke.

— Dann allerseits gute Nacht . . .

Indem er sich hierauf an die Mapeux wandte, fügte der Färber hinzu:

— Vergessen Sie den Brief für Herrn Dagobert nicht . . . ich habe nicht gewagt, ihn anzurühren, ich hätte die vier Finger und den Daumen amaranthfarbig darauf gedrückt, allerseits gute Nacht.

Und der Vater Lorient verließ das Zimmer.

— Hier ist dieser Brief, Herr Dagobert, — sagte die Mapeux.

Und sie beschäftigte sich damit, das Feuer anzuzünden, während Agricol den alten Sessel seiner Mutter an den Ofen stellte.

— Sieh, was darin steht, mein Junge, — sagte Dagobert zu seinem Sohne, — mein Kopf ist mir so dumpf, daß ich kaum deutlich sehe . . .

Agricol nahm den Brief, welcher kaum einige Zeilen enthielt, und las, nachdem er die Unterschrift betrachtet hatte:

„Auf dem Meere, den 25. December 1831.

Ich benutze das Begegnen und die Unterhaltung einiger Minuten mit einem Schiffe, das sich direct nach Europa begiebt, mein alter Kamerad, um Dir in der Eile diese Zeilen zu schreiben, welche Dir, wie ich hoffe, über Havre, und wahrscheinlich früher, als meine letzten Briefe aus Indien zukommen werden . . . Du mußt jetzt mit meiner Frau und meinem Kinde in Paris sein . . . sag' ihnen . . .

Ich kann nicht endigen . . . das Boot fährt ab . . . ein Wort in der Eile . . . ich komme nach Frankreich . . . Vergiß den 13. Februar nicht; . . . die Zukunft meiner Frau und meines Kindes hängen davon ab . . .

Leb' wohl, mein Freund, ewige Dankbarkeit.

Simon."

Agricol . . . Dein Vater . . . geschwind . . . — rief die Majeux aus.

Bei den ersten Worten dieses Briefes, zu welchen die gegenwärtigen Umstände auf eine so grausame Weise paßten, war Dagobert todtensbleich geworden . . . Die Gemüthserschütterung, die Ermüdung, die Erschöpfung, verbunden mit diesem letzten Schläge, ließen ihn wanken.

Sein Sohn eilte zu ihm, unterstützte ihn einen Augenblick lang in seinen Armen; aber bald verschwand dieser Anfall augenblicklicher Schwäche, Dagobert fuhr mit der Hand über seine Stirn, und richtete seine hohle Gestalt wieder auf; sein Blick leuchtete, seine harten Züge nah-

men einen Ausdruck fester Entschlossenheit an, und er rief mit einer grimmigen Begeisterung aus:

— Nein, nein, ich werde kein Verräther, ich werde kein Nemme sein. Ich fürchte mich nicht mehr vor den Schwarzröcken, und Rosa und Blanca sollen heute Nacht befreit werden! —

XII.

Das Strafgesetzbuch.

Einen Moment lang über die im Finstern schleichenden Umtriebe entsetzt, welche von den Schwarzröden, wie er sagte, auf eine so gefährliche Weise gegen Personen, die er liebte, betrieben wurden, hatte Dagobert einen Augenblick lang zögern können, Rosa's und Blanca's Befreiung zu versuchen; aber seine Unentschlossenheit hörte sogleich auf, nachdem er den Brief des Marschalls Simon gelesen, der ihn auf eine so unerwartete Weise an heilige Pflichten erinnerte.

An die Stelle der vorübergehenden Niebergeschlagenheit des Soldaten trat eine Entschlossenheit, eine ruhige und so zu sagen besonnene Energie.

— Wie viel Uhr ist es, Agricol? — fragte er seinen Sohn.

— Es hat so eben neun Uhr geschlagen, mein Vater.

— Du mußt mir sogleich einen starken eisernen Haken machen, . . . fest genug, um meine Last tragen zu können, und weit genug, um auf die Brüstung einer Mauer zu passen. Dieser eiserne Ofen wird Deine

Schmiede und Dein Amboss sein; Du wirfst einen Hammer in dem Hause finden . . . und . . . was das Eisen anbelangt, — sagte der Soldat, indem er zögerte und nachsah, — was das Eisen anbelangt . . . sieh, da ist . . .

Indem er dieses sagte, nahm der Soldat von dem Ofen eine sehr starke Feuerzange, überreichte sie seinem Sohne und fügte hinzu:

— Vorwärts, Mordelement! mein Junge, schüre das Feuer, laß es weiß glühen, und schmiede mir dieses Eisen . . .

Bei diesen Worten blickten sich Franziska und Agricol überrascht an; der Schmied blieb stumm und bestürzt, indem er den Beschluß seines Vaters und die Vorbereitungen nicht kannte, welche dieser mit Hilfe der Mayeux bereits begonnen hatte.

— Du verstehst mich also nicht, Agricol, — wiederholte Dagobert, indem er immer die Zange in der Hand hielt.

— Du mußt mir auf der Stelle hieraus einen Haken machen . . .

— Einen Haken . . . mein Vater . . . und wozu?

— Um ihn an das Ende eines Seiles zu befestigen, welches ich da habe. Du mußt ihn mit einer Art von Nadelöhr endigen, das weit genug ist, um das Seil dauerhaft daran befestigen zu können.

— Aber dieses Seil, dieser Haken, wozu sollen sie dienen?

— Um die Klostermauern zu erklettern, wenn ich durch keine Thür hineinkommen kann.

— Welches Kloster? — fragte Franziska ihren Sohn.

— Wie! mein Vater? — rief Dieser hastig aufstehend aus, — Du denkst noch daran?

— Ei ja doch! woran soll ich sonst denken?

— Aber mein Vater ... das ist unmöglich ... Du wirst ein solches Unternehmen nicht wagen.

— Aber was denn? mein Kind, — fragte Franziska mit Bangigkeit; — wo will denn Dein Vater hingehen?

— Er will heute Nacht in das Kloster bringen, in welchem die Töchter des Marschalls Simon eingesperrt sind, und sie entführen.

— Großer Gott! ... mein armer Gatte! ... eine Heiligthumsentweihung! ... — rief Franziska, immer ihrem frommen Glauben getreu, aus; und indem sie die Hände faltete, machte sie eine Bewegung, um aufzustehn und sich Dagobert zu nähern.

Der Soldat, welcher voraussah, daß er Einwendungen und Bitten aller Art auszuhalten haben würde, und der fest entschlossen war, nicht nachzugeben, wollte gleich von Anfang an diesem nutzlosen Flehen, das ihn außerdem eine kostbare Zeit verlieren ließ, kurz ein Ende machen; er erwiderte demnach mit einer ernstern, strengern, fast feierlichen Miene, welche von der Unbeugsamkeit seines Entschlusses zeugte:

— Höre mich an, liebe Frau, und auch Du, mein

Sohn: wenn man sich in meinem Alter zu etwas entschließt, so weiß man warum; . . . und wenn man einmal entschlossen ist, so vermögen weder Frau noch Sohn etwas dagegen auszurichten; . . . man thut, was man thun muß; . . . das ist es, wozu ich entschlossen bin . . . erspart Euch demnach unnöthige Worte . . . es ist Eure Pflicht, mir so zuzureden, das mag sein; Ihr habt diese Pflicht erfüllt, sprechen wir nicht mehr davon. Heute Abend will ich Herr im Hause sein . . .

Furchtsam und entsetzt, wagte Franziska kein Wort vorzubringen; aber sie wandte ihre stehenden Blicke nach ihrem Sohne.

— Mein Vater! . . . — sagte Dieser, — ein Wort noch . . . nur ein einziges Wort.

— Laß dieses Wort hören, — erwiderte Dagobert ungeduldig.

— Ich will Deinen Entschluß nicht bestreiten; sondern ich will Dir beweisen, daß Du nicht weißt, wessen Du Dich aussetzt' . . .

— Es ist mir nichts unbekannt! — sagte der Soldat in einem barschen Tone. — Das, was ich versuche, ist gefährlich; . . . aber es soll nicht gesagt werden, daß ich ein Mittel, welches es auch sein möge, vernachlässigt habe, um das zu erfüllen, was ich zu erfüllen versprochen habe . . .

— Noch ein Mal, mein Vater, nimm Dich in Acht . . . Du weißt nicht, welcher Gefahr Du Dich aussetzt!
— sagte der Schmied mit einer beunruhigten Miene.

— Wohl! sprechen wir von der Gefahr, sprechen wir von dem Gewehre des Pförtners und der Sichel des Gärtners, — sagte Dagobert, verächtlich die Achseln zuckend, — sprechen wir davon, damit dem ein Ende wird Nun! nehmen wir nachher an, daß ich meine Haut in diesem Kloster lasse, bleibst Du da nicht Deiner Mutter? Seit zwanzig Jahren seid Ihr jetzt gewöhnt, meiner zu entbehren . . . das wird Euch weniger schwer fallen . . .

— Und ich bin es, mein Gott! ich, welche die Ursache von all' diesem Unglück ist! . . . — rief die arme Mutter aus. — Ach! Gabriel hatte sehr Recht, mich zu tadeln.

— Beruhigen Sie sich, Madame Franziska, — sagte leise die Mameur, welche sich Dagoberts Frau genähert hatte, — Agricol wird seinen Vater sich nicht so aussetzen lassen.

Nach einem Augenblicke des Zögerns begann der Schmied wieder mit einer bewegten Stimme:

— Ich kenne Dich zu gut, mein Vater, um zu denken, daß ich Dich durch die Furcht vor einer Todesgefahr zurückhielte.

— Von welcher Gefahr sprichst Du denn dann?

— Von einer Gefahr . . . vor welcher Du zurückweichen wirst; . . . ja . . . vor welcher Du . . . der Du so tapfer bist . . . zurückweichen wirst . . . — sagte der junge Mann in einem überzeugten Tone, welcher seinen Vater überraschte.

— Agricol, — sagte der Soldat streng und barsch,
— Du sagst eine Niederträchtigkeit, Du beschimpfst mich.

— Mein Vater!

— Eine Niederträchtigkeit, — erwiderte der Soldat
erzürnt, — weil es niederträchtig ist, einen Mann von
seiner Pflicht dadurch abwendig machen zu wollen, daß
man ihn erschreckt; . . . eine Beschimpfung, weil Du mich
für fähig hältst, eingeschüchtert zu werden.

— Ach! Herr Dagobert, — rief die Mameux aus,
— Sie verstehen Agricol nicht.

— Ich verstehe ihn nur zu gut, — antwortete der
Soldat hart.

Schmerzlich bewegt durch die Strenge seines Vaters,
aber fest in seinem, ihm durch seine Liebe und durch
seine Achtung vorgeschriebenen Entschlusse, begann Agricol,
nicht ohne ein heftiges Herzklopfen, wieder:

— Vergieb mir, wenn ich Dir ungehorsam bin, mein
Vater; . . . aber solltest Du mich hassen, so mußt Du
erfahren, welcher Gefahr Du Dich aussetzt, wenn Du
bei Nacht die Mauern eines Klosters ersteigst . . .

— Mein Sohn!! Du wagst . . . — rief Dagobert
mit vor Zorn flammendem Gesichte aus.

— Agricol . . . — rief Franziska, in Thränen zer-
fließend, aus. . . — mein Gatte!

— Herr Dagobert, hören Sie Agricol an! . . . er
spricht in Ihrer Aller Interesse, — rief die Mameux aus,

— Kein Wort mehr . . . — antwortete der Soldat, indem er zornig mit dem Fuße stampfte.

— Ich sage Dir, . . . mein Vater . . . daß Du beinahe gewiß . . . die Galeere riskirst!! — rief der Schmied aus, indem er entseztlich bleich wurde.

— Unglückseliger! — sagte Dagobert, indem er seinen Sohn bei dem Arme packte, — Du konntest mir das nicht lieber verschweigen, als daß Du mich dem aussehest, ein Verräther und feig zu sein!! — Hierauf wiederholte der Soldat schauernd: — die Galeere!!

Und er senkte stumm, tiefsinnig, und wie durch diese niedererschmetternden Worte vernichtet, den Kopf.

— Ja, nächstlicher Weise in einen bewohnten Ort mit Ersteigen und Einbruch zu bringen, darauf steht . . . das Gesetz spricht deutlich . . . die Galeere! — rief Agricol, zugleich vergnügt und untröstlich über die Nieder geschlagenheit seines Vaters, aus, — ja, mein Vater . . . die Galeere . . . wenn Du auf der That ertappt wirst; und es sind zehn Möglichkeiten gegen eine vorhanden, daß das geschieht. Denn die Mapeux hat Dir gesagt, daß das Kloster bewacht ist, . . . wenn Du heute Morgen versucht hättest, diese beiden jungen Fräuleins am hellen Tage zu entführen, so würdest Du verhaftet worden sein; aber zum Mindesten hätte dieser offen gemachte Versuch den Charakter einer rechtschaffenen Kühnheit, was Dich späterhin vielleicht hätte freisprechen lassen . . . Aber so Nachts mit Ersteigen einzubringen . . . ich wiederhole es Dir . . . darauf steht die Galeere

... Jetzt ... mein Vater ... entscheide Dich ... was Du thun wirst, werde ich thun ... denn ich werde Dich nicht allein gehen lassen ... Sag' ein Wort ... und ich schmiede Deinen Haken; ich habe dort in dem Schranke einen Hammer und Zangen, ... und in einer Stunde brechen wir auf.

Ein tiefes Schweigen folgte den Worten des Schmieds, ein Schweigen, das nur durch das unterdrückte Schluchzen Franziska's unterbrochen wurde, welche mit Verzweiflung flüsterte:

— Ach! ... mein Gott ... das geschieht indessen ... weil ich auf den Abbé Dubois gehört habe.

Bergebens tröstete die Mèreux Franziska; sie fühlte sich selbst entsetzt, denn der Soldat war im Stande, der Schande zu trotzen und dann wollte Agricole die Gefahren seines Vaters theilen.

Trotz seinem energischen und entschlossenen Charakter blieb der Soldat von Bestürzung getroffen.

Nach seinen militärischen Gewohnheiten hatte er in seinem nächtlichen Unternehmen nur eine Art von Kriegslist gesehen, wozu er sich zuvörderst durch sein gutes Recht und dann auch durch das anbarmherzige Verhängniß seiner Lage berechtigt glaubte, aber die entseßlichen Worte seines Sohnes führten ihn zu der Wirklichkeit, zu einer schrecklichen Wahl zurück: — entweder mußte er das Vertrauen des Marschalls Simon und den letzten Willen der Mutter der Waisen verrathen, oder er mußte sich einer entseßlichen Schandung, und beson-

bers seinen Sohn derselben aussetzen . . . seinen Sohn!!
und das selbst ohne die Gewißheit, die Waisen zu be-
freien.

Mit einem Male rief Franziska, indem sie ihre in
Thränen gebabeten Augen abtrocknete, wie von einer
plötzlichen Eingebung getroffen, aus:

— Aber mein Gott, da fällt mir ein . . . es giebt
vielleicht ein Mittel, diese lieben Kinder ohne Gewalt-
thätigkeit aus dem Kloster zu bekommen.

— Wie das, meine Mutter? — sagte Agricol rasch.

— Der Herr Abbé Dubois hat sie in dasselbe führen
lassen . . . aber nach dem, was Gabriel vermuthet, hat
mein Onkelwather wahrscheinlich nur auf den Rath des
Herrn Robin gehandelt . . .

— Und wenn das wäre, meine liebe Mutter, so
würde man sich vergebens an Herrn Robin wenden,
man würde nichts von ihm erlangen.

— Von ihm, nein, aber vielleicht von diesem so
mächtigen Abbé, welcher der Obere Gabriels ist, und
der seit seinem Eintritte in das Seminar immer sein
Gönner gewesen ist.

— Welcher Abbé, liebe Mutter?

— Der Herr Abbé d'Aigrigny.

— In der That, liebe Mutter, bevor er Priester
geworden, war er Militair . . . vielleicht würde er eher
zugänglich sein, als ein Anderer . . . und indessen . . .

— d'Aigrigny! — rief Dagobert mit einem Aus-
drucke des Abscheues und des Hasses aus. — In diesen

Berrath hier ist ein Mann gemischt, der, bevor er Priester geworden, Militair gewesen, und der d'Algrigny heißt?

— Ja, mein Vater, der Marquis d'Algrigny ... vor der Restauration ... hatte er in Rußland gedient ... und im Jahre 1815 haben ihm die Bourbons ein Regiment gegeben ...

— Das ist er! — sagte Dagobert mit einer dumpfen Stimme. — Wieder er! immer er!!! wie ein böser Dämon ... mag es sich nun um die Mutter, den Vater oder die Kinder handeln.

— Was sagst Du da, mein Vater?

— Der Marquis d'Algrigny! — rief Dagobert aus, — wißt Ihr, wer dieser Mann ist? Bevor er Priester geworden, ist er der Heiler von Rosa's und Blanca's Mutter gewesen, die seine Liebe verschmähet. Bevor er Priester geworden ... hat er sich gegen sein Vaterland geschlagen, und sich zwei Male in dem Kriege dem General Simon gegenüber befunden ... Ja, während der General Simon Gefangener in Leipzig, während er bei Waterloo mit Wunden bedeckt war, triumpvirte der Marquis Renegat mit den Russen und den Engländern! Unter den Bourbonen mit Ehren überhäuft, hat sich der Renegat nochmals dem Krieger des verfolgten Kaiserreiches gegenüber befunden. Dieses Mal hat zwischen ihnen Beiden ein Zweikampf auf Leben und Tod stattgefunden ... Der Marquis ist verwundet worden; aber der General, geächtet und zum Tode verdammt,

ist ausgewandert ... Jetzt ist der Renegat Priester ... sagt Ihr? Wohl! denn! ich bin jetzt überzeugt, daß er es ist, welcher Rosa und Blanca hat entführen lassen, um an ihnen den Haß zu stillen, den er immer gegen ihre Mutter und gegen ihren Vater gehabt hat ... Dieser schändliche d'Aigrigny hält sie in seiner Gewalt ... Jetzt habe ich nicht bloß mehr das Vermögen dieser Kinder zu vertheidigen, ... sondern ihr Leben! ... Verstehst Ihr? ihr Leben! ...

— Hältst Du diesen Mann für fähig, mein Vater...

— Ein Verräther an seinem Vaterlande, der damit endigt, ein schändlicher Priester zu werden, ist zu Allem fähig; ich sage Euch, daß er vielleicht in diesem Augenblicke diese Kinder durch langsame Martern umbringt ... — rief der Soldat mit einer herzerreißenden Stimme aus, — denn sie von einander zu trennen, heißt schon anfangen sie umzubringen ... — Dann fügte Dagobert mit einer unmöglich wiederzugebenden Erbitterung hinzu: — Die Töchter des Marschalls Simon sind in der Gewalt des Marquis d'Aigrigny und seiner Bande ... und ich sollte zögern ihre Rettung zu versuchen ... aus Furcht vor der Galeere! ... Die Galeere? — fügte er mit einem Ausbruche krampfhaften Gelächters hinzu, — was kümmert mich die Galeere? Kommt etwa unsere Leiche auf die Galeere? Sollte ich nach diesem letzten Versuche, wenn er scheitert, nicht das Recht haben, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen? ... Leg' Dein

Eisen in's Feuer, mein Junge ... Rasch, die Zeit drängt ... schmiede ... schmiede das Eisen ...

— Aber ... Dein Sohn ... begleitet Dich, — rief Franziska mit einem Schreie mütterlicher Verzweiflung aus. Dann aufstehend, warf sie sich Dagobert zu Füßen, indem sie sagte: — Wenn Du verhaftet bist ... wird auch er verhaftet sein ...

— Um sich die Galeere zu ersparen ... wird er es, wie ich machen ... ich habe zwei Pistolen.

— Aber ich ... — rief die unglückliche Mutter aus, indem sie ihre Hände flehend ausstreckte, — ohne Dich ... ohne ihn ... was soll da aus mir werden? ...

— Du hast Recht ... ich war selbstsüchtig ... ich werde allein gehen, — sagte Dagobert.

— Du wirst nicht allein gehen ... mein Vater ... erwiderte Agricol.

— Aber Deine Mutter! ...

— Die Mameur sieht, was vorgeht; sie wird zu Herrn Parby, meinem Fabrikanten gehen, und ihm Alles sagen ... er ist der edelmüthigste Mann von der Welt ... meine Mutter wird eine Zufluchtsstätte und Brod bis an das Ende ihrer Tage haben.

— Und ich ... ich bin die Ursache von Allem ... — rief Franziska aus, indem sie verzweifelt die Hände rang. — Bestrafe mich, mein Gott ... bestrafe mich ... es ist meine Schuld ... ich habe diese Kinder überliefert ... ich werde durch den Tod meines Kindes bestraft werden!

— Du wirst mich nicht begleiten . . . Agricol!! . . .
ich verbiete Dir's, — sagte Dagobert, indem er seinen
Sohn kräftig an seine Brust drückte.

— Ich . . . nachdem ich Dir die Gefahr angedeutet
. . . ich sollte zurückweichen . . . es fällt Dir nicht ein,
mein Vater. Habe ich nicht etwa auch Jemanden zu be-
freien? Fräulein von Cardoville, so gut, so edelmüthig,
die mich vor dem Gefängnisse hatte schützen wollen.
Ist sie nicht auch Gefangene? Ich werde Dich beglei-
ten, mein Vater, es ist mein Recht, es ist meine Pflicht,
es ist mein Wille.

Indem er dieses sagte, legte Agricol die einen Haken
zu geben bestimmte Zange in die glühenden Kohlen des
Ofens,

— Ach! mein Gott! habe Erbarmen mit uns Allen!!
— sagte die arme Mutter schluchzend, indem sie immer
noch kniete, während der Soldat die Beute eines hef-
tigen inneren Kampfes zu sein schien.

— Weine nicht so, liebe Mutter, Du brichst mir das
Herz, — sagte Agricol, indem er mit Hilfe der Maysur
seine Mutter wieder aufhob, — beruhige Dich. Ich habe
meinem Vater die schlimmen Möglichkeiten des Unter-
nehmens übertreiben müssen; aber, wenn wir zu Zwei
vorsichtig handeln, so kann es uns gelingen, fast ohne
etwas zu riskiren, nicht wahr, mein Vater? — sagte
Agricol, indem er Dagobert ein Zeichen des Einver-
ständnisses gab. — Noch ein Mal, beruhige Dich, gute
Mutter . . . ich stehe für Alles . . . Wir werden die

Töchter des Marshalls Simon und Fräulein von Carboville befreien . . . Steh mir die Zange und den Hammer, liebe Mameur, die dort in diesem Schranke liegen . . .

Ihre Thränen abtrocknend, gehorchte die Nähterin Agricol, während dieser mit Hülfe eines Blasebalges die Kohlen feuriger machte, in welchen die Zange geglähet wurde.

— Hier ist Dein Werkzeug, . . . Agricol, — sagte die Mameur mit einer unendlich wohlkommenen Stimme, indem sie mit ihren zitternden Händen dem Schmied diese Gegenstände überreichte, der mit Hülfe der Zange bald das weiß geglähete Eisen aus dem Feuer nahm, das er mit gewaltigen Hammerschlägen bald zu einem Haken zu bilden begann, indem er sich des steinernen Fußbodens als Amboß bediente.

Dagobert war schweigend und tieffinnig geblieben. Plötzlich sagte er zu Franziska, indem er sie bei den Händen ergriff:

Du kennst Deinen Sohn, ihn fest abzuhalten, mich zu begleiten, ist unmöglich . . . Aber beruhige Dich . . . liebe Frau, . . . es wird uns gelingen, . . . ich hoffe es . . . Wenn es uns nicht gelingen sollte . . . wenn wir, Agricol und ich, verhaftet würden, nun denn! nein . . . keine Feigheit . . . kein Selbstmord . . . der Vater und der Sohn werden Arm in Arm, den Kopf hoch und mit stolzem Blicke, wie zwei Blebermänner, die ihre Pflicht bis an's Ende erfüllt haben . . . in's Gefängniß gehen

... Der Tag des Gerichtes wird kommen, ... wir werden Alles sagen ... ehrlich, offen; ... wir werden sagen, daß wir auf das Aeußerste getrieben ... indem wir keine Hilfe, keinen Beistand in dem Gesetze fanden, genöthigt gewesen seien, zu der Gewalt unsere Zuflucht zu nehmen ... Geh, schmiede, mein Junge, — sagte Dagobert hinzu, indem er sich an seinen Sohn wandte, der das rothe Eisen hämmerte, — schmiede, ... schmiede ... ohne Furcht, die Richter sind rechtschaffene Leute, sie werden rechtschaffene Leute freisprechen.

— Ja, wackerer Vater, Du hast Recht, beruhige Dich, liebe Mutter, ... die Richter werden den Unterschied einsehen, der zwischen Banditen besteht, die nächtlicher Weise die Mauern übersteigen, um zu stehlen ... und einem alten Soldaten und seinem Sohne, die auf Gefahr ihrer Freiheit, ihres Lebens, der Schande, arme Opfer haben befreiten wollen.

— Und wenn diese Sprache nicht verstanden wird, — begann Dagobert wieder, — um so schlimmer! ... so wird weder Dein Sohn, noch Dein Gatte in den Augen der rechtschaffenen Leute entehrt sein ... Wenn man uns auf die Galeere bringt ... wenn wir den Muth zu leben haben ... wohlan! so werden der junge und der alte Sträfling stolz ihre Ketten tragen ... und der Marquis Renegat ... der schändliche Priester, wird beschämter sein, als wir ... Geh, schmiede das Eisen ohne Furcht, mein Junge! Es giebt etwas, das die

Galeere nicht brandmarken kann: ein gutes Gewissen und die Ehre ...

— Jetzt, zwei Worte, meine gute Mameur, die Stunde kommt herbei und drängt uns. Als Du in den Garten hinunter gegangen, hast Du da bemerkt, ob die Stockwerke des Klosters hoch sind?

— Nein, nicht sehr hoch, Herr Dagobert, besonders nach der Seite des Irrenhauses zu, in welchem Fräulein von Cardoville eingesperrt ist.

— Wie hast Du es angefangen, um mit diesem Fräulein zu sprechen?

— Sie befand sich auf der andern Seite eines Latenverschlages, der an diesem Orte die beiden Gärten trennt.

— Vortrefflich ... — sagte Agricol, indem er fortfuhr, sein Eisen zu hämmern; — wir werden leicht aus dem einen Garten in den andern kommen können; ... vielleicht wird es leichter und sicherer sein, durch das Irrenhaus hinauszugehn ... Unglücklicher Weise weißt Du nicht, wo sich das Zimmer des Fräuleins von Cardoville befindet.

— Doch ... — erwiderte die Mameur, sich besinnend, — sie bewohnt einen viereckigen Pavillon, und über ihrem Fenster, an dem ich sie das erste Mal gesehen habe, befindet sich eine Art von, wie weiß und blau gestreifte Leinwand gemaltes Schirmdach.

— Gut ... ich werde es nicht vergessen.

— Und Du weißt nicht ungefähr, wo sich die Zimmer meiner armen Kinder befinden? — sagte Dagobert.

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung erwiederte die Mameur:

— Sie befinden sich dem, von dem Fräulein von Cardoville bewohnten Pavillon gegenüber, denn sie hat ihnen seit zwei Tagen Zeichen von ihrem Fenster aus gemacht, und ich erinnere mich jetzt, daß sie mir gesagt hat, daß von ihren beiden, in verschiedenen Stockwerken befindlichen Zimmern, das eine in dem Erdgeschoße, das andere auf dem ersten Stockwerke läge.

— Und sind diese Fenster vergittert? — fragte der Schmied.

— Ich weiß es nicht.

— Gleichviel, ich danke Dir, mein gutes Kind; mit diesen Andeutungen können wir das Werk beginnen, — sagte Dagobert; — für das Uebrige habe ich meinen Plan.

— Wasser, meine liebe Mameur, — sagte Agricol, — um mein Eisen kalt zu machen. — Sich dann an seinen Vater wendend, fügte er hinzu: — ist dieser Haken so gut?

— Ja, mein Junge; sobald er kalt sein wird, wollen wir das Seil daran befestigen . . .

Seit einiger Zeit kniete Franziska Beauboin, um mit Inbrunst zu beten; sie flehete Gott an, Erbarmen mit Agricol und Dagobert zu haben, die in ihrer un-

glückseligen Unwissenheit ein großes Verbrechen zu begehen im Begriffe ständen; sie beschwor vor Allem den allmächtigen Vater, auf sie allein seinen himmlischen Zorn zurückfallen zu lassen, da sie allein die Ursache von dem traurigen Entschlusse ihres Sohnes und ihres Vaters wäre.

Dagobert und Agricol beendigten schweigend ihre Vorbereitungen; alle Beide waren sehr bleich und feierlich ernst; sie fühlten nur zu gut, wie gefährlich ihr zweifeltes Unternehmen sei.

Nach Verlauf einiger Minuten schlug es zehn Uhr auf Saint-Merry.

Sie hörten das Schlagen der Uhr nur schwach und gedämpft durch das Brausen der Windstöße und den Regen, der nicht aufgehört hatte.

— Zehn Uhr . . . — sagte Dagobert erbebend, — es ist keine Minute zu verlieren . . . Nimm den Sack, Agricol.

— Ja, mein Vater . . .

Indem er den Sack holte, näherte sich Agricol der Mapeur, und sagte leise und rasch zu ihr:

— Wenn wir morgen früh nicht hier sind, . . . so empfehle ich Dir meine Mutter an . . . Du gehst dann zu Herrn Parby, vielleicht wird er von seiner Reise zurückgekehrt sein. Ei was, Schwester, Muth, umarme mich . . . Ich hinterlasse Dir meine Mutter.

Und tief bewegt drückte der Schmied die Mapeur, die sich ohnmächtig werden fühlte, herzlich in seine Arme.

— Komm, mein alter Rabat-Joie ... auf den Weg, — sagte Dagobert, — Du wirst uns als Schildwache dienen ... — Dann auf seine Frau zuschreitend, die, wieder aufgerichtet, den Kopf ihres Sohnes an ihre Brust drückte, den sie mit Küssen bedeckte, indem sie in Thränen zerschmolz, sagte der Soldat zu ihr, indem er eben so viel Ruhe, als Heiterkeit heuchelte:

— Ei was, meine liebe Frau, sei vernünftig, mach' uns ein gutes Feuer ... in zwei bis drei Stunden werden wir zwei arme Kinder und ein schönes Fräulein hierher zurückbringen ... Umarme mich ... das wird mir Glück bringen ...

Franziska warf sich, ohne ein Wort auszusprechen, an den Hals ihres Gatten.

Diese stumme, durch dumpfes und krampfhaftes Schluchzen ausgebrückte Verzweiflung war herzzerreißend. Dagobert war genöthigt, sich aus den Armen seiner Frau loszureißen, und seine Gemüthserschütterung verbergend, sagte er zu seinem Sohne mit einer stöhnenden Stimme:

— Brechen wir auf ... brechen wir auf ... sie bricht mir das Herz ... Wache über sie, meine gute Mameur ... Agricol ... komm ...

• Und die Pistolen in die Tasche seines Ueberrockes steckend, eilte der Soldat, von Rabat-Joie gefolgt, auf die Thür zu.

m. — Laß mich Dich noch ein Mal umarmen, mein Sohn! Ach! ... es ist vielleicht das letzte Mal, —

rief die unglückliche Mutter, unfähig aufzustehen, aus, indem sie Agricol die Arme entgegenstreckte. — Vergieb mir, . . . es ist meine Schuld.

Der Schmied kehrte zurück, vermischte seine Thränen mit denen seiner Mutter, denn auch er weinte, und murmelte mit einer erstickten Stimme:

— Leb' wohl, theure Mutter . . . Beruhige Dich . . . Auf baldiges Wiedersehen.

Dann sich Franziska's Umarmungen entziehend, holte er seinen Vater auf der Treppe ein.

Franziska Beaudoin stieß ein langes Stöhnen aus, und sank fast leblos in die Arme der Mayeux.

Dagobert und Agricol verließen in Mitte des Sturmes die Straße Briss-Miche, und eilten mit großen Schritten, von Rabat-Jole begleitet, dem Boulevard des Hospitals zu.

XIII.

Einstelgen und Einbruch.

Es schlug halb zwölf Uhr, als Dagobert und sein Sohn auf dem Boulevard des Hospitals anlangten.

Der Wind wehete heftig, der Regen floß in Strömen; aber trotz den dicken Regentwolken war die Nacht durch den spät aufgegangenen Mond ziemlich hell. Die großen schwarzen Bäume und die weißen Mauern des Klostergartens traten bei diesem bleichen Scheine hervor. Eine von dem Winde bewegte Laterne, deren röthliches Licht man kaum durch den Nebel und den Regen bemerkte, schaukelte sich in der Ferne über der lothigen Chaussee dieses öden Boulevards.

In seltenen Zwischenräumen hörte man in der Ferne . . . sehr in der Ferne, das dumpfe Rollen eines verspäteten Wagens; dann versank Alles wieder in eine traurige Stille.

Seit ihrem Aufbruche aus der Straße Brise-Miche hatten Dagobert und sein Sohn kaum einige Worte ausgewechselt. Der Zweck dieser beiden herzhaften Männer war edel, großmüthig, und dennoch schlichen

sie sich, entschlossen aber tiefsinnig, gleich Banditen zur Stunde nächtlicher Verbrechen in der Finsterniß dahin.

Agricol trug auf seinen Schultern einen Sack, welcher das Seil, den Haken und die eiserne Stange enthielt; Dagobert stützte sich auf den Arm seines Sohnes und Rabat-Jole folgte seinem Herrn.

— Die Bank, auf welcher wir heute Abend saßen, muß hier herum sein, — sagte Dagobert, indem er stehen blieb:

— Ja, — sagte Agricol, indem er mit den Augen suchte, — da ist sie, mein Vater.

— Es ist erst halb zwölf Uhr, wir müssen Mitternacht abwarten, — begann Dagobert wieder. — Setzen wir uns einen Augenblick, um auszuruhen und uns zu verabreden.

Nach einem Momente des Schweigens begann der Soldat wieder mit bewegter Stimme, und indem er die Hände seines Sohnes in die seinigen schloß:

— Agricol, mein Sohn . . . noch ist es Zeit . . . ich bitte Dich, laß mich allein gehen . . . ich werde meine Sache gut machen; . . . je mehr der Moment herannahet . . . desto mehr fürchte ich, Dich bei diesem gefährlichen Unternehmen zu compromittiren.

— Und ich, wackerer Vater, je mehr der Moment herannahet, desto mehr glaube ich, daß ich Dir in Etwas nützlich sein werde; gut oder böse, ich werde Dein Schicksal theilen . . . unser Zweck ist löblich . . . es ist eine Ehrenschuld, die Du abtragen mußt . . . ich will

die Hälfte daran bezahlen. Jetzt würde ich mich nicht mehr davon lossagen . . . Demnach also, waderer Vater, . . . denken wir an unseren Feldzugsplan.

— So komm denn mit, — sagte Dagobert, indem er einen Seufzer erstickte.

— Es muß uns also, waderer Vater, — begann Agricol wieder, — ohne Hinderniß gelingen, und es wird uns gelingen . . . Du hattest heute Abend die kleine Pforte dieses Gartens bemerkt, dort, an der Ecke der Mauer . . . das ist schon vortrefflich.

— Durch sie treten wir in den Garten, und suchen die Gebäude, welche eine, sich mit einem Lattenverschlage endigende Mauer trennt.

— Ja . . . denn auf der einen Seite dieses Lattenverschlages befindet sich der Pavillon, welchen Fräulein von Carboville bewohnt, und auf der andern der Theil des Klosters, in welchem die Töchter des Marschalls eingesperrt sind.

In diesem Augenblicke erhob sich Rabat-Joie, der sich zu Dagoberts Füßen gelegt hatte, plötzlich, indem er die Ohren spitzte und zu horchen schien.

— Man sollte meinen, daß Rabat-Joie etwas höre, — sagte Agricol, — horchen wir.

Man hörte nichts, als das Brausen des Windes, welcher die hohen Bäume des Boulevards bewegte.

— Aber da fällt mir ein, mein Vater, wenn wir die Gartenthür offen haben, nehmen wir dann Rabat-Joie mit?

— Ja . . . ja; wenn ein Hossund da ist, so wird er ihn übernehmen; und dann wird er uns von der Annäherung der Leute der Runde benachrichtigen, und wer weiß . . . er hat so viel Verstand, und ist so anhänglich an Rosa und Blanca, daß er uns vielleicht helfen wird, den Ort zu entdecken, wo sie sich befinden; ich habe ihn zwanzig Male sie in den Wäldern mit einem außerordentlichen Instinkte auffinden sehen.

Ein langsames, ernstes, heulklingendes Schlagen, welches das Pfeifen des Nordwindes übertönte, begann die Mitternachtsstunde zu verkünden.

Dieser Klang schien schmerzlich in der Seele Agricol's und der seines Vaters widerzukönen; stumm, bekümmert erhoben sie . . . durch eine gleichzeitige Bewegung ergriffen sie sich bei der Hand und drückten sich dieselbe kräftig. Unwillkürlich regelte sich jedes Klopfen ihres Herzens nach jedem Schläge dieser Uhr, deren Schwingungen sich inmitten der traurigen Stille der Nacht verlängerten.

Bei dem letzten Schläge sagte Dagobert zu seinem Sohne mit einer festen Stimme:

— Da ist es Mitternacht . . . umarme mich . . . und vorwärts.

— Jetzt, mein Vater, — sagte Agricol, — laß uns mit eben so vieler List und Kühnheit handeln, wie Banditen, welche eine Rasse bestehlen wollen.

Indem er dieses sagte, nahm der Schmied das Seil und den Faden aus dem Sack, Dagobert bewaffnete

sich mit der eisernen Stange und alle Velbe schritten, vorsichtig längs der Mauer hingehend, nach der kleinen Pforte, die nicht weit von der, durch die Straße und den Boulevard gebildeten Ecke befindlich war, wobei sie von Zeit zu Zeit stehen blieben, um aufmerksam zu hórchen und das Geräusch zu unterscheiden suchten, welches weder von dem Regen noch von dem heftigen Winde veranlaßt wurde.

Da die Nacht fortwährend hell genug war, daß man die Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, so gelangte der Schmied und der Soldat an die kleine Pforte; sie schien ihnen wurmstichig und wenig fest.

— Gut, — sagte Agricol zu seinem Vater, — mit einem Stoße wird sie aufgehen.

Und der Schmied stand im Begriffe, seine Schultern kräftig gegen die Pforte zu lehnen, indem er sich auf seine Füße stemmte, als plötzlich Rabat-Jois dumpf knurrte und so zu sagen stand.

Mit einem Worte ließ Dagobert den Hund schweigen, und seinen Sohn bei dem Arme ergreifend, sagte er leise zu ihm:

— Rühren wir uns nicht . . . Rabat-Jois hat Jemand gespürt . . . in dem Garten . . .

Agricol und sein Vater blieben einige Minuten lang regungslos, aufmerksam hórchend und mit angehaltenem Athem . . .

Seinem Herrn gehórchend, knurrte der Hund nicht

mehr; aber seine Unruhe, seine Aufgeregtheit zeigten sich immer mehr.

Dennoch hörte man nichts.

— Der Hund wird sich geirrt haben, mein Vater, — sagte Agricol leise.

— Ich bin vom Gegentheile überzeugt; . . . rühren wir uns nicht . . .

Nach einigen Secunden neuen Harrens legte sich Rabat-Joie plötzlich und streckte seine Schnauze, so lang als er konnte, unter den unteren Querriegel der Thür, indem er gewaltig schnob.

— Man kommt . . . — sagte Dagobert rasch zu seinem Sohne.

— Entfernen wir uns . . . — erwiderte Agricol.

— Nein, — sagte sein Vater zu ihm; — hörchen wir, es wird Zeit zum Fliehen sein, wenn man die Thür öffnet . . . hierher, Rabat-Joie, hierher . . .

Gehorsam entfernte sich der Hund von der Thür, und legte sich seinem Herrn zu Füßen.

Einige Secunden nachher hörte man auf dem von dem Regen durchweichten Boden eine Art von, durch schwere Schritte in Wasserspüßen verursachtes Plätschern, dann ein Geräusch von Worten, welche, durch den Wind fortgetragen, nicht bis zu dem Soldaten und Schmied gelangten.

— Das sind die Leute der Runde, von welcher uns die Maysieur gesagt hat, — sagte Agricol zu seinem Vater.

— Um so besser . . . sie werden eine Pause zwischen ihrem zweiten Umgang eintreten lassen, das wird uns zum Mindesten zwei Stunden der Ruhe zusichern . . . jetzt . . . ist unsere Sache sicher.

In der That, allmählig wurde das Geräusch der Schritte minder deutlich, dann verlor es sich gänzlich . . .

— Vorwärts, geschwind, verlieren wir keine Zeit, — sagte nach Verlauf von zehn Minuten Dagobert zu seinem Sohne; — sie sind fern; versuchen wir jetzt, diese Thür zu öffnen.

Agricol lehnte seine gewaltigen Schultern dagegen, brückte kräftig, aber die Thür gab trotz ihrem Alter nicht nach.

— Verwünscht, — sagte Agricol, — sie ist von Innen verrammelt, ich bin überzeugt davon, diese schlechten Breter würden sonst dem Stöße nachgegeben haben.

— Was sollen wir nun anfangen?

— Ich will mit Hilfe des Seiles und des Hakens auf die Mauer klettern und von Innen aufmachen.

Indem er dieses sagte, nahm Agricol das Seil und den Haken, und nach mehreren Versuchen gelang es ihm, den Haken auf die Brüstung der Mauer zu werfen.

— Jetzt, mein Vater, diene mir zur Leiter; ich werde mir mit dem Seile helfen; sobald ich auf der Mauer sitze, drehe ich den Haken nach der anderen Seite, und es wird mir leicht sein, in den Garten hinabzugleiten.

Der Soldat lehnte sich an die Mauer, faltete seine

beiden Hände, in deren Höhlung sein Sohn einen Fuß stellte; indem er dann auf die kräftigen Schultern seines Vaters flog, auf welchen er einen Stützpunkt nahm, erreichte er mit Hülfe des Seiles und einiger Risse in der Mauer die Brüstung. Unglücklicher Weise hatte der Schmied nicht bemerkt, daß die Brüstung der Mauer mit Glas-Scherben besetzt war, die ihn an den Knien und an den Händen verwundeten; aber aus Furcht, Dagobert zu beunruhigen, unterdrückte er einen ersten Schmerzensschrei, legte den Haken wieder hin, wie es sein mußte, ließ sich an dem Seile herabgleiten und erreichte den Boden; die Thür war nahe, er eilte hin: ein starker hölzerner Querbaum verrammelte sie in der That von Innen; das Schloß war in so schlechtem Stande, daß es einer gewaltigen Anstrengung Agricols nicht widerstand; die Thür ging auf, und Dagobert trat mit Rabat-Joie in den Garten.

— Dank Dir, — sagte der Soldat zu seinem Sohne, — das Schwierigste ist nun geschehen . . . hier haben wir jetzt ein sicheres Mittel zur Flucht für meine armen Kinder und für Fräulein von Cardoville . . . Alles beruhet nun darauf sie zu finden . . . ohne ein schlimmes Zusammentreffen zu haben . . . Rabat-Joie soll als Späher vorausgehen . . . Geh . . . geh, mein guter Hund, — fügte Dagobert hinzu, — und besonders . . . sei stumm . . . schweig.

Das verständige Thier ging sogleich spürend, horchend und witternd nur einige Schritte voraus, mit der

Vorsicht und auf Alles achtenden Aufmerksamkeit eines jagenden Spürhundes.

Bei der Halbdämmerung des durch die Wolken verschleierte Mondes erblickten Dagobert und sein Sohn um sich herum ein verschobenes Biered ungeheurer Bäume, auf welches mehrere Alleen ausliefen. Unentschlossen, welcher sie folgen sollten, sagte Agricol zu seinem Vater:

— Schlagen wir die Allee ein, welche an der Mauer entlang läuft, sie wird uns zuverlässig nach einem Gebäude führen.

— Das ist richtig, vorwärts, und gehen wir auf der Rasen-Einfassung, statt in der nothigen Allee zu gehen; unsere Schritte werden weniger Geräusch machen.

Rabat-Joie ihnen voraus, durchwanderten der Vater und der Sohn einige Zeit lang eine Art sich windender Allee, die sich wenig von der Mauer entfernte; sie blieben hier und da stehen, um zu hören, . . . oder um sich, bevor sie ihren Weg fortsetzten, vorsichtiger Weise Rechenschaft von dem beweglichen Gebilde der Bäume und Gebüsche abzulegen, die von dem Winde bewegt und von dem bleichen Mondscheine erleuchtet, oft seltsame Gestalten annahmen.

Es schlug halb Eins, als Agricol und sein Vater an ein großes eisernes Gitter gelangten, welches zur Einzäunung des für die Superiorin des Klosters vorbehaltenen Gartens diente, dieses Gartens, in welchen sich die Mayeux am Morgen geschlichen, nachdem sie Rosa

Simon mit Abriennen von Carboville hatte sprechen sehen.

Durch die eisernen Stangen dieses Gitters erblickte Agricol und sein Vater in kurzer Entfernung einen Lattenverschlag, der an einer im Bau begriffenen Kapelle endigte, und jenseits desselben einen kleinen, viereckigen Pavillon.

— Das ist ohne Zweifel der von Fräulein von Carboville bewohnte Pavillon des Irrenhauses, — sagte Agricol.

— Und das Gebäude, in welchem sich Rosa's und Blanca's Zimmer befinden, das wir aber von hier aus nicht sehen können, steht ihm ohne Zweifel gegenüber, — sagte Dagobert. — Die armen Kinder, sie sind dort . . . in Thränen und in Verzweiflung, — fügte er mit einer innigen Rührung hinzu.

— Wenn dieses Gitter nur offen ist, — sagte Agricol.

— Wahrscheinlich wird es das sein, . . . es liegt im Innern.

— Schreiten wir vorsichtig heran.

In einigen Schritten erreichten Dagobert und sein Sohn das Gitter, welches nur durch den Riegel des Schlosses verschlossen war.

Dagobert wollte es öffnen, als Agricol zu ihm sagte:

— Nimm Dich in Acht, es auf seinen Angeln knarren zu lassen . . .

— Muß man es leise oder plötzlich aufmachen?

— Laß mich, ich übernehme es, — sagte Agricol.

Und er öffnete das Thor des Gitters so plötzlich, daß es nur schwach knarrte; aber dieses Geräusch war indessen deutlich genug, um in Mitte der Stille der Nacht, und während einer der Pausen, welche die Windstöße zwischen sich lassen, gehört zu werden.

Agricol und sein Vater blieben einen Augenblick lang regungslos, besorgt und hirschend . . . indem sie die Schwelle nicht zu überschreiten wagten, um sich einen Rückzug zu sichern.

Nichts rührte sich, Alles blieb ruhig und still. Beruhigt traten Agricol und sein Vater in den abgeschlossenen Garten.

Raum war der Hund in diesen Ort eingetreten, als er alle Zeichen einer außerordentlichen Freude von sich gab; die Ohren gespitzt, mit dem Schwanze wedelnd, eher springend, als laufend, hatte er bald den Lattenverschlag erreicht, an welchem Rosa Simon sich am Morgen einen Augenblick lang mit Fräulein von Cardoville unterhalten hatte; dann hielt er an diesem Orte einen Augenblick lang an, unruhig und geschäftig hin und her rennend, wie ein Hund, der einen Weg sucht und aufspürt.

Indem sie Rabat-Joie seinem Instinkte gehorchen ließen, folgten Dagobert und sein Sohn seinen geringsten Bewegungen mit einer unbeschreiblichen Theilnahme und Bangigkeit, weil sie Alles von seinem Verstande und von seiner Anhänglichkeit an die Waisen hofften.

— Ohne Zweifel hat sich Rosa an diesem Lattenverschlage befunden, als die Mapeux sie gesehen hat, — sagte Dagobert. — Rabat-Joie ist auf ihrer Spur, lassen wir ihn gewähren.

Nach Verlauf einiger Secunden wandte der Hund den Kopf nach Dagoberts Seite, und lief im Galopp davon, indem er den Weg nach einer, in dem Erdgeschosse des Gebäudes gelegenen Thür einschlug, welches dem von Adriennen bewohnten Pavillon gegenüber stand; dann, an dieser Thür angelangt, legte sich der Hund, indem er Dagobert zu erwarten schien.

— Kein Zweifel mehr! zuverlässig sind die Kinder in diesem Gebäude! — sagte Dagobert, indem er zu Rabat-Joie ging; — hier wird man Rosa heute eingesperrt haben.

— Wir wollen sehen, ob die Fenster vergittert sind, oder nicht, sagte Agricol, indem er seinem Vater folgte.

Alle Beide langten bei Rabat-Joie an.

— Nun! mein Alter, — sagte Dagobert leise zu ihm, indem er ihm das Gebäude zeigte, — Rosa und Blanca sind also hier?

Der Hund richtete den Kopf in die Höhe, und antwortete mit einem freudigen Knurren, das er mit einem zwei- bis dreimaligen Wellen begleitete.

Dagobert hatte nur die Zeit, die Schnauze des Hundes zwischen seine Hände zu drücken.

— Er wird Alles verderben! ... rief der Schmied aus. — Man hat ihn vielleicht gehört! ...

— Nein ... — sagte Dagobert. — Aber kein Zweifel mehr ... die Kinder sind hier ...

In diesem Augenblicke schloß sich das eiserne Gitter, durch welches der Soldat und sein Sohn in den abgeschlossenen Garten getreten waren, und das sie offen gelassen hatten, klirrend.

— Man schließt uns ein ... — sagte Agricol erschreckt, — und kein anderer Ausgang ...

Während eines Augenblickes sahen sich der Vater und der Sohn einander bestürzt an; aber Agricol begann plötzlich wieder:

— Vielleicht hat sich das Gitter-Thor durch sein eigenes Gewicht, auf seinen Angeln rollend; von selbst verschlossen; ... ich eile, mich davon zu versichern, und es wieder zu öffnen, wenn ich kann ...

— Geh' ... geschwind, ich will die Fenster untersuchen.

Agricol ging eiligst nach dem Gitter, während Dagobert, längs der Mauer hinschleichend, vor die Fenster des Erdgeschosses gelangte; es waren ihrer vier; zwei von ihnen waren nicht vergittert; er blickte nach dem ersten Stockwerke hinauf, es war nicht hoch, und keines seiner Fenster war mit Stangen versehen; diejenige der beiden Schwestern, welche dieses Stockwerk bewohnte, konnte demnach also, sobald sie benachrichtigt war, ein Bettuch an die Fensterlehne befestigen, und sich daran hinunter gleiten lassen, wie es die Waisen gethan hatten, um aus dem Wirthshause zum weißen Falken

zu entstehen; aber das Schwierige war, zuvörderst zu wissen, welches Zimmer sie bewohnte. Dagobert dachte, daß er durch diejenige der beiden Schwestern davon unterrichtet werden könnte, welche das Erdgeschoß bewohnte; aber da lag die andere Schwierigkeit darin, zu wissen, an welches dieser vier Fenster er klopfen sollte?

Agricol kam eilig zurück.

— Es war ohne Zweifel der Wind, welcher das Gitterthor zugeschlagen hatte, — sagte er, ich habe den Flügel von Neuem aufgemacht, und ihn mit einem Steine unterlegt; ... aber wir müssen eilen.

— Und wie die Fenster dieser armen Kinder erkennen? — sagte Dagobert voll Herzensangst.

— Das ist wahr, — sagte Agricol besorgt, — was werden wir anfangen?

— Sie auf den Zufall hin rufen, — sagte Dagobert, — das hieße Alarm machen, wenn wir uns an ein falsches wenden ...

— Mein Gott, mein Gott, — erwiderte Agricol mit einer zunehmenden Angst, — hier, unter ihren Fenstern angelangt zu sein ... und nicht zu wissen ...

— Die Zeit drängt, — sagte Dagobert hastig, indem er seinen Sohn unterbrach, — wagen wir Alles, um Alles zu gewinnen.

— Wie das, mein Vater?

— Ich will Rosa und Blanca mit lauter Stimme rufen; bezweifelt, wie sie sind, bin ich überzeugt, daß sie nicht schlafen; ... auf meinen ersten Ruf werden

sie auf sein: . . . Mittelft eines an die Fensterleiste geknüpften Seittuches wird diejenige, welche das erste Stockwerk bewohnt, binnen fünf Minuten in unseren Armen sein. Was diejenige im Erdgeschoße betrifft . . . wenn ihr Fenster nicht vergittert ist, so wird sie in einer Secunde unser sein . . . Wo nicht, so werden wir bald eine Stange ausgebrochen haben.

— Aber, mein Vater . . . dieser Ruf mit lauter Stimme?

— Vielleicht wird man ihn nicht hören . . .

— Aber wenn man ihn hört, so ist Alles verloren.

— Wer weiß? Bevor man Zeit gehabt hat, die Männer der Runde zu holen und mehrere Thüren zu öffnen, können die Kinder befreit sein, wir erreichen den Ausgang des Boulevards, und wir sind gerettet . . .

— Das Mittel ist gefährlich . . . aber ich sehe kein anderes.

— Wenn nur zwei Männer da sind, so übernehme ich und Robat-Joie es, sie zurück zu halten, wenn sie herbeieilen, bevor die Flucht beendet ist, und während dieser Zeit entführst Du die Kinder.

— Mein Vater, ein Mittel . . . und ein sicheres Mittel, — rief plötzlich Agricol aus. — Nach dem, was uns Mapeur gesagt, hat Fräulein von Carbowille sich durch Zeichen mit Rosa und Blanca unterhalten.

— Ja.

— Sie weiß also, wo sie wohnen, da die armen Kinder ihr aus ihren Fenstern geantwortet haben.

— Du hast Recht . . . wir können nur dieses thun . . . gehen wir nach dem Pavillon . . . Wie uns aber zu recht finden? . . .

— Die Mapeur hat mir es gesagt: es befindet sich eine Art von Schirmdach über dem Fenster des Fräuleins von Cardoville . . .

— Gehen wir geschwind, es wird nicht schwer sein, eine Lattenwand zu durchbrechen . . . Hast Du das Brecheisen?

— Hier ist es.

— Schnell, gehen wir . . .

In einigen Schritten gelangten Dagobert und sein Sohn an diese schwache Scheidewand; drei, von Agricol abgerissene Latten öffneten ihnen einen bequemen Durchgang.

— Bleib' hier, mein Vater . . . und mache den Aufpasser, sagte er zu Dagobert, indem er in den Garten des Doctor Valeinier trat.

Das von der Mapeur ange deutete Fenster war leicht zu erkennen; es war hoch und breit; eine Art von Wetterdach überragte es, denn dieses Fenster war vorher eine Thür gewesen, die späterhin bis auf ein Drittel ihrer Höhe zugemauert worden war; ziemlich weit auseinander stehende eiserne Stangen schützten es.

Seit einigen Augenblicken hatte der Regen aufgehört; von seinen Wolken befreiet, die ihn vor Kurzem verdunkelten, erleuchtete der Mond den Pavillon gänzlich. Sich den Fensterscheiben nähernd, sah Agricol das

Zimmer mit Finsterniß erfüllt; aber im Hintergrunde dieses Zimmers ließ eine halb offen stehende Thür ein ziemlich helles Licht schimmern.

In der Hoffnung, daß Fräulein von Carboville noch wache, klopfte der Schmied leise an das Fenster.

Nach Verlauf einiger Augenblicke öffnete sich die Thür des Hintergrundes gänzlich; Fräulein von Carboville, die noch nicht zu Bett gegangen war, trat, gekleidet, wie sie es bei ihrer Unterredung mit der Maysur gewesen, in das zweite Zimmer; eine Kerze, welche Adrienne in der Hand hielt, erleuchtete ihre bezaubernden Züge; sie drückten jetzt Erstaunen und Besorgniß aus ...

Das junge Mädchen stellte ihre Kerze auf einen Tisch, und schien aufmerksam zu hören, indem sie auf das Fenster zuschritt ... Aber plötzlich erbehte sie und blieb stehen.

Sie hatte dunkel das Gesicht eines durch die Scheiben blickenden Mannes erkannt.

Besorgt, daß Fräulein von Carboville entsetzt in das benachbarte Zimmer entfliehen möchte, klopfte Agricol von Neuem an, und auf die Gefahr hin, außerhalb gehört zu werden, sagte er mit ziemlich lauter Stimme:

— Es ist Agricol Beaudoin.

Diese Worte gelangten bis zu Adriennen. Indem sie sich sogleich ihrer Unterredung mit der Maysur erinnerte, dachte sie, daß Agricol und Dagobert in das Kloster gebrungen wären, um Rosa und Blanca zu entführen; nun an das Fenster eilend, erkannte sie bei dem

glänzenden Mondscheine Agricol gänzlich, und öffnete vorsichtig ihr Fenster.

— Fräulein, — sagte der Schmied hastig zu ihr, es ist kein Augenblick zu verlieren; der Graf von Montbron ist nicht in Paris; mein Vater und ich kommen, Sie zu befreien.

— Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Herr Agricol, — sagte Fräulein von Cardoville mit einer, von der rührendsten Erkenntlichkeit betonten Stimme; — aber denken Sie zuvor an die Töchter des Marschalls Simon...

— Wir denken daran, Fräulein, ich kam, um Sie zu fragen, wo ihre Fenster sind.

— Das eine liegt in dem Erdgeschoße, es ist das letzte nach der Seite des Gartens: das andere befindet sich gerade über diesem... auf dem ersten Stockwerke.

— Jetzt sind sie gerettet! — rief der Schmied aus.

— Aber, da fällt mir ein, — erwiderte Adrienne rasch, — das erste Stockwerk ist ziemlich hoch; Sie werden da, neben dieser im Bau befindlichen Kapelle sehr lange Stangen finden, die von den Gerüsten herrühren; das könnte Ihnen vielleicht dienen.

— Das wird mir eine Leiter ersetzen, um an das Fenster des ersten Stockwerkes zu gelangen; jetzt handelt es sich um Sie, Fräulein.

— Denken Sie nur an diese lieben Waisen, die Zeit drängt... Wenn sie nur heute Nacht frei sind, so ist es mir gleichgültig, ein bis zwei Tage länger in diesem Hause zu bleiben.

— Nein, Fräulein. — rief der Schmied aus, — es ist im Gegentheile für Sie von der höchsten Wichtigkeit, es noch heute Nacht zu verlassen . . . es handelt sich um Interessen, die Sie nicht kennen; ich zweifle jetzt nicht mehr daran.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Ich habe keine Zeit, mich näher zu erklären; aber ich beschwöre Sie, Fräulein . . . kommen Sie; ich kann zwei Stangen Ihres Fensters ausbrechen; . . . ich esse, mein Brecheisen zu holen . . .

— Das ist nicht nöthig. Man begnügt sich, die Thür dieses Pavillons, den ich bewohne, von Außen zu verschließen und zu verriegeln; es wird Ihnen also leicht sein, das Schloß zu erbrechen.

— Und zehn Minuten nachher werden wir auf dem Boulevard sein, — sagte der Schmied. — Rasch, Fräulein, bereiten Sie sich vor; nehmen Sie einen Shawl, einen Hut, denn die Nacht ist sehr kalt; ich komme auf der Stelle zurück.

— Herr Agricol, — sagte Abrienne mit Thränen in den Augen, — ich weiß, was Sie für mich wagen. Hoffentlich werde ich Ihnen beweisen, daß ich ein eben so gutes Gedächtniß habe, als Sie . . . Ha! . . . Sie und Ihre Adoptiv-Schwester sind edle und tapfere Wesen . . . Ich bin glücklich, Ihnen Beiden so viel zu verdanken . . . Aber kehren Sie nicht zurück, mich zu holen, als bis die Töchter des Marschalls Simon befreit sind.

— Dank Ihren Andeutungen ist das eine gemachte

Sohn; ich eile zu meinem Vater zu gehen, und wir werden zurückkehren, um Sie zu holen.

Den vortrefflichen Rath des Fräuleins von Cardoville befolgend, holte Agricol längs der Mauer der Kapelle eine jener langen und dicken Stangen, welche bei Bauten dienen, hob sie auf seine kräftigen Schultern, und kam hurtig wieder zu seinem Vater.

Kaum war Agricol über den Lattenverschlag hinausgekommen, um nach der im Finstern stehenden Kapelle zu gehen, als Fräulein von Cardoville eine menschliche Gestalt aus einem Dickicht des Klostergartens kommen, rasch durch die Allee eilen und hinter einer Pageducken-Bede verschwinden zu sehen meinte. Erschreckt rief Abrienne vergebens Agricol mit leiser Stimme, um ihn zu warnen. Er konnte sie nicht mehr hören; er hatte schon seinen Vater wieder erreicht, der von Ungeduld gepeinigt, von einem Fenster zu dem andern ging, um mit wachsender Angst zu hören.

— Wir sind gerettet! — sagte Agricol mit leiser Stimme zu ihm, — hier sind die Fenster Deiner armen Kinder: dieses im Erdgeschosse . . . jenes dort auf dem ersten Stockwerke.

— Endlich! — sagte Dagobert, mit einem unmöglich wiederzugebenden Ausdruche der Freude.

Und er eilte die Fenster zu untersuchen.

— Sie sind nicht vergittert! — rief er aus.

— Versichern wir uns zuvörderst, ob eines der Andern hier ist, — sagte Agricol; — dann werde ich, diese

Stange an die Mauer stellend, bis an das Fenster des ersten Stockwerkes hinaufklettern ... das nicht hoch ist.

— Gut, mein Junge, wenn Du dort bist, klopfst Du an die Scheibe, rußt Rosa und Blanca; wenn sie Dir geantwortet hat, steigst Du wieder herab, wir lehnen die Stange an die Fensterbrüstung und das arme Kind wird sich herabgleiten lassen; ... sie sind gewandt und kühn ... Rasch ... rasch ans Werk.

— Und nachher befreien wir Fräulein von Cardoville.

Während Agricol die Stange aufrichtete, sie auf eine passende Weise stellte und sich anschickte, hinaufzuklettern, sagte Dagobert, indem er an die Scheiben von dem letzten Fenster des Erdgeschosses klopfte, mit lauter Stimme:

— Ich bin es ... Dagobert.

Rosa Simon bewohnte in der That dieses Zimmer. Verzweifelt, von ihrer Schwester getrennt zu sein, war das unglückliche Kind von einem hitzigen Fieber befallen, schlief nicht und benetzte ihr Kissen mit ihren Thränen.

Bei dem Geräusch, das Dagobert, an die Fensterscheiben klopfend, machte, erbehte sie Anfangs vor Entsetzen; als sie dann die Stimme des Soldaten, diese so geliebte, so bekannte Stimme hörte, richtete sich das junge Mädchen auf, fuhr mit ihrer Hand über ihre Stirn, wie um sich zu versichern, daß sie nicht der Spielball eines Traumes wäre, dann eilte sie, in ihren weißen Morgenrock gehüllt, an das Fenster, indem sie einen Freudenschrei ausstieß.

Aber plötzlich . . . und bevor sie ihr Fenster geöffnet hatte, knallten zwei Flintenschüsse, begleitet von dem wiederholten Geschrei:

— Wache! Diebe!

Die Waise blieb vor Entsetzen erstarrt, die Augen unwillkürlich auf das Fenster geheftet, durch welches sie bei dem Mondenscheine mehrere Männer erbittert mit einander kämpfen sah, während das wüthende Gebrüll Rabat-Jole's folgender, beständig wiederholten Rufe übertönte:

— Wache! . . . Diebe! . . . Mörder! . . .

XIV.

Der Vorabend eines wichtigen Tages.

Ungefähr zwei Stunden früher als die zuletzt erzählten Begebenheiten in dem Sanct-Marien-Kloster sich zutrugen, waren Robin und der Pater d'Aigrigny in dem Rabinette in der Straße du Milieu-des-Ursins vereinigt, in welchem man sie bereits gesehen hat. Seit der Julirevolution hatte der Pater d'Aigrigny geglaubt, für den Augenblick die geheimen Archive und den Briefwechsel seines Ordens für eine Zeitlang in diese Wohnung bringen lassen zu müssen, denn er mußte befürchten, die ehrwürdigen Väter durch den Staat aus der prachtvollen Niederlassung vertrieben zu sehen, mit welcher die Restauration sie freigebiger Weise beschenkt hatte *).

*) Diese Furcht war eitel, denn man liest in dem Constitutionnel vom 1. Februar 1832 (es sind seitdem zwölf Jahre verflossen):

„Als im Jahre 1822 Herr von Corbière auf eine so rohe

Robin, immer noch auf eine filzige Weise gekleidet,

Weise diese glänzende Normalschule vernichtete, die in einigen Jahren des Bestehens so viele verschiedene Talente geschaffen oder entwickelt hat, so wurde beschlossen, daß man, um die Sache auszugleichen, das Hotel in der Poststraße, worin sie sich befand, kaufe und der Congregation des heiligen Geistes damit ein Geschenk mache. — Der Marineminister lieferte die Gelder zu diesem Ankaufe, und das Lokal wurde zu der Verfügung der Gesellschaft gestellt, welche damals über Frankreich herrschte. Seit dieser Zeit hat sie diesen Posten ungeändert behauptet, welcher eine Art von Herberge geworden war, in welcher der Jesuitismus die zahlreichen Affilirten beherbergte und pflegte, welche aus allen Theilen des Landes kamen, um sich bei dem Vater Ronsin wieder zu stärken. So standen die Sachen, als die Julirevolution da zwischen kam, welche die Congregation aus diesem Lokale wieder vertreiben zu müssen schien. Wer sollte es glauben? Dem geschah nicht so, man unterdrückte die Bewilligung, aber man ließ die Jesuiten im Besitze des Hotels der Poststraße, und heute, am 31. Januar 1832, werden die Männer des Sacré-Coeur auf Kosten des Staats beherbergt; und während dieser Zeit ist die Normalschule ohne Asyl, die reorganisirte Normalschule befindet sich in einem ungefunten Lokale in einem Winkel des Collegiums Louis le Grand."

Das las man in Bezug auf das Hotel der Poststraße im Jahre 1832 in dem Constitutionnel; wir wissen nicht, welche Art von Vergleich seit dieser Zeit zwischen den ehrwürdigen Vätern und der Regierung stattgehabt hat, aber wir finden in einem kürzlich von einem Journale über die Organisation der Gesellschaft Jesu veröffentlichten Artikel das Hotel der Poststraße als zu dem Grundeigenthume der Congregation gehörend mit aufgeführt.

identer und schmutzig und schmierig, fastes bescheidenlich

Wir wollen einige Bruchstücke dieses Artikels anführen:

„Hier ist das Verzeichniß der Güter, von denen man weiß, daß sie diesem Theile der Gesellschaft Jesu angehören:

Das Haus der Poststraße, welches vielleicht werth ist 500,000 Fr.

Das der Straße de Cébres, geschätzt 300,000 „

Eine Besitzung, zwei Stunden von Paris 150,000 „

Ein Haus und eine Kirche in Bourges 100,000 „

Notre Dame de Liesse, ein im Jahre 1843 ge-

machtes Geschenk 60,000 „

Saint-Acheul, Noviziat-Haus 400,000 „

Nantes, ein Haus 100,000 „

Quimper, desgl. 40,000 „

Laval, Haus und Kirche 150,000 „

Rennes, Haus 20,000 „

Nantes, desgl. 40,000 „

Mey, desgl. 40,000 „

Strasbourg, desgl. 60,000 „

Rouen, desgl. 15,000 „

Man sieht, daß diese verschiedenen Grundbesitze beinahe zwei Millionen ausmachen.

Außerdem ist der Unterricht eine wichtige Quelle des Einkommens für die Jesuiten. Bloß das Collegium von Bragelette trägt ihnen 200,000 Franken ein.

Die beiden Provinzen Frankreichs (der Jesuitengeneral in Rom hat Frankreich in zwei Kreise getheilt, den von Lyon — und den von Paris) besitzen außerdem in Vons auf den Schatz und in österreichischen Metalliques mehr als 200,000 Franken Einkünfte. Jedes Jahr streift die Glaubens-Propaganda zum Mindesten 40 bis 50,000 Franken; die Prediger ernten von ihren Predigten zum Mindesten 150,000 Franken, die Almosen für ein gutes Werk des

an seinem Schreibtische, indem er seiner beschriebenen Rolle als Secretair getreu blieb, welche, wie man gesehen hat, ein bei weitem wichtigeres Amt, das des

laufen sich auf eine nicht minder hohe Summe. Das ist also ein Einkommen von 540,000 Franken; nun denn! zu diesem Einkommen muß man noch den Ertrag des Verkaufes der Werke der Gesellschaft und den Nutzen hinzufügen, welchen sie aus dem Verkaufe von Bildern ziehen.

Jede Platte kostet, Zeichnung und Kupferstich inbegriffen, 600 Franken, und man kann von ihnen 10,000 Abdrücke machen, welche für Druck und Papier 40 Franken das Tausend kosten. Bleibt man nun auch dem verantwortlichen Herausgeber 250 Franken, so bleibt demnach auf jedes Tausend ein reiner Nutzen von 210 Franken. Heißt das nicht gute Geschäfte machen? und man kann sich vorstellen, mit welcher Schnelligkeit alles das abgesetzt wird. Die ehrwürdigen Väter machen selbst die Handlungsreisen den des Hauses, und es würde schwierig sein, eifrigere und besorglichere zu finden. Diese da werden immer angenommen, sie kennen das Nöthigste eines abschläglichen Antwort nicht. Es versteht sich von selbst, daß der Herausgeber einer der übrigen ist. Der erste, welchen sie für diese Vermittlerrolle wählten, war der Socius des Procurators M. — B. J.... Dieser Socius hatte einiges Vermögen; dennoch waren sie genöthigt, ihm Vorschüsse für die Kosten der ersten Einrichtung zu machen. Als sie das Gedeihen dieses Handels gesichert sahen, verlangten sie plötzlich ihre Vorschüsse zurück; der Verleger war nicht im Stande zurückzubezahlen; sie wußten es wohl, aber sie hatten ihm einen reichen Nachfolger zu geben, mit welchem sie unter weit vortheilhafteren Bedingungen abschließen konnten, und sie führten ohne Erbarmen ihren Socius, indem sie die Stellung brachen, deren Dauer sie ihm moralischer Weise garantirt hatten."

Socius verbarg, ein Amt, welches nach den Constitutionen des Ordens darin besteht, seinen Vorgesetzten nicht zu verlassen, seine geringsten Handlungen, seine leisesten Eindrücke zu beaufsichtigen und zu belauern, und darüber Bericht nach Rom abzustatten.

Trotz seines gewöhnlichen Gleichmuths schien Robin sichtlich unruhig und besorgt; er antwortete auf eine noch kürzere Weise, als sonst, auf die Aufträge oder auf die Fragen des Vater d'Aigrigny, der so eben nach Hause gekommen war.

— Ist etwas Neues während meiner Abwesenheit vorgefallen? — fragte er Robin. — Sind die Berichte fortwährend günstig erfolgt?

— Sehr günstig.

— Lesen Sie mir dieselben.

— Bevor ich Eure Ehrwürden Bericht darüber erstatte, — sagte Robin, — muß ich Sie benachrichtigen, daß Morot seit zwei Tagen hier ist.

Er? — sagte der Abbé d'Aigrigny überrascht. — Ich glaubte, daß er, als er Deutschland und die Schweiz verließ, von Freiburg aus den Befehl erhalten hätte, sich nach dem Süden zu begeben. In Nîmes, in Avignon, hätte er in diesem Augenblicke ein nützlicher Vermittler sein können ... denn die Protestanten regen sich, und man fürchtet eine Reaction gegen die Katholiken.

— Ich weiß nicht, — sagte Robin, — ob Morot besondere Gründe gehabt hat, seine Reiseroute zu ändern.

• Was seine angeblichen Gründe betrifft, so hat er mir gesagt, daß er hier Vorstellungen geben wollte.

— Wie das?

— Ein dramatischer Agent hat ihn und seine Menagerie bei seiner Durchreise durch Lyon für das Theater der Porte-Saint-Martin zu einem sehr hohen Preise engagirt. Er hat geglaubt, diesen Nutzen nicht aus-
schlagen zu dürfen, hat er hinzugefügt.

— Es sei, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er die Achseln zuckte, — aber durch die Verbreitung von Büchlein, durch den Verkauf von Rosenkränzen und Kupferstichen, so wie durch den Einfluß, den er gewiß auf religiöse und wenig unterrichtete Völker, wie die des Südens oder der Bretagne ausgeübt hätte, konnte er Dienste erweisen, die er niemals in Paris erweisen wird.

— Er ist mit einer Art von Riesen, der ihn begleitet, unten; denn in seiner Eigenschaft als alter Diener Eurer Ehrwürden, hoffte Morok die Ehre zu haben, Ihnen heute Abend die Hand zu küssen.

— Unmöglich . . . unmöglich . . . Sie wissen, wie sehr dieser Abend in Anspruch genommen ist . . . Ist man nach der Straße Saint-François gegangen?

— Man ist hingegangen. . . Der alte jüdische Wächter ist, wie er sagt, von dem Notar benachrichtigt worden . . . Morgen früh um sechs Uhr werden die Maurer das zugemauerte Thor einreißen, und dieses Haus wird zum ersten Male seit hundert und fünfzig Jahren wieder offen sein.

Der Vater d'Igigny dachte einen Augenblick lang nach, dann sagte er zu Robin:

— An dem Vorabende eines so entscheidenden Momentes darf man nichts vernachlässigen, muß man sich Alles wieder in das Gedächtniß rufen. Lesen Sie mir die Abschrift jener Notiz noch ein Mal vor, welche in Bezug auf Herrn von Kennepont vor anderthalb Jahrhunderten in die Archive der Gesellschaft eingetragen worden ist.

Der Secretair nahm aus einem Gefache eine Note, und las Folgendes:

„Heute, am 19. Februar 1682, hat der ehrwürdige Vater Provincial Alexander Bourdon folgende Anzeige mit der Randbemerkung: „äußerst wichtig für die Zukunft,“ eingeschickt:

Man hat durch die Geständnisse eines Sterbenden, dem einer unserer Väter den letzten Beistand geleistet, etwas sehr Geheimenes entdeckt.

Herr Marius von Kennepont, einer der unruhigsten und der fürchtbarsten Händlinge der reformirten Religion, einer der erbittertsten Feinde unsrer heiligen Gesellschaft, war scheinbar in den Schooß unsrer Mutter-Kirche zurückgekehrt, in der bloßen und einzigen Absicht, um sein Vermögen zu retten, das wegen seines irreligiösen und verdammungswürdigen Wandels mit Beschlagnahme bedrohet war. Da von verschiedenen Personen unsrer Gesellschaft die Beweise geliefert worden, daß die Belehrung des Herrn von Kennepont nicht auf-

richtig wäre, und daß sie einen ruchlosen Mord verberge, so sind die Mörder des genannten, nun als rückfällig betrachteten Herrn, durch Seine Majestät unsern König Ludwig XIV. eingezogen und genannter Herr von Mennepont zu lebenslänglicher Galeerenstrafe *) verurtheilt worden, welchem er durch einen freiwilligen Tod entgangen ist, in Folge welchen abscheulichen Verbrechens er auf der Ruhhaut geschleift, und seine Leiche den Hunden des Schindangers überlassen worden ist.

Nach dieser Einleitung gelangt man zu der geheimen, für die Zukunft und für das Interesse unserer Gesellschaft so äußerst wichtigen Sache.

In seiner väterlichen und katholischen Güte für die Kirche, und insonderheit für unsern Orden, hatte Seine Majestät Ludwig XIV. uns den Nutzen dieser Einziehung als Erkenntlichkeit dafür bewilligt, daß wir dazu beigetragen, um den Herrn von Mennepont als schändlichen und gotteslästerlichen Rückfälligen zu entkleiden . . .

Wir haben zuverlässig erfahren, daß von dieser Einziehung, und dem zu Folge unserer Gesellschaft ein

*) Ludwig XIV., der große König, beehrte mit ewiger Ehre die Protestanten, welche, nachdem sie sich oft unglücklicher Weise bekehrt hatten, wieder zu ihrem ersten Glauben zurückkehrten. Was die Protestanten anlangt, welche trotz der Strenge der Edikte in Frankreich blieben, so waren sie des Begräbnisses beraubt, und wurden auf den Schindanger geschickt, den Hunden Preis gegeben.

in Paris, Straße Saint-François Nr. 3, gelegenes Haus, und eine Summe von fünfzig Tausend Goldthaler angewendet worden ist.

Das Haus ist vor der Einziehung mittelst eines Scheinverkaufes an einen Freund des Herrn von Rennepont abgetreten worden, der indessen und sehr unglücklicher Weise, denn man kann nicht mit Strenge gegen ihn verfahren, ein sehr guter Katholik ist.

Dieses Haus ist, Dank dem strafbaren, aber nicht angreifbaren Einverständnis dieses Freundes, zugemauert worden, und darf nach dem letzten Willen des Herrn von Rennepont erst in anderthalb Jahrhunderten geöffnet werden.

Was die fünfzig Tausend Goldthaler anlangt, so sind sie unglücklicher Weise bis jetzt unbekannten Händen übergeben worden, um sie während hundert und fünfzig Jahren auf Zinsen zu legen und zu vermehren, und um nach Ablauf genannter hundert und fünfzig Jahre unter die dann lebenden Nachkommen des Herrn von Rennepont vertheilt zu werden, eine Summe, die durch Aufhäufung so vieler Zinsen auf Zinsen unermesslich geworden sein, und nothwendiger Weise die Höhe von vierzig bis fünfzig Millionen Livres Tournois erreicht haben wird.

Aus unbekannt gebliebenen Beweggründen, die er in einem Testamente niedergeschrieben, hat der Herr von Rennepont seiner Familie, welche die Edikte gegen

die Protestanten aus Frankreich verjagt und in Europa zerstreut hat, die Anlage dieser fünfzig Tausend Goldthaler verheimlicht, indem er seine Verwandten nur aufgefordert, in ihrer Linie von Geschlecht zu Geschlecht die Anempfehlung für die letzten Ueberlebenden zu verewigen, sich in hundert und fünfzig Jahren in Paris, Straße Saint-François Nr. 3., am 13. Februar 1832, zusammen zu finden, und damit diese Anempfehlung nicht in Vergessenheit käme, so hat er einen Mann, dessen Stand unbekannt, dessen Signalement aber bekannt ist, beauftragt, Medaillen von Bronze schlagen zu lassen, auf welchen dieser Wunsch und dieses Datum eingegraben sind, und davon jeder Person seiner Familie eine zukommen zu lassen; eine um so nothwendigere Maßregel, als aus einem anderen, gleichfalls unbekannten Grunde, von dem man vermuthet, daß er auch in dem Testamente erklärt sei, die Erben gehalten sind, an genanntem Tage, vor Mittag, in Person und nicht durch Stellvertreter zu erscheinen, in Ermangelung dessen sie von der Theilung ausgeschlossen wären.

Der unbekannte Mann, welcher aufgebrochen ist, um diese Medaillen an die Glieder der Familie Kennepont zu vertheilen, ist ein Mann von dreißig bis sechs und dreißig Jahren, von einer stolzen und traurigen Miene, von hoher Gestalt; er hat schwarze, dicke und seltsam zusammengewachsene Augenbrauen; er läßt sich Joseph nennen; man beargwöhnt diesen Wanderer sehr, ein thätiger und gefährlicher Abgesandter der rasenden

Republikaner und Reformirten der sieben vereinigten Provinzen zu sein.

Aus dem Vorhergehenden geht hervor, daß diese, von dem Rückfälligen heimlicher Weise einer unbekannten Hand anvertraute Summe der uns von unserm geliebten Könige bewilligten Beschlagnahme entgangen ist; es ist also auch noch ein ungeheurer Schaden, ein abscheulicher Betrug, dessen uns wieder zu bemächtigen wir, wenn nicht für jetzt, doch zum Mindesten für die Zukunft, gehalten sind.

Da unsere Gesellschaft zu dem größten Ruhme Gottes und unseres heiligen Vaters unvergänglich ist, so wird es durch die Verbindungen, welche wir mittelst Verbindungen und anderer Niederlassungen auf der ganzen Erde haben, leicht sein, - von jetzt an der Nachkommenschaft dieser Familie von Geschlecht zu Geschlecht zu folgen, sie niemals aus dem Gesichte zu verlieren, damit in hundert und fünfzig Jahren, im Momente der Theilung dieses ungeheuren aufgehäuften Vermögens, unsere Gesellschaft wieder in den Besitz dieses Vermögens gelangen könnte, das ihr auf eine so verrätherische Weise entzogen worden ist, und wieder mit Recht oder mit Unrecht dazu gelange, durch welches Mittel es auch sei, selbst durch List oder durch Gewalt, da unsere Gesellschaft nicht gehalten ist, anders gegen die zukünftigen Inhaber unseres Eigenthums zu handeln, das uns so boshafter Weise durch diesen schändlichen und ruchlosen

Nachlässigen gekostet worden ist ... Da es am Ende rechtmäßig ist, durch alle Mittel, die der Herr in unsere Hände legt, unser Eigenthum zu vertheidigen, zu bewahren und uns seiner wieder zu bemächtigen.

Bis zur gänzlichen Zurlückhaltung wird also diese Familie von Rennepont verbammungswürdig und gedächet sein, wie ein verfluchtes Geschlecht dieses Rains von Nachlässigen, und es wird gut sein, sie immer wüthend zu beaufsichtigen.

Um dieses zu thun, wird es dringend nöthwendig sein, daß man jedes Jahr, von dem heutigen Tage an eine Art von Nachforschung über den allmäligen Stand der Mitglieder dieser Familie anstellt."

Robin unterbrach sich, und sagte zu dem Vater d'Aigrigny:

— Jetzt folgt der Bericht, von Jahr zu Jahr, über den Stand dieser Familie seit 1682 bis auf den heutigen Tag. Es ist unnöthig, ihn Eure Ehre zu lesen.

— Sehr unnöthig, — sagte der Abbe d'Aigrigny; — diese Note enthält die Thatfachen vollkommen ... — Dann, nach einem Momente des Schweigens begann er wieder mit einem Ausdruck triumphirenden Stolzes: — Wie groß ist die Gewalt der Verbindung, geknüpft auf die Ueberlieferung und die Fortdauer! ... Mittelst dieser, seit anberthaus Jahrhunderten in unsere Archive eingetragenen Note ... ist diese Familie von Geschlecht zu Geschlecht beaufsichtigt worden; immer hat anset

Oben die Augen auf sie gerichtet gehabt, indem er ihr auf allen Punkten des Erdballes gefolgt ist, wohin die Verbannung sie zerstreut hat . . . Endlich, morgen, werden wir wieder in den Besitz dieser Anfangs wenig beträchtlichen Forderung gelangen, die hundert und fünfzig Jahre in ein königliches Vermögen verwandelt haben . . . Ja . . . es wird uns gelingen, denn ich glaube allen möglichen Fällen zuborgekommen zu sein . . . Eine einzige Sache macht mir indessen viel Sorgen.

— Welche? — fragte Robin.

— Ich denke an die Auskünfte, die man bereits, aber vergebens, von dem Wächter des Hauses der Straße Saint-François zu erlangen versucht hat. Hat man es nochmals versucht, wie ich dazu den Auftrag gegeben hatte?

— Man hat es versucht . . .

— Nun?

— Dieses Mal, wie die andern, ist dieser alte Jude unerforschlich geblieben; er ist außerdem beinahe kindisch, und seine Frau eben nicht besser, als er.

— Wenn ich bedenke, — erwiderte der Pater d'Algrigny, — daß seit den anderthalb Jahrhunderten, wo dieses Haus der Straße Saint-François zugemauert und verschlossen worden ist, sein Wächter sich von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie der Samuels fortgepflanzt hat, so kann ich nicht glauben, daß sie immer nicht gewußt haben sollen, wer die auf einander folgenden Ver-

walter dieser durch die Aufhäufung der Zinsen unermesslich gewordenen Gelder gewesen und gegenwärtig noch sind.

— Sie haben aus den Noten der Acten dieser An-
gelegenheiten gesehen, — sagte Robin, — daß der Auf-
trag seit 1682 immer sehr sorgfältig befolgt worden ist.
Zu verschiedenen Zeiten hat man versucht, einige Aus-
künfte über diesen Punkt zu erlangen, welchen die Note
des Vater Bourbon nicht aufklärte. Aber dieses Ge-
schlecht jüdischer Wächter ist stumm geblieben, woraus
man schließen muß, daß sie nichts wissen.

— Das ist es, was mir immer unmöglich geschie-
nen hat ... denn am Ende ... der Urgroßvater aller
dieser Samuels hat vor hundert und fünfzig Jahren
dem Verschlusse dieses Hauses beigeohnt. Er war, wie
die Acten sagen, der Vertraute oder Diener des Herrn
von Rennepont. Es ist unmöglich, daß er nicht von gar
manchen Dingen unterrichtet worden ist, wovon die
Heberlieferung sich ohne Zweifel in seiner Familie fort-
gepflanzt haben wird.

— Wenn es mir erlaubt wäre, eine kleine Bemerkung
zu wagen, — sagte Robin demüthig.

— Neben Sie ...

— Es ist sehr wenige Jahre her, daß man durch
eine Mittheilung des Reichthums die Gewißheit erhal-
ten hat, daß diese Summen vorhanden wären, und daß
sie eine ungeheure Höhe erreicht hätten.

— Ormby; das ist es, was die Aufmerksamkeit Seiner Excellenzen des Vaters General so gewaltig auf diese Angelegenheit gezogen hat . . .

— Man weiß also, daß wahrscheinlich alle Nachkommen der Familie Rennepont die Unermeßlichkeit dieser Erbschaft nicht kennen?

— Ja, — antwortete der Vater d'Aigrigny, — die Person, welche diese Thatsache ihrem Beichtvater versichert hat, verdient alles Vertrauen . . . Noch letzthin hat sie diese Erklärung erneuert; . . . aber trotz alles in sie Dringens von Seiten ihres Beichtvaters, hat sie sich geweigert mitzutheilen, in welchen Händen sich die Gelder befänden, wobei er indessen behauptete, daß sie sich in keinen rechtschaffeneren Händen befinden könnten.

— Dann meine ich, — erwiderte Robin, — daß man dessen gewiß ist, was am meisten zu wissen Noth thut.

— Und wer weiß, ob der Inhaber dieser ungeheuren Summe, trotz der Rechtschaffenheit, die man ihm zuschreibt, morgen kommen wird? Je mehr der Moment herannah, desto mehr nimmt meine Angst wider meinen Willen zu . . . Hal — begann der Vater d'Aigrigny nach einem Momente des Schweigens wieder, — das kommt daher, weil es sich um unermeßliche Interessen handelt, und die Folgen des Gelingens unberechenbar wären . . . Zum Mindesten wird am Ende . . . Alles, was zu thun möglich war, versucht worden sein.

Auf diese Worte, welche der Pater d'Aigrigny an Robin richtete, als ob er seine Zustimmung verlangt hätte, antwortete der Soclus nichts.

Indem er ihn mit Bewunderung anblickte, sagte der Abbé zu ihm:

— Sind Sie nicht dieser Meinung? Konnte man mehr wagen? ist man nicht bis zu der äußersten Gränze des Möglichen gegangen?

Robin verbeugte sich ehrerbietig, aber blieb stumm.

— Wenn Sie meinen, daß man irgend eine Vorsichtsmaßregel unterlassen hat, — rief der Pater d'Aigrigny mit einer Art von besorgter Ungebuld aus, — so sagen Sie es . . . Es ist noch Zeit . . . Noch einmal, glauben Sie, daß alles das gethan ist, was zu thun möglich war? Da alle Nachkommen endlich beseitigt sind, wird da Gabriel nicht, wenn er sich morgen in der Straße Saint-François stellt, der einzige Repräsentant dieser Familie und dem zu Folge der einzige Besitzer dieses unermesslichen Vermögens sein? Nun aber ist nach seiner Verzichtleistung und nach den Statuten unseres Ordens nicht er es, sondern unser Orden, der in den Besitz desselben gelangen wird. Konnte man besser oder anders handeln? Neben Sie offen.

— Ich kann mir nicht erlauben, in dieser Beziehung eine Meinung auszusprechen, — erwiderte Robin demüthig, indem er sich von Neuem verbeugte, — der gute oder der schlimme Erfolg werden Eure Ehrwürden antworten . . .

Der Vater d'Ugny suchte die Äußerungen und machte sich Vorwürfe, irgend einen Rath von dieser Schreibmaschine verlangt zu haben, die ihm zum Secretair diene und die nach seiner Meinung nur drei gute Eigenschaften: Gedächtniß, Verschwiegenheit und Pünktlichkeit, besaß.

XV.

Der Erdroßler.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann der Vater d'Ugrigny wieder:

— Lesen Sie mir den Tages-Bericht über die Lage jeder der bezeichneten Personen.

— Hier der von heute Abend; ... man hat ihn so eben gebracht.

— Lassen Sie hören.

Robin las Folgendes:

„— Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Ru, ist heute Abend in dem Schulgefängnisse gesehen worden ...“

Dieser da wird uns morgen früh nicht beunruhigen ... Und von einem ... fahren Sie fort.

„— Durch die Frau Brinzeffin von Saint-Dizier genannt, hat die Frau Superiorin des Sanct-Marien-Klosters geglaubt, die Fräuleins Rosa und Blanca Simon noch fester einsperren zu müssen. Heute Abend um neun Uhr sind sie sorgfältig in ihren Zellen eingeschlossen worden, und bewaffnete Munden werden die Nacht über in dem Klostergarten wachen.“

— Durch diese Vorsichtsmaßregeln ist von dieser Seite wieder nichts zu befürchten, — sagte der Pater d'Aigrigny. — Fahren Sie fort.

„ — Der Herr Doctor Valeinier, gleichfalls durch die Frau Prinzessin von Saint-Dizier gewarnt, läßt fortwährend Fräulein von Carboville streng bewachen; um drei Viertel auf Neun ist die Thür ihres Pavillons verriegelt und verschlossen worden.“

— Noch ein Gegenstand der Besorgniß weniger . . .

— Was Herrn Hardy anbelangt, — begann Robin wieder, — so habe ich heute Morgen von Toulouse einen Brief des Herrn von Bressac, seines vertrauten Freundes, erhalten, der uns auf eine so glückliche Weise gedient hat, diesen Fabrikherrn seit einigen Tagen zu entfernen; dieser Brief enthält ein Schreiben des Herrn Hardy, das an eine vertraute Person gerichtet ist. Herr von Bressac hat geglaubt, diesen Brief seiner Bestimmung vorenthalten, und uns denselben als einen neuen Beweis des Erfolges seiner Schritte senden zu müssen, von denen er hofft, daß wir sie ihm anrechnen würden; denn, fügt er hinzu, um uns zu dienen, verriethe er seinen vertrautesten Freund auf die unwürdigste Weise, indem er ein abscheuliches Spiel spielte. Herr von Bressac zweifelt demnach auch jetzt nicht daran, daß man ihm nach seinen vortrefflichen Diensten die Actenstücke zurückgäbe, welche ihn gänzlich abhängig von uns machen, da diese Stücke für immer eine Frau ins Verderben stürzen können, die er mit einer ehebacherischen

und leidenschaftlichen Liebe liebt . . . Kurz, er sagt, daß man Mitleid mit der abscheulichen Wahl haben müsse, die man ihm ließe, nämlich entweder eine Frau ins Verderben gestürzt und entehrt zu sehen, die er anbetet, oder auf eine schändliche Weise seinen vertrauten Freund zu verrathen.

— Dieses ehebrecherische Jammern verdient kein Mitleid, — antwortete der Pater d'Aigrigny verächtlich. — Außerdem, wird man sehen . . . Herr von Bressac kann uns noch nützlich sein. Aber sehen wir diesen Brief des Herrn Hardy, dieses gottlosen und republikanischen Fabrikherrn, dieses sehr würdigen Nachkommen dieses verwünschten Geschlechts, den zu beseitigen so wichtig war.

— Hier ist der Brief des Herrn Hardy, — erwiderte Robin, — man wird ihn morgen der Person, an die er gerichtet war, zukommen lassen.

Und Robin las Folgendes:

Toulouse, am 10. Februar.

„Endlich finde ich den Moment Ihnen zu schreiben, mein lieber Herr, um Ihnen die Ursache dieser so plötzlichen Abreise zu erklären, die Sie nicht hat beunruhigen, die Sie aber hat in Erstaunen versetzen müssen; ich schreibe Ihnen auch, Sie um einen Dienst zu bitten; hören Sie mit wenigen Worten, wie sich die Sache verhält. Ich habe Ihnen sehr oft von Felix von Bressac erzählt, einem meiner Jugendgefährten, der indessen jünger ist, als ich; wir sind immer innig be-

Freundet gewesen, und wir haben gegenseitig hinlängliche Beweise von Freundschaft ausgetauscht, um auf einander rechnen zu können. Er ist für mich ein Bräuer. Sie wissen, was ich unter diesen Worten verstehe. Vor mehreren Tagen hat er mir von Toulouse aus geschrieben, wohin er für einige Zeit gegangen war:

Wenn Du mein Freund bist, so komm, ich bedarf Deiner ... Deine Tröstungen werden mir vielleicht Muth zu leben geben ... Wenn Du zu spät anlangen solltest ... so vergieb mir und denke zuweilen an denjenigen, welcher bis ans Ende Dein bester Freund sein wird.

Sie werden sich meinen Schmerz und mein Entsetzen vorstellen, ich verlangte auf der Stelle Postpferde; als mein Berthmesier, ein Greis, den ich achte und verehere, der Vater des Marschalls Simon, erfuhr, daß ich nach dem Süden ginge, bat er mich, ihn mitzunehmen, ich sollte ihn einige Tage lang in dem Departement de la Creuse lassen, wo er kürzlich gegründete Pflanzwerke kennen zu lernen wünschte. Ich willigte um so bereitwilliger in diese Reise, als ich zum Mindesten Jemandem den Kummer und die Angst mittheilen konnte, welche mir Bressacs Brief verursachte.

Ich langte in Toulouse an; man sagte mir, daß er am Tage zuvor in der heftigsten Verzweiflung abgereist sei, indem er Waffen mitgenommen hätte. Es war Anfangs unmöglich zu erfahren, wohin er gegangen sei;

nach Verlauf von zwei Tagen brachten mich einige mit großer Mühe gesammelte Andeutungen auf seine Spur; endlich, nach tausend Nachforschungen, entdeckte ich ihn in einem armseligen Dorfe. Niemals, nein, niemals sah ich eine gleiche Verzweiflung, nichts Festiges, aber eine finstere Niebergeschlagenheit, ein grimmiges Schweigen; anfangs stieß er mich fast zurück; dann ließ dieser Hredliche, auf seinen Stuhl gelangte Schmerz allmählig nach, und nach Verlauf einer Viertelstunde sank er in Thränen ausbrechend in meine Arme . . . Neben ihm lagen seine geladenen Waffen . . . Einen Tag später, vielleicht . . . und es wäre um ihn geschehen gewesen . . . Ich kann Ihnen die Ursache seiner furchterlichen Verzweiflung nicht mittheilen, dieses Geheimniß gehört nicht mir an; aber seine Verzweiflung hat mich nicht verwundert . . . Was soll ich Ihnen sagen? Aber es ist eine gängliche Kur zu machen. Jetzt muß ich diese arme, so grausam zerrissene Seele beruhigen, pflegen, heilen. Die Freundschaft allein vermag dieses zarte Werk zu unternehmen, und ich habe gute Hoffnung . . . Ich habe ihn bestimmt, aufzubrechen und einige Zeit zu reisen; die Bewegung, die Zerstreuung werden günstig auf ihn wirken . . . Ich führe ihn nach Nizza; morgen reisen wir ab . . . Wenn er diesen Ausflug verlängern will, so werden wir ihn verlängern, denn meine Geschäfte rufen mich vor Ende des Monats März nicht dringend nach Paris zurück.

Was den Dienst anlangt, um den ich Sie bitte,

so ist er bedingungsweise. Hören Sie, warum es sich handelt:

Nach einigen Familien-Papieren meiner Mutter scheint es, daß ich ein gewisses Interesse gehabt hätte, mich am 13. Februar in Paris, Straße Saint-François Nr. 3, zu befinden. Ich hatte mich erkundigt, und hatte weiter nichts erfahren, als daß dieses Haus von sehr alterthümlichem Aeußeren durch eine Wunderlichkeit eines meiner Voreltern mütterlicher Seite, seit hundert und fünfzig Jahren geschlossen wäre, und daß es am 13. dieses Monats in Gegenwart der Miterben, die, wenn ich deren habe, mir unbekannt sind, geöffnet werden sollte. Da ich diesem nicht beiwohnen konnte, so habe ich an den Vater des Marschalls Simon, meinen Werkmeister geschrieben, in den ich alles Vertrauen habe, und den ich in dem Departement de la Creuse gelassen hatte, nach Paris abzureisen, um sich bei der Eröffnung dieses Hauses, nicht als mein Bevollmächtigter, das würde nutzlos sein, sondern als Neugieriger einzufinden, und mir nach Nizza zu melden, was aus diesem romantischen Willen eines meiner Großeltern hervorgehen würde. Da es möglich wäre, daß mein Werkmeister zu spät anlangte, um diesen Auftrag auszuführen, so würde ich mich Ihnen tausend Male verpflichtet fühlen, wenn Sie sich in meiner Wohnung, in Plessis, erkundigten, ob er angekommen ist, und im entgegengesetzten Falle seine Stelle bei der Eröffnung des Hauses der Straße Saint-François vertreten wollten.

Ich glaube wohl, meinem armen Freunde Bressac nur ein nichtslegendes Opfer dadurch gebracht zu haben, daß ich mich an diesem Tage nicht in Paris befinde; wäre dieses Opfer aber auch unermesslich gewesen, so würde ich dennoch mit mir zufrieden sein, denn meine Pflege und meine Freundschaft waren demjenigen nothwendig, den ich wie einen Bruder betrachte.

Gehen Sie also, ich bitte Sie darum, zu der Eröffnung dieses Hauses, und sein Sie so gütig, mir das Resultat Ihres Auftrages als Reugieriger *poste restante* nach Nizza zu schreiben, u. s. w.

Franz Hardy."

— Obgleich seine Anwesenheit durchaus keine unangenehme Wichtigkeit haben kann, so wäre es doch vorzuziehen, daß der Vater des Marschalls Simon der Eröffnung dieses Hauses nicht beizuhole, — sagte der Vater d'Aigrigny. — Aber es liegt nichts daran; Herr Hardy ist sicher entfernt: es handelt sich nur noch um den jungen Indier.

— Was ihn betrifft, — begann der Vater d'Aigrigny mit einer nachdenkenden Miene wieder, — so hat man weise gethan, Herrn Norval als Ueberbringer der Geschenke des Fräuleins von Carboville für diesen Prinzen abreißen zu lassen. Der Arzt, welcher Herrn Norval begleitet, und der von Herrn Baleinier gewählt worden ist, wird sonach keinen Argwohn einflößen . . .

— Keinen, — erwiderte Robin. — Sein Brief gestern war gänzlich beruhigend.

— Dennoch ist also auch nichts mehr von dem inbischen Prinzen zu fürchten, — sagte der Vater d'Aigrigny, — Alles geht auf das Beste.

— Was Gabriel anlangt, — begann Robin wieder, — so hat er heute Morgen von Neuem geklopft, um von Eure Ehrwürden die Unterredung zu erlangen, um die er seit drei Tagen vergebens nachsucht; er ist betrübt über die Strenge der Strafe, welche man ihm auferlegt hat, indem man ihm seit fünf Tagen verboten, außer Haus zu verlassen.

— Morgen . . . wenn ich ihn nach der Straße Saint-François führe, werde ich ihn anhören . . . es wird Zeit sein . . . Dennoch ist es also in diesem Augenblicke, — sagte der Vater d'Aigrigny mit einer Miene triumphirender Zufriedenheit, — allen Nachkommen dieser Familie, deren Anwesenheit unsere Pläne gefährden könnte, unmöglich, sich morgen Vormittag in der Straße Saint-François zu befinden, während Gabriel allein dort sein wird . . . Endlich sind wir dem Ziele nahe . . .

Zwei beschriebenen an die Thür geklopft Schläge unterbrachen den Vater d'Aigrigny.

— herein! — sagte er.

Ein alter, schwarz gekleideter Diener trat ein und sagte:

Es befindet sich ein Mann unten, der Herrn Robin auf der Stelle wegen einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht.

— Sein Name? — fragte der Vater d'Aigrigny.

— Er hat seinen Namen nicht genannt, aber er hat gesagt, daß er von Herrn Josua . . . Handelsmann auf der Insel Java, käme.

Der Pater d'Algrigny und Robin wechselten einen Blick des Erstaunens, beinahe des Entsetzens aus.

— Sehen Sie, wie es sich mit diesem Manne verhält . . . — sagte der Pater d'Algrigny zu Robin, ohne seine Besorgniß verbergen zu können, — und kommen Sie nachher, um mit Bericht abzustatten.

Indem er sich hierauf an den Diener wandte, der das Zimmer verließ, sagte er:

— Laßt ihn eintreten.

Bei diesen Worten verschwand der Pater d'Algrigny, nachdem er ein bedeutungsvolles Zeichen mit Robin ausgetauscht hatte, durch eine Seitenthür.

Eine Minute nachher erschien Faringhea, der ehemalige Häuptling der Secte der Erdröfeler, vor Robin, der ihn sogleich als denjenigen erkannte, den er auf dem Schlosse Cardoville gesehen hatte.

Der Socius erbehte, aber er nahm den Anschein an, als ob er sich dieser Person nicht erinnere.

Indessen immer auf seinen Schreibtisch gebückt, und indem er that, als ob er Faringhea nicht sähe, schrieb er sogleich in der Eile einige Worte auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier.

— Mein Herr . . . — begann der über Robins Schweigen erstaunte Bediente, — da ist diese Person . . .

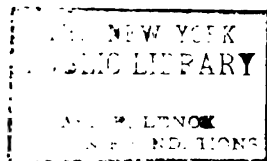
Robin faltete das Billet, das er so eben in Hast geschrieben hatte, und sagte zu dem Diener:

— Laßt das an seine Adresse bringen . . . Man wird mir die Antwort überbringen.

Der Bediente verneigte sich und verließ das Zimmer.

Nun heftete Robin, ohne aufzustehen, seine kleinen Schlangenaugen auf Faringhea, und sagte höflich zu ihm:

— Mit wem, mein Herr, habe ich die Ehre zu sprechen?



XVI

Die beiden Brüder des guten Werkes.

Faringhea, in Indien geboren, war, wie wir bemerkt haben, viel gereist, und hatte mit den europäischen Factoreien der verschiedenen Theile Asiens zu thun gehabt; er sprach gut Englisch und Französisch, kurz, voller Verstand und Scharfsinn, war er vollkommen civilisirt.

Anstatt auf die Frage Robins zu antworten, heftete er einen starren und durchdringenden Blick auf ihn; ungeduldig über dieses Schweigen, und indem er mit einer unbestimmten Besorgniß ahnete, daß Faringheas Ankunft irgend eine direkte oder indirekte Verbindung mit Djalmas Schicksal hätte, begann der Socius nochmals, indem er die größte Kaltblütigkeit heuchelte:

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, mein Herr?

— Sie erkennen mich nicht? — sagte Faringhea, indem er zwei Schritte auf Robins Stuhl zu that.

— Ich glaube nicht, jemals die Ehre gehabt zu haben, Sie zu sehen, — antwortete Dieser auf eine frostige Weise.

— Und ich, ich erkenne Sie, — sagte Faringhea, — ich habe Sie auf dem Schloß Cardoville an dem Tage gesehen, an welchem das Dampfsboot und der Dreimaster Schiffbruch gelitten.

— Auf dem Schlosse Cardoville? das ist möglich ... mein Herr, ich war in der That dort an einem Schiffbruchstage.

— Und an diesem Tage habe ich Sie bei Ihrem Namen genannt. Sie haben mich gefragt, was ich von Ihnen wollte ... ich habe Ihnen geantwortet: jetzt nichts ... Bruder; späterhin viel ... Die Zeit ist gekommen ... ich komme, um viel von Ihnen zu verlangen.

— Mein lieber Herr, — sagte Robin immer gleichgiltig, — behor wir diese, bis hierhin ziemlich dunkle Unterredung fortsetzen, wiederhole ich Ihnen, daß ich zu wissen wünschte, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen ... Sie haben sich hier unter dem Vorwande eines Auftrags von Herrn Josua Van-Dael ... eines ehrbaren Handelsmannes in Batavia, eingeführt, und ...

— Sie kennen die Handschrift des Herrn Josua? — sagte Faringhea, indem er Robin unterthrug.

— Ich kenne sie vollkommen.

— Sehen Sie her ...

Und der Meßias (er war ziemlich armelig auf europäische Weise gekleidet), nahm aus seiner Tasche die lange Perle, welche er Mahal, dem Schmuggler von Java, genommen hatte, nachdem er ihn auf dem

Strande von Batavia erdroffelt, und hielt diese Papiere Robin vor die Augen, ohne sie jedoch aus den Händen zu geben.

— Das ist in der That die Handschrift des Herrn Josua, — sagte Robin und streckte die Hand nach dem Briefe aus, welchen Faringhea rasch und vorsichtiger Weise wieder in seine Tasche steckte.

— Sie haben, mein lieber Herr, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, eine sonderbare Art und Weise, Aufträge auszurichten . . . — sagte Robin. — Da dieser Brief an mich gerichtet . . . und er Ihnen von Herrn Josua anvertraut worden ist . . . so müßten Sie . . .

— Dieser Brief ist mir nicht von Josua anvertraut worden, — sagte Faringhea, indem er Robin unterbrach.

— Wie befindet er sich dann in Ihren Händen?

— Ein Schmuggler von Java hatte mich verrathen; Josua hatte diesem Manne die Ueberfahrt nach Alexandrien bezahlt, und ihm diesen Brief übergeben, den er für die Briefpost nach Europa an Bord bringen sollte. Ich habe den Schmuggler erdroffelt, den Brief genommen, die Ueberfahrt gemacht . . . und da bin ich . . .

Der Erdroffeler hatte diese Worte mit einer wilden, grimmigsten Prahlerei ausgesprochen; sein stolzer und kühner Blick senkte sich nicht vor dem durchbohrenden Blicke Robins, der bei diesem seltsamen Geständnisse rasch den Kopf erhoben hatte, um diese Person zu beobachten.

Faringhea glaubte durch diese Art von grimmiger

Prableret Robin in Erstaunen zu versetzen oder einzuschüchtern; aber zu seiner großen Ueberraschung sagte der immer wie eine Leiche gleichgiltige Socius ganz einfach zu ihm:

— Ah! ... man erdrosselt also ... in Java?

— Und anderswo ... auch ... — antwortete Faringhea mit einem bitteren Lächeln.

— Ich mag Ihnen nicht glauben; ... aber ich finde Sie von erstaunenswürdiger Aufrichtigkeit, mein Herr ... Ihr Name? ...

— Faringhea.

— Nun denn! Herr Faringhea, was wollen Sie eigentlich? ... Sie haben sich durch ein abscheuliches Verbrechen eines an mich gerichteten Briefes bemächtigt; jetzt zögern Sie, ihn mir zu übergeben ...

— Weil ich ihn gelesen habe ... und weil er mir dienen kann.

— Ah! ... Sie haben ihn gelesen? — sagte Robin, einen Augenblick beunruhigt. — Dann begann er wieder: — Es ist wahr, nach Ihrer Art, die Beforgung des Briefwechsels Anderer zu übernehmen, kann man keine große Bescheidenheit von Ihrer Seite erwarten ... Und was haben Sie so Nützliches für Sie aus diesem Briefe des Herrn Josua erfahren?

— Ich habe erfahren, Bruder ... daß Sie, wie ich, ein Sohn des Guten Werkes sind.

— Von welchem guten Werke wollen Sie reden? — ragte Robin ziemlich erstaunt.

Faringhea antwortete mit einem bittern Sohne:

— Josua sagt Ihnen in seinem Briefe: Gehorsam und Muth, Verschwiegenheit und Geduld, List und Kühnheit, Einigkeit unter uns, die wir die Welt zum Vaterlande, zur Familie Alle unseres Ordens, und zur Königin Rom haben.

— Es ist möglich, daß Herr Josua mir das schreibt. Aber was schließen Sie daraus, mein Herr?

— Unser Werk hat, wie das Ihrige, Bruder, die Welt zum Vaterlande; wie Sie, haben wir zur Familie unsere Mitschuldigen, und zur Königin Bohwanie.

— Ich kenne diese Heilige nicht, — sagte Robin auf eine demüthige Weise.

— Es ist unser Rom, — antwortete der Erbroffeler, und er fuhr fort:

— Josua spricht Ihnen noch von denjenigen Ihres Ordens, welche, auf dem ganzen Erdballe verbreitet, an der Verherrlichung Roms, Ihrer Königin, arbeiten.

— Diejenigen unserer Verbindung arbeiten gleichfalls in verschiedenen Ländern an der Verherrlichung Bohwanie's.

— Und wer sind diese Söhne Bohwanie's, Herr Faringhea?

— Entschlossene, verwegene, geduldige, listige, beharrliche Männer, die, um das gute Werk triumphiren zu lassen, Vaterland, Vater und Mutter, Schwester und
Der ewige Jude. IV. Bb.

Bruder opfern, und die alle diejenigen als Feinde betrachten, welche nicht zu ihnen gehören!

— Es scheint mir viel Gutes in dem Beharrlichen und streng Ausschließenden dieses Werkes zu liegen, — sagte Robin mit einer bescheidenen und scheinheiligen Miene ... — Nur müßte man seine Absichten und seinen Zweck kennen.

— Wie Sie, Bruder, ... machen wir Leichen.

— Leichen! — rief Robin aus.

— In seinem Schreiben, — begann Faringhea wieder, — sagt Josua Ihnen: Der größte Ruhm unseres Ordens ist, aus dem Menschen eine Leiche *) zu machen. Unser Werk macht auch aus dem Menschen eine Leiche ... Der Tod der Menschen freuet Bohnanie.

— Aber, mein Herr, — rief Robin aus, — Herr Josua spricht von der Seele ... von dem Willen, von dem Gedanken, welche durch die Disciplin vernichtet werden müssen.

— Das ist wahr, die Euren tödten die Seele, ... wir tödten den Leib. Ihre Hand, Bruder, Ihr seid, wie wir, Menschenjäger.

*) Erinnern wir unsere Leser daran, daß die Lehre von dem passiven und unbedingten Gehorsam, dem Haupthebel der Gesellschaft Jesu, sich durch folgende schreckliche Worte des sterbenden Loyola ausdrückt: jedes Mitglied des Ordens sei in den Händen seiner Oberen wie ein Leichnam, *por-
lando ac cadaver*.

— Aber noch einmal, mein Herr, es handelst dich darum, den Willen, den Gedanken zu tödten, — sagte Robin.

— Und was sind der Seele, des Willens, der Gedanken beraubte Körper Anderes, als Leichen? ... Gehen Sie, gehen Sie, Bruder, die Todten, welche unsere Schlinge macht, sind nicht lebloser, nicht erstarrter als diejenigen, welche Eure Disciplin macht. Schlagen Sie ein, Bruder, ... Rom und Bohnanie sind Schwestern.

Trotz seiner scheinbaren Ruhe sah Robin nicht ohne einen geheimen Schrecken einen Elenden von Faringhea's Gattung in dem Besitze eines langen Briefes von Josua, in welchem nothwendiger Weise von Dialma die Rede sein mußte. Der Wahrheit nach hielt sich Robin für gewiß, den jungen Indier in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, am folgenden Tage in Paris zu sein; da er aber die Verbindungen nicht kannte, welche sich seit dem Schiffbruche zwischen dem Prinzen und dem Nestigen hätten anknüpfen können, so betrachtete er Faringhea als einen, wahrscheinlich sehr gefährlichen Menschen.

Je mehr der Socius in seinem Innern besorgt war, desto mehr affectirte er Ruhe und Geringschätzung. Er erwiderte demnach:

— Ohne Zweifel ist diese Aehnlichkeit zwischen Rom und Bohnanie sehr anziehend ... Aber, was schließen Sie daraus, mein Herr?

— Ich will Ihnen zeigen, Bruder, was ich bin, wessen ich fähig bin, um Sie zu überzeugen, daß es besser ist, mich zum Freunde zu haben, als zum Feinde.

— Mit andern Ausdrücken, mein Herr, — sagte Robin mit einem verächtlichen Spotte, — Sie gehören einer Mörder-Secte Indiens an, und Sie wollen mich durch ein klares Gleichniß das Schicksal des Mannes bedenken lassen, welchem Sie den an mich gerichteten Brief geraubt haben; ich meinerseits will mir erlauben, Ihnen in aller Demuth bemerklich zu machen, Herr Faringhea, daß man hier nicht erdroffelt, und daß, wenn Sie es sich etwa einfallen lassen, Jemanden aus Liebe zu Bohwanie, Eurer Gottheit, in eine Leiche verwandeln zu wollen, man Euch aus Liebe zu einer andern, im gemeinen Leben die Gerechtigkeit genannten Gottheit, den Hals abschneiden würde.

— Und was würde man mir denn thun, wenn ich versucht hätte, Jemanden zu vergiften?

— Ich mache Sie nochmals höflich darauf aufmerksam, Herr Faringhea, daß ich keine Zeit habe, Ihnen eine Vorlesung über das peinliche Gesetzbuch zu halten. Nur glauben Sie mir, widerstehen Sie der Versuchung, Jemanden, wer es auch sein möge, zu erdroffeln oder zu vergiften. Ein letztes Wort noch: wollen Sie mir die Briefe des Herrn Josua übergeben oder nicht?

— Die Briefe in Bezug auf den Prinzen Djalma? — sagte der Nestige.

Und er blickte Robin fest an, der, trotz einer gewal-

tigen und plötzlichen Angst, unerforschlich blieb, und auf die einfachste Weise von der Welt antwortete:

— Da ich den Inhalt der Briefe nicht kenne, welche Sie mir vorenthalten, mein Herr, so ist es mir unmöglich, Ihnen zu antworten. Ich bitte Sie, und im Nothfalle fordere ich Sie auf, mir diese Briefe zu geben ... oder sich von hier zu entfernen.

— Sie werden mich in einigen Minuten inständigst bitten, zu bleiben, Bruder.

— Ich zweifle daran.

— Einige Worte werden dieses Wunder hervorbringen ... Wenn ich Ihnen so eben von Vergiftung sprach, Bruder, so geschah es, weil Sie einen Arzt ... nach dem Schlosse Carboville gesandt haben, um für den Augenblick ... den Prinzen Djalma zu vergiften.

Unwillkürlich erbehte Robin unmerklich, und erwiderte:

— Ich verstehe nicht ...

— Es ist wahr; ich bin ein armer Ausländer, der ohne Zweifel eine sehr fremde Aussprache hat: indessen will ich versuchen, deutlicher zu sprechen. Ich kenne durch die Briefe Josuas das Interesse, welches Sie haben, daß der Prinz ... morgen nicht hier sei, und das, was Sie zu diesem Zwecke gethan haben. Verstehen Sie mich?

— Ich habe Ihnen nichts zu antworten.

Zwei an die Thür gethane Schläge unterbrachen die Unterhaltung.

— Herein, — sagte Robin.

— Der Brief ist an seine Adresse überbracht worden, mein Herr, — sagte ein alter Diener, indem er sich verbeugte, — hier ist die Antwort.

Robin nahm den Brief, welchen man ihm überreichte und, bevor er ihn aufbrach, sagte er höflich zu Faringhea:

— Sie erlauben, mein Herr?

— Geniren Sie sich nicht, — sagte der Nestige.

— Sie sind sehr gütig, — antwortete Robin, der, nachdem er gelesen hatte, rasch einige Worte unter die ihm überbrachte Antwort schrieb, und zu dem Bedienten sagte, indem er ihm dieselbe wieder einhändigte:

— Sendet dieses an dieselbe Adresse zurück.

Der Bediente verbeugte sich ehrerbietig und verschwand.

— Kann ich fortfahren? — fragte der Nestige Robin.

— Gewiß.

— Ich fahre also fort, — begann Faringhea wieder ... — Vorgestern, wo der Prinz, so verwundet er auch war, auf meinen Rath nach Paris abzureisen im Begriffe stand, ist ein schöner Wagen mit kostbaren, von einem unbekannten Freunde für Djalma bestimmten Geschenken angelangt. In diesem Wagen befanden sich zwei Männer: der eine war von dem unbekannten Freunde abgesandt; der andere war ein Arzt ... von Ihnen abgesandt, um Djalma zu versorgen, und ihn bis zu seiner Ankunft in Paris zu begleiten ... Das war mildbthätig, nicht wahr, Bruder?

— Fahren Sie in Ihrer Geschichte fort, mein Herr.

— Djalma ist gestern abgereist . . . Dadurch, daß er erklärte, die Wunde des Prinzen würde sich auf eine sehr gefährliche Weise verschlimmern, wenn er nicht während der ganzen Reise in dem Wagen ausgestreckt bliebe, hat sich der Arzt des, von dem unbekannten Freunde Abgesandten entledigt, der allein nach Paris zurückgereist ist; der Arzt hat nun auch mich entfernen wollen, aber Djalma hat so fest darauf bestanden, daß wir, der Arzt, der Prinz und ich, abgefahren sind. Gestern Abend langten wir halb Weges an; der Arzt fand, daß man die Nacht in einem Wirthshause zubringen müßte: wir hätten, — sagte er, — alle Zeit, heute Abend in Paris angelangt zu sein, da der Prinz erklärt hatte, daß er durchaus am 12. Abends in Paris sein müßte. Der Arzt hatte sehr darauf bestanden, allein mit dem Prinzen abzureisen. Ich wußte aus dem Briefe Josuas, daß Ihnen viel daran lag, daß Djalma nicht am 13. hier wäre; da stieg Verdacht in mir auf; ich habe diesen Arzt gefragt, ob er Sie kenne; er hat mir verlegen geantwortet; . . . nun habe ich statt Verdacht Gewißheit gehabt . . . In dem Wirthshause angelangt, bin ich, während der Arzt bei Djalma war, in das Zimmer des Doctors gegangen, und habe ein mit mehreren Flaschen angefülltes Kästchen untersucht, das er mitgebracht hatte; das eine von ihnen enthielt Opium . . . Ich habe errathen.

— Was haben Sie errathen, mein Herr?

— Sie sollen es gleich wissen . . . Bevor er sich

entfernte, sagte der Arzt zu Djalma: — „Ihre Wunde ist in gutem Zustande, aber die Beschwerde der Reise könnte sie entzünden; es wird gut sein, daß Sie morgen im Laufe des Tages einen beruhigenden Trank nehmen, den ich heute Abend zubereiten will, um ihn in dem Wagen bereit zu haben ...“ Die Berechnung des Arztes war einfach, — fügte Faringhea hinzu, — am folgenden Tage (was heute ist) nahm der Prinz den Trank gegen vier bis fünf Uhr Abends, ... bald darauf schlief er fest ein ... Besorgt, ließ der Arzt am Abend den Wagen halten ... erklärte, daß Gefahr vorhanden sei, die Reise fortzusetzen ... brachte die Nacht in einem Wirthshause zu, und setzte sich an das Bett des Prinzen, dessen Schlaffucht erst zu der Stunde aufgehört hätte, welche Ihnen recht war. Das war Ihre Absicht; sie hat mir geschickt entworfen geschienen, ich habe mich Ihrer für mich selbst bedienen wollen, und es ist mir gelungen.

— Alles, was Sie da sagen, mein lieber Herr, — sagte Robin, indem er an seinen Nägeln knaute, — ist hebräisch für mich.

— Ohne Zweifel immer wegen meiner Aussprache ... aber, sagen Sie mir doch ... kennen Sie array-mow?

— Nein.

— Das ist mir leid, es ist ein vortreffliches Erzeugniß der Insel Java, die so fruchtbar an Giften ist.

— Ei! was kümmert mich das, — sagte Robin mit

einer barschen Stimme, indem er mit Mühe seine zunehmende Angst verbergen konnte.

— Das geht Sie viel an. Wir Söhne Bohnwank's haben einen Abscheu vor dem Blutvergießen, — begann Faringhea wieder; — aber um ungestraft die Schlinge um den Hals unserer Opfer zu legen, warten wir ab, bis sie eingeschlafen sind ... Wenn ihr Schlummer nicht fest genug ist, so vermehren wir ihn nach unserm Gefallen; wir sind sehr gewandt in unserem Werke, die Schlange ist nicht schlauer, der Löwe nicht verwegen. Djalma trägt unsere Zeichen ... Das array-mow ist ein unbetastbares Pulver; wenn man davon einige Theilchen während des Schlafes einathmen läßt, oder davon unter den Tabak einer Pfeife, wenn man wacht, mischt, so stürzt man sein Opfer in eine Schlaffucht, der nichts es zu entreißen vermag. Wenn man fürchtet, auf einmal eine zu starke Dosis zu geben, so läßt man davon mehrere Male während des Schlummers einathmen, und man verlängert ihn auf diese Weise ohne Gefahr so lange Zeit, als der Mensch ohne zu essen und zu trinken bleiben kann ... ungefähr dreißig bis vierzig Stunden ... Sie sehen, wie plump die Anwendung des Opiums neben diesem göttlichen Schlafmittel ist ... Ich hatte davon eine gewisse Quantität von Java mitgebracht ... aus bloßer Neugierde ... ohne das Gegengift zu vergessen.

— Ah! es giebt ein Gegengift, — sagte Robin unwillkürlich.

— Wie es Leute giebt, die ganz das Gegentheil von dem sind, was wir sind, Bruder des guten Werkes . . . Die Javanesen nennen den Saft dieser Wurzel Toub oe; er verscheucht die von dem array-mow verursachte Erstarrung, wie die Sonne die Wolken verscheucht . . . Da ich nun gestern Abend der Pläne Ihres Abgesandten auf Djalma gewiß war, so habe ich gewartet, bis dieser Arzt zu Bette gegangen, eingeschlafen wäre . . . Ich habe mich kriechend in sein Zimmer geschlichen . . . und habe ihn eine solche Dosis array-mow einathmen lassen . . . daß er noch jetzt schlafen muß . . .

— Unglücksfeller! — rief Robin immer entseßter über diese Erzählung aus, denn Faringhea versetzte den Umtrieben des Socius und seiner Freunde einen schrecklichen Schlag. — Aber Ihr riskirtet, diesen Arzt zu vergiften!

— Bruder, . . . wie er Djalma zu vergiften riskirte; heute Morgen sind wir also abgereist, indem wir Ihren Arzt, in einen tiefen Schlaf versunken, in dem Wirthshause ließen. Ich habe mich allein mit Djalma in dem Wagen befunden. Er rauchte wie ein wahrer Indier; einige unter den Tabak, mit dem ich seine lange Pfeife gestopft hatte, gemischte Stäubchen array-mow haben ihn zuvörderst eingeschlafert . . . Eine neue Dosis, die er eingeathmet hat, haben ihn in einen tiefen Schlaf versenkt, und in diesem Augenblicke befindet er sich in dem Wirthshause, in welchem wir abgestiegen sind. Jetzt, Bruder, hängt es von mir ab, Djalma in seine

Betäubung versunken zu lassen, die bis morgen Abend dauern wird, . . . oder ihn augenblicklich aus derselben zu reißen . . . Demnach also, je nach dem Sie meiner Forderung entsprechen werden oder nicht, wird Djalma morgen früh in der Straße Saint-François Nr. 3 sein, oder nicht.

Indem er dieses sagte, zog Faringhea Djalma's Medaille aus seiner Tasche, und sagte zu Robin, indem er sie ihm zeigte:

— Sie sehen, ich sage Ihnen die Wahrheit . . . Während Djalma's Schlummer habe ich ihm die Medaille genommen, die einzige Andeutung, die er von dem Orte hat, wo er sich morgen früh befinden soll . . . ich schliesse also damit, womit ich begonnen habe, indem ich Ihnen sagte: — „Bruder, ich komme, viel von Ihnen zu verlangen!“

Seit einigen Augenblicken kauete Robin nach seiner Gewohnheit, wenn er von einer stummen und unterdrückten Wuth befallen war, an den Nägeln bis aufs Blut.

In diesem Momente wurde die Glocke der Pförtner-Stube dreimal, in eigenthümlichen Zwischenräumen, gezogen.

Robin schien auf diesen Klang nicht zu achten, und doch leuchtete plötzlich ein Funken in seinen kleinen Schlangenaugen, während Faringhea ihn mit gekreuzten Armen und mit einem Ausdrücke triumphirender und geringschätzender Ueberlegenheit anblickte.

Der Socius senkte den Kopf, schwieg fortwährend, nahm maschinenmäßig eine Feder von seinem Schreibtische und kaudete während einiger Secunden an ihrer Fähe, indem es den Anschein hatte, das ihm von Faringhea so eben Gesagte reiflich in Ueberlegung zu ziehen. Endlich, die Feder auf seinen Schreibtisch werfend, wandte er sich plötzlich nach dem Nestizen um, und sagte mit einer höchst verächtlichen Miene zu ihm:

— Ah so! Herr Faringhea, meinen Sie etwa, sich mit Ihren Geschichten über die Leute lustig zu machen?

Trotz seiner Frechheit, verwirrt, wich der Nestize um einen Schritt zurück.

— Wie, mein Herr? — begann Robin wieder, — Sie kommen hier in ein achtbares Haus, um sich zu rühmen, einen Briefwechsel gestohlen, Diesen da erbrockelt, Jenen mit einem Narcoticum vergiftet zu haben? Aber das ist Wahnsinn, Herr; ich habe Sie bis ans Ende anhören wollen, um zu sehen, bis wie weit Sie die Frechheit treiben würden . . . denn nur ein abscheulicher Bösewicht kann mit so entsetzlichen Missethaten groß thun; aber ich will gern glauben, daß sie nur in Ihrer Einbildung bestehen.

Indem er diese Worte mit einer Art von Aufregung aussprach, die ihm nicht gewöhnlich war, stand Robin auf, und näherte sich auf- und abgehend allmählig dem Kamine, während Faringhea, sich von seinem Erstaunen nicht erholend, ihn schweigend anblickte; indessen, nach

Verlauf einiger Augenblicke, erwiderte er mit einer finstern und grimmigen Miene:

— Nehmen Sie sich in Acht, Bruder . . . zwingen Sie mich nicht Ihnen zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

— Gehen Sie doch, mein Herr, man muß von den Antipoden kommen, um zu glauben, die Franzosen so leicht hinter das Licht führen zu können. Sie haben, wie Sie sagen, die Klugheit der Schlange und den Muth des Löwen. Ich weiß nicht, ob Sie ein muthiger Löwe sind; was aber die kluge Schlange anlangt . . . so sage ich, nein! . . . Wie? Sie haben einen Brief des Herrn Josua in der Tasche, der mich compromittiren kann (angenommen, daß alles das keine Fabel sei); der Prinz Djalma ist in eine Betäubung versenkt, die meinen Plänen dient und aus der Sie ihn allein zu reißen vermögen. Sie können endlich, wie Sie sagen, meinen Interessen einen schrecklichen Schlag versetzen, und Sie überlegen nicht, schrecklicher Löwe, schlaue Schlange, daß es sich für mich nur darum handelt, vier und zwanzig Stunden zu gewinnen. Nun aber kommen Sie aus der Tiefe von Indien nach Paris, Sie sind ein Fremder und Jedermann unbekannt. Sie halten mich für einen eben so großen Bösewicht, als Sie sind, da Sie mich Bruder nennen, und Sie bedenken nicht, daß Sie hier in meiner Gewalt sind; daß diese Straße öde, dieses Haus abgelegen ist, daß ich hier auf der Stelle drei bis vier Personen haben kann, die im Stande

sind, Sie in einer Secunde zu knebeln, so ein großer Erdrosseler Sie auch sein mögen? . . . und das nur, indem ich diesen Schellenzug ziehe, — fügte Robin hinzu, indem er ihn in der That in die Hand nahm.

— Haben Sie doch keine Furcht, — fügte er mit einem teuflischen Lächeln hinzu, als er Faringhea eine Bewegung der Ueberraschung und des Entsetzens machen sah; — würde ich Sie etwa warnen, wenn ich derartig handeln wollte? . . . Lassen Sie hören, antworten Sie mir . . . Einmal geknebelt und vier und zwanzig Stunden lang an einen sicheren Ort gebracht, wie würden Sie mir da schaden können? Wäre es mir dann nicht leicht, mich der Papiere Josua's, der Medaille Djalma's zu bemächtigen, der, bis morgen Abend in seinen tiefen Schlaf versenkt, mich nicht mehr beunruhigen würde? . . . Sie sehen also wohl, mein Herr, daß Ihre Drohungen eitel sind . . . weil sie auf Lügen beruhen, weil es nicht wahr ist, daß der Prinz Djalma hier und in Ihrer Gewalt ist . . . Gehen Sie . . . packen Sie sich fort von hier . . . und wenn Sie ein anderes Mal betrügen wollen, so wählen Sie sich Ihre Leute besser.

Faringhea blieb von Bestürzung betroffen: Alles, was er so eben gehört hatte, schien ihm sehr wahrscheinlich; Robin konnte sich seiner, Josua's Briefe, Djalma's Medaille bemächtigen, und indem er ihn als Gefangenen zurückhielt, Djalma's Erwachen unmöglich machen, und

dennoch befahl Robin ihm, Faringhea, der sich für so furchtbar hielt, fortzugehen.

Bemüht, die Gründe des unerklärlichen Benehmens des Socius aufzufinden, glaubte der Nestige, und er konnte nicht gut anders schließen, daß Robin, ungeachtet der Beweise, die er brachte, daran zweifelte, daß Djalma in seiner Gewalt sei; auf diese Weise ließ sich die Nichtachtung des Correspondenten Josua's natürlich erklären.

Robin führte einen kühnen und sehr geschickten Streich aus: indem er mit zorniger Miene noch immer zwischen den Zähnen zu murmeln schien, beobachtete er heimlich, aber mit verschlingender Angst die Gesichtszüge des Erbrochters.

Dieser, beinahe überzeugt den geheimen Beweggrund von Robins Benehmen durchschaut zu haben, versetzte:

— Ich werde gehen ... aber noch ein Wort ... Sie glauben, daß ich lüge ...

— Gewiß! Sie haben mir ein Gewebe von Fabeln vorgehalten; ich habe viele Zeit verloren, sie anzuhören; erlassen Sie mir den Rest ... Es ist spät, lassen Sie mich gefälligst allein.

— Eine Minute noch ... — sagte Faringhea, — ich sehe, Sie sind ein Mann, dem ... man nichts zu verheimlichen braucht. In diesem Augenblicke kann ich von Djalma nichts ... als eine Art Almosen und eine niederdrückende Verachtung erwarten; denn bei seinem Charakter ihm sagen: gieb mir viel, denn als ich Dich verrathen konnte, habe ich es nicht gethan, ... heiße seinen

Jorn und seine Verachtung mir zuziehen . . . Ich hätte ihn zwanzig Mal tödten können, aber seine Stunde hat noch nicht geschlagen, — sagte der Erbroßeler mit finsterrer Miene, — aber um diese abzuwarten . . . und andere verhängnißvolle Tage, brauche ich Geld, vieles Geld . . . Sie allein können mir dieses geben, indem Sie meine Verrätherei gegen Djalma bezahlen, weil nur Sie Nutzen daraus ziehen können. Sie lehnen es ab, mich anzuhören, weil Sie mich für einen Lügner halten . . . Ich habe die Adresse des Gasthauses mitgebracht, wo wir abgestiegen sind, hier ist sie. Senden Sie Jemand hin, um sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, dann werden Sie mir glauben; aber der Preis meiner Verrätherei wird hoch sein. Ich habe es Ihnen gesagt, ich werde viel von Ihnen fordern . . .

Bei diesen Worten reichte Faringhea Robin eine gedruckte Adresse hin; der Socius, der mit dem Augenwinkel allen Bewegungen Faringhea's folgte, stellte sich, als ob er ganz in sich versunken, nichts hörte und antwortete nichts.

— Nehmen Sie diese Adresse und überzeugen Sie sich, daß ich nicht lüge, — fuhr Faringhea fort, indem er Robin von Neuem die Adresse hinreichte.

— Nun . . . was giebt's? — sagte Dieser, indem er heimlich einen flüchtigen Blick auf die Adresse warf, die er begierig las, ohne sie jedoch anzurühren.

— Lesen Sie diese Adresse, — wiederholte der Reizige, — und Sie können sich versichern, daß . . .

— In der That, mein Herr! — schrieb Robin, indem er mit der Hand die Adresse zurückstieß, — Ihre Unverschämtheit setzt mich in Staunen. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts mit Ihnen gemein haben mag. Zum letzten Male bitte ich Sie, fortzugehen . . . Ich weiß nicht, was Sie von einem Prinzen Osalma erwähnen . . . Sie können mir schaden, sagen Sie; schaden Sie mir denn, geniren Sie sich nicht, aber in des Himmels Namen verlassen Sie dies Zimmer.

Bei diesen Worten klingelte Robin heftig.

Faringhea machte eine Bewegung, als ob er sich zur Vertheidigung anschickte.

Ein alter Diener mit einem gutmüthigen, gefälligen Gesicht erschien sogleich.

— Papierre, leuchte dem Herrn, — sagte Robin, indem er mit der Hand auf Faringhea deutete.

Dieser, von der Ruhe Rodins in Angst versetzt, zögerte hinauszugehen.

— Aber, mein Herr, — sagte Robin, indem er seine Verwirrung und sein Zögern bemerkte, — worauf warten Sie? Ich wünsche allein zu sein . . .

— Also, mein Herr, — sagte Faringhea, indem er sich langsam und rücklings entfernte, — Sie schlagen mein Anerbieten aus? Hüten Sie sich . . . morgen wird es zu spät sein.

— Mein Herr, Ihr unterthäniger Diener, — dabei verbeugte sich Robin ganz höflich.

Der Erdroßler ging hinaus. Die Thür schloß sich hinter ihm.

In demselben Augenblicke erschien der Pater d'Agriigny auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers. Sein Gesicht war bleich und verstört.

— Was haben Sie gemacht? — sagte er zu Robin.

— Ich habe Alles gehört ... Dieser Elende, unglücklicher Weise bin ich dessen gewiß, sagte die Wahrheit ... Der Indier ist in seiner Gewalt; er wird sich wieder mit ihm vereinigen ...

— Ich hoffe es nicht! — sagte Robin, indem er sich ehrerbietig neigte, und seine ernste und unterwürfige Miene wieder annahm.

— Und wer wird diesen Menschen hindern, sich mit dem Prinzen zu vereinigen?

— Erlauben Sie ... Als man diesen abscheulichen Verbrecher bei mir einführte, habe ich ihn gleich erkannt, und sogleich, bevor ich mich mit ihm unterhielt, flüchtig etliche Zeilen an Morok geschrieben, der im untern Saale nebst Goliath wartete, bis Ew. Ehrwürden Muße haben würden, sie zu sehen; später, im Laufe des Gesprächs, als man mir Moroks Antwort brachte, der meine Befehle erwartete, und als ich sah, welche Wendung die Sache nahm, habe ich ihm neue Instruktionen gegeben.

— Und wozu wird dies Alles nützen, da der Mensch hier aus dem Hause fort ist?

— Ew. Ehrwürden werden vielleicht gnädigst bemerken, daß er nicht fortgegangen ist, ohne mir die Adresse des Hotels zu geben, wo der Indier sich befindet, und dies in Folge meiner unschuldigen Kriegslust der Verachtung . . . Wäre sie fehlgeschlagen, siele Faringhea noch immer in Goliaths und Moroks Hände, die ihm, einige Schritte von der Thür, in der Straße aufpaßten. Aber wir würden sehr in Verlegenheit gewesen sein, denn wir hätten nicht gewußt, wo der Prinz Djalma wohnte.

— Abermals eine Gewaltthat! — sagte der Vater d'Aigrigny mit Widerwillen.

— Es ist zu bedauern . . . sehr zu bedauern — erwiderte Robin, — aber man hat nun einmal dem bis jetzt befolgten System nachkommen müssen.

— Wollen Sie damit mir einen Vorwurf machen? — sagte der Vater d'Aigrigny, und fing an zu begreifen, daß Robin wohl noch etwas Anderes als eine Schreibemaschine sei.

— Ich würde mir dies nie gegen Ew. Ehrwürden erlauben, — sagte Robin, indem er sich beinahe bis zur Erde bückte; — aber es handelte sich blos darum, diesen Menschen 24 Stunden festzuhalten.

— Und hernach? — Seine Klagen?

— Ein solcher Bandit wird nicht sich zu beklagen wagen; außerdem ist er ja frei von hier weggegangen. Morok und Goliath werden, sobald sie ihn gepackt, ihm die Augen verbinden. Das Haus hat einen Eingang in

der Straße Vielle-des-Ursins. Zu dieser Stunde, und bei diesem stürmischen Wetter, geht kein Mensch in diesem einsamen Quartier zufällig vorüber. Der Weg dahin wird diesen Wicht ganz irre machen; man wird ihn in den Keller des neuen Gebäudes bringen, und morgen, zu gleicher Stunde der Nacht, wird man unter ähnlichen Vorichtsmaßregeln ihn wieder in Freiheit setzen. — Den Indier wissen wir jetzt zu finden . . . man darf nur eine vertraute Person hinschicken, und wenn er aus seiner Schlafsucht erwacht, . . . so giebt es ein sehr einfaches und keineswegs gewaltsames Mittel, meinem geringen Verstande nach, — sagte unterwürfig Robin, — ihn morgen den ganzen Tag von der Straße Saint-François entfernt zu halten.

— Der nämliche Diener mit der gutmüthigen Miene, welcher Faringhea eingeführt und fortgeführt hatte, trat wieder in das Kabinet, nachdem er zuvor beschelben angeklopft hatte; in der Hand hielt er eine Art kleiner Jagdtasche von Damhirschfell, welche er Robin übergab, indem er sagte:

— Dies hat Herr Morot so eben überbracht, er kam jurück durch die alte Straße.

Der Diener entfernte sich wieder.

Robin öffnete die Tasche und sagte zum Vater d'Algrigny, indem er ihm die Gegenstände zeigte:

— Die Medaille und der Brief Josua's . . . Morot war geschickt und schnell.

— Wieder eine Gefahr beseitigt, — sagte der Mar-

quis, — schade, daß man auf solche Weise dazu gelangen mußte . . .

— Wem kann man darüber Vorwürfe machen, als diesem Elenden, der uns in die Nothwendigkeit versetzt, solche Mittel anzuwenden? Ich werde sogleich Jemand in das Hotel des Indiers abschicken.

— Und um sieben Uhr werden Sie Gabriel in die Straße Saint-François führen; dort werde ich mit ihm die Unterredung haben, um die er seit drei Tagen mich so inständig bittet.

— Ich habe ihn davon diesen Abend benachrichtigen lassen, er wird sich Ihrem Befehle gemäß einfinden.

— Endlich, — sagte der Pater d'Aigrigny, — nach so vielen Kämpfen, so vielen Besorgnissen, so vielen Widerwärtigkeiten, trennen uns nur noch wenige Stunden von dem Augenblicke, den wir schon so lange erwarteten.

.
Wir werden nun den Leser nach dem Pause in der Straße Saint-François führen.

Dritte Abtheilung.

Der dreizehnte Februar.

XVII.

Das Haus der Straße Saint-François.

Wenn man durch die Straße Doré (in dem Quartier Marais) in die Straße Saint-Gervais trat, befand man sich, zu der Zeit dieser Erzählung, einer Mauer von einer ungeheuren Höhe, von schwarzen und durch die Jahre verwitterten Steinen, gegenüber, welche fast die ganze Länge dieser öden Straße einnahm; diese Mauer diente einer Terrasse zur Strebemauer, die von um mehr als vierzig Fuß hoch über dem Pflaster wurzelnden, hundertjährigen Bäumen beschattet wurde. Durch ihre dichten Zweige erschien der steinerne Giebel, das spitzige Dach und die großen Rauchfänge von Backsteinen eines alterthümlichen Hauses, dessen Eingang in der Straße Saint-François Nr. 3., nicht weit von der Ecke der Straße Saint-Gervais, gelegen war.

Es gab nichts Traurigeres, als das Äußere dieser

Wohnung. Auch auf dieser Seite befand sich eine sehr hohe Mauer, in welcher zwei bis drei kleine Fenster, eine Art von furchtbar vergitterten Schießscharten, angebracht waren. Ein mit Eisen und ungeheuren Nägelknöpfen beschlagenes Einfahrtsthor von massivem Eichenholz, dessen ursprüngliche Farbe seit langer Zeit unter einer dicken Kruste von Roth, Staub und Rost verschwand, rundete sich oben ab, und schloß sich an das Thorgewölbe an, das einer tiefen Halle glich, so sehr dick waren die Mauern; in einem der breiten Flügel dieses massiven Thores öffnete sich eine zweite kleine Thür, welche dem Juden Samuel, dem Aufseher dieser finsternen Wohnung, zum Eingange diente.

Wenn man die Schwelle überschritten, so gelangte man unter ein, durch das auf die Straße gehende Gebäude gebildetes Gewölbe. In diesem Gebäude war Samuels Wohnung angebracht; die Fenster gingen auf einen inneren, sehr geräumigen, durch ein Gitter abgetheilten Hof, jenseits dessen man einen Garten sah.

In der Mitte dieses Gartens stand ein zweistöckiges Haus von Quadersteinen, welches auf eine so wunderliche Weise erhöht war, daß man eine doppelte Treppe von zwanzig Stufen hinaufsteigen mußte, um bis zu der seit hundert und fünfzig Jahren vermauerten Thür zu gelangen.

Die Fensterläden dieser Wohnung waren durch breite und dicke Bleiplatten ersetzt worden, die hermetisch verlöthet waren, und durch eiserne, in der Mauer befestigte

Rahmen gehalten wurden. Außerdem war endlich, um Luft und Licht gänzlich abzuhalten, und auf diese Weise jedem inneren oder äußeren Verfall vorzubeugen, das Dach wie die hohen, zuvor verstopften und vermaurerten Backsteinrauchfänge mit dicken Bleiplatten bedeckt worden.

Dasselbe Verfahren hatte man für die Verschließung eines kleinen, viereckigen, auf dem Giebel des Hauses gelegenen Belvédères angewandt, indem man sein Glashaus mit einer Art von, an das Dach gelötheten Kappe überzogen hatte. Nur war, in Folge einer seltsamen Laune, jede der vier Bleiplatten, welche die, nach den vier Himmelsgegenden gehenden Seiten dieses Belvédères bedeckten, mit sieben kleinen, in Gestalt eines Kreuzes angebrachten, runden Löchern durchbohrt, was man leicht von Außen erkannte.

Ueberall anderswo waren die verbleiten Füllungen der Fenster durchaus ganz. In Folge dieser Vorsichtsmaßregeln und der festen Bauart dieser Wohnung waren kaum einige äußere Ausbesserungen nöthig gewesen, und die gänzlich dem Einflusse der äußeren Luft entzogenen Zimmer mußten nach anderthalb Jahrhunderten eben so unverfehrt sein, als bei ihrer Schließung.

Der Anblick gespaltenen Mauern, wurmförmiger und zerbrochener Läden, eines halb eingefallenen Daches, mit Mauerpflanzen bedeckter Fenster wäre vielleicht minder traurig gewesen, als dieses mit Eisen und Blei bedeckte, wie ein Grab erhaltene Haus von Stein.

Der gänzlich unbebaute Garten, welchen der Aufseher Samuel nur betrat, um seine wöchentlichen Besichtigungen anzustellen, bot, besonders während des Sommers, ein unglaubliches Durcheinander von Smaragdepflanzen und Gestrüpp. Die sich selbst überlassenen Bäume waren nach allen Richtungen hin gewachsen und hatten ihre Zweige verflochten; einige wilde Weinreben, die sich durch Schößlinge fortgepflanzt, hatten, anfangs auf dem Boden bis zu dem Fuße der Bäume hintriechend, dann ihre Stämme umschlungen, und bis auf die höchsten Zweige das unauflösliche Netz ihrer Reben ausgebreitet.

Man konnte durch diesen Urwald nur auf einem Fußpfade schreiten, welchen der Aufseher angebracht hatte, um von dem Gitter nach dem Hause zu gehen, dessen, für das Abfließen des Wassers ein wenig abschüssig angelegte Zugänge auf einer Breite von ungefähr zehn Fuß sorgfältig mit Platten belegt waren.

Ein anderer kleiner, längs der Ringmauer angelegter Rundweg war jede Nacht von zwei bis drei ungeheuren pyrenäischen Hundebegangen, deren treues Geschlecht sich auch seit anderthalb Jahrhunderten in diesem Hause fortgepflanzt hatte.

Das war die zum Zusammenkunftsorte der Nachkommen der Familie Rennepont bestimmte Wohnung.

Die Nacht, welche den 12. Februar von dem 13. trennte, nähete ihrem Ende.

Die Ruhe folgte dem Sturme, der Regen hatte auf-

gehört; der Himmel war rein, gestirnt; der abnehmende Mond leuchtete mit einem milden Glanze und warf einen melancholischen Schein auf diese verlassene, schwelgende Wohnung, deren Swelle seit so vielen Jahren kein menschlicher Fuß überschritten hatte.

Ein heller, aus einem der Fenster der Wohnung des Aufsehers strahlender Schein zeigte an, daß der Jude Samuel noch wache.

Man denke sich ein ziemlich geräumiges, von oben bis unten mit einem alten Getäfel von Rußbaumholz ausgeschlagenes Zimmer, welches durch das Alterthum beinahe schwarzbraun geworden war; zwei halberlöschene Klöße rauchten in dem Kamine in der Mitte kaltgewordener Asche; auf dem Gesimse dieses, wie grauer Granit angemalten steinernen Kamines sah man einen eisernen Leuchter, auf welchem ein dünnes, mit dem Löschhorne bedecktes Talgllicht steckte, und neben ein Paar doppel-läufigen Pistolen ein Waidmesser mit scharfer Klinge, dessen eiselirter Bronzegriff dem 17. Jahrhunderte angehörte; außerdem stand eine schwere Büchse an einen der Pfeiler des Kamins gelehnt.

Vier Schängel ohne Lehne, ein alter eigener Schrank und ein viereckiger Tisch mit gewundenen Füßen möblirten allein dieses Zimmer. An dem Getäfel waren symmetrisch Schlüssel von verschiedener Größe aufgehängt; ihre Gestalt zeugte von ihrem Alterthume; verschiedene Zettel waren an ihre Ringe befestigt.

Die hintere Wand des alten Eichenschrankes, mit

einem geheimen Schlosse und beweglich, war in einen Falz zur Seite geschoben, und man erblickte eine, in der Mauer befestigte, breite und tiefe eiserne Kasse, deren offenstehende Flügelthüren den wundervollen Mechanismus eines jener florentinischen Schlösser des 16. Jahrhunderts zeigten, die besser als alle neueren Erfindungen dem Einbruche Troß boten, und die außerdem nach den Meinungen der Zeit durch eine dicke Fütterung von Asbestleinwand, die ziemlich weit von den Wänden der Kasse an Goldfäden aufgespannt war, die Gegenstände, welche sie enthielt, im Falle einer Feuersbrunst unbrennlich machte.

Ein großes, aus dieser Kasse genommenes und auf einen Schämel gestelltes Kästchen von Cedernholz enthielt zahlreiche, sorgfältig geordnete und überschriebene Papiere.

Bei dem Scheine einer kupfernen Lampe war der alte Aufseher Samuel damit beschäftigt, in ein kleines Contobuch dasjenige niederzuschreiben, was ihm seine Frau Bethseba, eine Schreibtafel ablesend, dictirte.

Samuel war damals ungefähr zwei und achtzig Jahr alt, und trotz diesem hohen Alter bedeckte ein Wald grauer und krauser Haare sein Haupt; er war klein, mager, kräftig, und die unwillkürliche Lebhaftigkeit seiner Bewegungen bewies, daß die Jahre seine Energie und seine Thätigkeit noch nicht geschwächt hätten, obgleich er in dem Quartier, in welchem er außerdem sehr selten erschien, sich den Anschein gab, beinahe kindisch zu sein, wie Robin es zu dem Pater d'Aigrigny gesagt hatte.

Ein alter Schlafrock von kastanienbraunem Velour, mit weiten Ärmeln, hüllte den Greis gänzlich ein und fiel bis auf seine Füße herab.

Samuels Züge boten den reinen und orientalischen Grundzug seines Stammes: seine Gesichtsfarbe war matt und gelblich, er hatte eine Adlernase und sein Athem war von einem kleinen weißen Barte beschattet; seine hervorstehenden Backenknochen warfen einen ziemlich harten Schatten auf seine hohlen und runzeligen Wangen. Seine Züge waren voller Verstand, Schlaueheit und Scharfsinn. Seine breite und hohe Stirn zeugte von Rechtschaffenheit, Offenherzigkeit und Festigkeit; seine schwarzen, und wie die der Araber glänzenden Augen hatten einen zugleich durchdringenden und sanften Ausdruck.

Seine Frau Bethseba, um fünfzehn Jahre jünger als er, war von hoher Gestalt und gänzlich schwarz gekleidet. Eine platte Haube von gestärktem Schleiertuche, welche an die strenge Kopfbedeckung der gravitätischen holländischen Matronen erinnerte, umgab ihr bleiches und ernsthaftes Gesicht, das früher eine seltene und stolze Schönheit, von einem ganz biblischen Charakter gezeigt hatte; einige Falten der Stirn, die von einem fast beständigen Runzeln ihrer grauen Augenbrauen herrührten, bezeugten, daß sich diese Frau oft unter dem Druck einer unendlichen Traurigkeit befand.

Gerade in diesem Momente verriethen Bethseba's Züge einen unaussprechlichen Schmerz: ihr Blick war starr, ihr Haupt auf ihren Busen gesenkt; sie hatte ihre

rechte Hand, mit welcher sie eine kleine Schreibtafel hielt, auf ihren Schooß zurückstrecken lassen; mit ihrer anderen Hand drückte sie eine dicke Flechte rabenschwarzer Haare, die sie um ihren Hals trug. Diese dicke Flechte war mit einem goldenen Schlosse, einen Zoll ins Gevierte, versehen; unter einer Krystallplatte, welcher dasselbe auf der einen Seite wie ein Reliquientästchen bedeckte, sah man ein viereckig zusammengelegtes Stückchen Leinwand, das fast ganz mit Flecken von einem dunklen Roth, der Farbe des seit langer Zeit getrockneten Blutes, bedeckt war.

Nach einem Momente des Schweigens, während dessen Samuel in sein Conto-Buch einschrrieb, sagte er mit lauter Stimme, indem er das, was er geschrieben hatte, überlas:

— Andererseits fünftausend Stück österreichische Metalliques zu tausend Gulden, und das Datum des 19. Octobers 1826.

Nach dieser Aufzählung fügte Samuel hinzu, indem er den Kopf erhob und sich an seine Frau wandte:

— Ist das so richtig, Bethseba? hast Du die Schreibtafel verglichen?

Bethseba antwortete nicht.

Samuel blickte sie an, und da er sie unendlich niedergeschlagen sah, sagte er mit einem Ausdrücke besorgter Zärtlichkeit zu ihr:

— Was hast Du? ... mein Gott, was hast Du?

— Der 19. October ..., 1826 ... — sagte sie auf

eine langsame Weise, und indem sie die Flechte schwarzer Haare, welche sie um ihren Hals trug, noch fester in ihre Hand schloß, — das ist ein trauriges Datum . . . Samuel . . . sehr traurig . . . es ist das des letzten Briefes, welchen wir von . . .

Bethseba vermochte nicht fortzufahren, sie ließ ein langes Stöhnen aus und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

— Ach . . . ich verstehe Dich, — erwiderte der Greis mit einer bewegten Stimme, — ein Vater kann durch ernste Sorgen zerstreut sein, aber, ach! das Herz einer Mutter ist immer wach.

Und indem er seine Feder auf den Tisch warf, stützte Samuel seine Stirn niedergeschlagen auf seine Hände.

Wie, als ob sie sich in diesen grausamen Erinnerungen schmerzlich gefallen hätte, begann Bethseba bald wieder:

— Ja . . . dieser Tag ist der letzte unseres Sohnes, unser Abel hatte uns aus Deutschland geschrieben, daß er nach Deinen Aufträgen die Gelder angelegt hätte, welche er von hier mitgenommen hatte, . . . und daß er im Begriffe stände, sich wegen eines anderen Geschäfts nach Polen zu begeben.

— Und in Polen . . . hat er den Tod eines Märdtyrers gefunden, — erwiderte Samuel, — ohne Beweggrund, ohne Beweis, denn nichts war falscher, man hat ihn ungerechter Weise beschuldigt, daß er gekommen wäre, um den Schmuggelhandel zu organisiren . . . und in-

XVIII.

Soll und Haben.

Einige Augenblicke lang starrten Samuel und Bethseba regungslos mit einem besorgten Entsetzen die sieben lichtvollen Punkte an, welche mitten in der lezten Finsterniß der Nacht auf dem Gipfel des Belvederes strahlten, während hinter dem Hause ein bleicher rothger Schimmer die anbrechende Morgendämmerung verkündete.

Samuel brach zuerst das Schweigen, und sagte, indem er mit der Hand über seine Stirn fuhr, zu seiner Frau:

— Der Schmerz, welchen uns das Andenken an unser armes Kind verursacht hat, verhinderte uns, zu überlegen und uns zu erinnern, daß am Ende nichts Erschreckendes in dem, was vorgeht, für uns liegen dürfte.

— Was sagst Du, Samuel?

— Hat mir mein Vater nicht gesagt, daß er und mein Großvater mehrere Male in langen Zwischenräumen ein ähnliches Licht gesehen hätten?

— Ja, Samuel . . . aber ohne sich, eben so wenig als wir, dieses Licht erklären zu können . . .

— So wie mein Vater und Großvater müssen wir glauben, daß ein Ausgang, der zu ihren Zeiten unbekannt war, wie er es noch in den unseren ist, Personen einläßt, die auch irgend eine geheimnißvolle Pflicht in dieser Wohnung zu erfüllen haben. Noch einmal, mein Vater hat mir gesagt, mich nicht um diese seltsamen Umstände zu bekümmern, . . . die er mir vorausgesagt hatte . . . und die sich seit dreißig Jahren zum zweiten Male erneuern . . .

— Gleichviel, Samuel . . . das entsetzt, als ob es etwas Uebernatürliches wäre.

— Die Zeit der Wunder ist vorüber, — sagte der Jude, indem er schwermüthig den Kopf schüttelte, — gar viele alte Häuser dieses Quartieres haben unterirdische Verbindungen mit entfernten Orten; einige verlängern sich sogar, wie man sagt, bis nach der Seine und bis nach den Katakomben . . . Ohne Zweifel hat dieses Haus dieselbe Eigenthümlichkeit, und die Personen, welche so selten es besuchen, betreten es vermöge dieses Weges.

— Aber dieses so erleuchtete Belvédère . . .

— Nach dem aufgezeichneten Pläne des Gebäudes weist Du, daß dieses Belvédère den Gipfel oder die Laterne dessen bildet, was man den großen Trauersaal nennt, welcher in dem letzten Stockwerke des Hauses gelegen ist. Da nun in demselben des Verschlusses aller Fenster wegen eine gänzliche Dunkelheit herrscht, so bedient man sich nothwendiger Weise des Lichtes, um

bis in diesen Trauersaal hinauf zu gehen, der, wie man sagt, sehr seltsame und schaurige Dinge enthält . . . — fügte der Jude schauernd hinzu.

Bethseba betrachtete, wie ihr Gatte, aufmerksam die sieben Lichtpunkte, deren Glanz in dem Maße abnahm, als der Tag heranbrach.

— Wie Du sagst, Samuel, dieses Geheimniß kann sich so erklären . . . — begann die Frau des Greises wieder. — Außerdem ist der heutige Tag ein so wichtiger Tag für die Familie von Rennepont, daß unter solchen Umständen diese Erscheinung uns nicht verwundern darf.

— Und zu denken, — erwiderte Samuel, — daß seit anderthalb Jahrhunderten dieser Schein mehrere Male erschienen ist! Es giebt also noch eine andere Familie, die sich, wie die unsrige, von Geschlecht zu Geschlecht der Erfüllung einer frommen Pflicht gewidmet hat . . .

— Aber was ist das für eine Pflicht? Vielleicht wird sich heute Alles aufklären . . .

— Vorwärts, vorwärts, Bethseba, — begann plötzlich Samuel wieder, indem er aus seiner Träumerei erwachte, und gleichsam als ob er sich Vorwürfe über sein Nichtsthun machte, — da bricht der Tag an, und vor acht Uhr muß dieser Kassenstand in's Reine geschrieben, diese unermesslichen Summen klassificirt sein, — und er zeigte auf die große Kiste von Ebernholz, — damit sie in die Hände derer übergeben werden können, denen sie gehören.

— Du hast Recht, Samuel; dieser Tag gehört nicht unser ... es ist ein feierlicher Tag ... und der schön, o! sehr schön für uns sein würde ... wenn es jetzt noch schöne Tage für uns geben könnte — sagte Bethseba, an ihren Sohn denkend, voll bitterer Erinnerung.

— Bethseba, — sagte Samuel traurig, indem er seine Hand auf die Hand seiner Frau legte, — wir werden zum Mindesten Gefühl für die ernste Genugthuung erfüllter Pflicht haben ... Ist uns der Herr nicht sehr günstig gewesen, obgleich er uns grausam durch den Tod unseres Sohnes geprüft hat? Danken wir es nicht seiner Vorsehung, daß drei Geschlechter meiner Familie dieses große Werk haben beginnen, fortsetzen und beendigen können?

— Ja, Samuel, — sagte die Jüdin liebevoll, — und zum Mindesten für Dich wird sich mit dieser Genugthuung die Ruhe und der Frieden verbinden, denn wenn der Mittag herbeigekommen, wirst Du von einer sehr schrecklichen Verantwortlichkeit befreit sein.

Und indem sie dieses sagte, deutete Bethseba mit dem Finger auf die Kiste von Cedernholz.

— Es ist wahr, — erwiderte der Greis, — ich möchte diese unermesslichen Reichthümer lieber in den Händen derer wissen, welchen sie gehören, als in den meinigen, aber von heute an werde ich deren Verwalter nicht mehr sein ... ich will demnach den Stand dieser Werthe ein letztes Mal controliren, und dann wollen

wir sie nach meinem Register und der Schreibtafel, die Du führst, collationiren.

Bethseba machte mit dem Kopfe ein bejaheades Zeichen, Samuel nahm seine Feder wieder zur Hand, und gab sich sehr aufmerksam seinen Dankberechnungen hin; seine Frau überließ sich von Neuem unwillkürlich den grausamen Erinnerungen, welche ein verhängnißvolles Datum in ihr erweckt hatte, indem es ihr den Tod ihres Sohnes in's Gedächtniß zurückrief.

Sehen wir flüchtig die sehr einfache, und dennoch dem Anscheine nach so romantische, so wunderbare Geschichte dieser fünfzigtausend Thaler auseinander, die, mittelst der Zinsaufhäufung und einer weisen, verständigen und treuen Verwaltung, sich natürlicher, oder vielmehr gezwungener Weise nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten zu einer bei weitem höheren Summe umgestaltet hatten, als die von vierzig Millionen, welche der Pater d'Aigrigny angenommen hatte, der, sehr unvollständig in dieser Beziehung unterrichtet, und indem er außerdem an traurige Möglichkeiten, an Verluste, an Bankerotte dachte, die während so vieler Jahre die auf einander folgenden Verwalter dieser Summen hätten treffen können, die Summa . . . von vierzig Millionen noch ungeheuer fand.

Da die Geschichte dieses Vermögens nothwendiger Weise mit der der Familie Samuel verknüpft ist, welche diese Gelder seit drei Generationen anlegten, so wollen wir einige Worte über sie sagen.

Gegen das Jahr 1670, mehrere Jahre vor seinem Tode, hatte Herr Marius von Rennepont, bei einer Reise in Portugal, durch sehr mächtige Vermittler das Leben eines unglücklichen, wegen der Religion von der Inquisition zum Scheiterhaufen verdamnten Juden retten können.

Dieser Jude war Isaac Samuel, der Großvater von dem gegenwärtigen Aufseher des Hauses der Straße Saint-François.

Großmüthige Menschen schließen sich oft an ihre Verpflichteten zum Mindesten eben so sehr an, als sich die Verpflichteten an ihre Wohlthäter anschließen. Nachdem er sich zuvor überzeugt, daß Isaac, der in Lissabon einen kleinen Wechselhandel trieb, rechtschaffen, thätig, arbeitssam und verständig wäre, schlug Herr von Rennepont, der damals große Güter in Frankreich besaß, dem Juden vor, ihn zu begleiten und sein Vermögen zu verwalten. Die Art von Verstoßung und Mißtrauen, mit welchem die Israeliten immer verfolgt gewesen sind, herrschten damals auf das Höchste. Isaac war demnach doppelt dankbar für den Beweis von Vertrauen, welches ihm Herr von Rennepont schenkte.

Er nahm es an, und nahm sich vor, von diesem Tage an sein ganzes Dasein dem Dienste desjenigen zu widmen, der, nachdem er ihm das Leben gerettet hatte, Vertrauen in ihn, den Juden, der einem so allgemein beargwöhnten, gehaßten und verachteten Stamme angehörte, Liebe und Rechtschaffenheit und Biederkeit ihm zutraute.

Herr von Kennepont, ein Mann mit einem großmüthigen Herzen, vielem Verstand und einem großen Scharfblicke, hatte sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Bis zu dem Augenblicke, wo er seines Vermögens beraubt war, gedieh es auf eine wundervolle Weise in den Händen Isaac Samuels, der, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit für die Geschäfte begabt, diese ausschließlich für die Interessen seines Wohlthäters verwandte.

Nun kamen die Verfolgung und der Sturz des Herrn von Kennepont, dessen Güter eingezogen, und einige Tage vor seinem Tode den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu, seinen Angebern, überlassen wurden. In die Zufluchtsstätte versteckt, welche er gewählt hatte, um darin sein Leben gewaltsam zu endigen, ließ er heimlich Isaac Samuel kommen und übergab ihm fünfzigtausend Thaler in Golde, den einzigen Ueberrest seines früheren Vermögens; dieser treue Diener sollte das Vermögen verwalten, und davon Zins zu Zins aufhäufen; wenn er einen Sohn hätte, sollte er ihm dieselbe Verpflichtung übertragen; in Ermangelung eines Sohnes sollte er einen Verwandten suchen, der recht-schaffen genug wäre, um diese Verwaltung fortzusetzen, mit welcher übrigens eine angemessene Vergütung verbunden war; diese Verwaltung sollte auf diese Weise übergeben, und von Verwandten auf Verwandten bis nach Ablauf von anderthalb Jahrhunderten fortgesetzt werden. Herr von Kennepont hatte außerdem Isaac gebeten, während seines Lebens der Aufseher des Hauses

der Straße Saint-François zu sein, in welchem er umsonst wohnen sollte, und dieses Amt auf seine Nachkommenschaft zu übertragen, wenn das möglich wäre.

Selbst dann, wenn Isaac keine Kinder gehabt hätte, so würde doch der mächtige Geist der Solidarität, der gewisse Juden-Familien unter sich verbindet, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Verwandten Isaacs würden sich seiner Dankbarkeit gegen dessen Wohlthäter angeschlossen haben, und sie, wie ihre nachfolgenden Geschlechter, hätten getreulich das einem der Ihrigen auferlegte Werk ausgeführt; aber Isaac hatte mehrere Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont einen Sohn.

Dieser, im Jahre 1689 geborene Sohn, Levy Samuel, der von seiner ersten Frau keine Kinder gehabt, hatte sich im Alter von beinahe sechzig Jahren wieder verheirathet, und im Jahre 1750 war ihm ein Sohn geboren worden: David Samuel, der Aufseher des Hauses der Straße Saint-François, der im Jahre 1832 (der Zeit der Erzählung) zwei und achtzig Jahr alt war, und dem anscheinend ein eben so langes Leben beschieden war, als seinem mit drei und neunzig Jahren gestorbenen Vater; sagen wir endlich, daß Abel Samuel, der von Bethseba so bitterlich beweinte. Sohn, im Jahre 1790 geboren, im Alter von sechs und zwanzig Jahren unter der russischen Knute gestorben war.

Nachdem diese bescheidene Genealogie aufgestellt ist, wird man leicht begreifen, daß die auf einander folgende

lange Lebensdauer der Familie Samuel, die sich als Aufseher des vermauerten Hauses fortgepflanzt hatte, und so das 17. Jahrhundert mit dem 19. verband, auf eine außerordentliche Weise die Ausführung des letzten Willens des Herrn von Rennepont vereinfacht und erleichtert hatte, da der Letztere außerdem dem Großvater Samuels förmlich den Wunsch erklärt hatte, daß die Summe, welche er hinterließ, nur durch Zuschlag der Zinsen zu fünf Procent zum Kapital vermehrt werden sollte, damit dieses Vermögen rein von jeder unrechtlischen Speculation auf seine Nachkommen gelange.

Die Religionsgenossen der Familie Samuel, die ersten Erfinder der Wechselbriefe, welche ihnen im Mittelalter dazu dienten, beträchtliche Summen von dem einen Ende der Welt nach dem andern zu bringen, ihr Vermögen zu verheimlichen und es vor der Raubsucht ihrer Feinde zu sichern, die Juden, sagen wir, welche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast allein den Wechsel- und Geld-Handel betrieben hatten, halfen viel bei den geheimen Uebertragungen und den Finanz-Operationen der Familie Samuel, die ungefähr bis zum Jahre 1820 immer ihre allmählig unermesslich gewordenen Summen in den Banquier-Häusern oder in den reichsten israelitischen Comptoiren Europas anlegte. Diese sichere und geheime Art und Weise zu handeln, hatte dem gegenwärtigen Aufseher des Hauses der Straße Saint-François erlaubt, ohne Wissen irgend Jemandes, durch einfache Depositen oder durch Wechsel, ungeheure

Kapital-Anlagen auszuführen, denn besonders zur Zeit seiner Verwaltung hatte die als Kapital angelegte Summe, durch die bloße Aufhäufung der Zinsen, eine fast nicht zu berechnende Entwicklung erlangt, da sein Vater, und besonders sein Großvater, im Vergleich zu ihm nur wenig Gelder zu verwalten hatten.

Obgleich es sich einfach und allein nur darum handelte, sichere und unmittelbare Kapital-Anlagen zu finden, damit das Geld, so zu sagen, keinen Tag ohne Interessen einzutragen bliebe, so hatte es doch einer großen Finanz-Kenntniß bedurft, um zu diesem Resultate zu gelangen, besonders da, als es sich um ein und fünfzig Millionen handelte; diese Fähigkeit entwickelte der letzte, außerdem in der Schule seines Vaters unterrichtete Samuel in einem hohen Grade, wie es die so gleich angeführten Resultate beweisen werden.

Nichts scheint rührender, edler, achtungswürdiger, als das Betragen der Mitglieder dieser israelitischen Familie, die wechselseitig für die Dankesverpflichtung eines der Ihrigen verbürgt, sich während so langer Jahre mit eben so viel Uneigennützigkeit, als Umsicht und Rechtschaffenheit dem langsamen Zuwachsen eines königlichen Vermögens widmeten, von dem sie keinen Antheil erwarteten, und das, vermöge ihrer Sorgfalt, rein und unermesslich in die Hände der Nachkommen von dem Wohlthäter ihres Großvaters gelangen sollte.

Kurz, nichts ist ehrenvoller für den Geächteten, welcher das Depositum macht und für den Juden, der es

empfangt, als dieser einfache Austausch gegobener Worte, ohne andere Bürgschaft, als gegenseitiges Vertrauen und Achtung, wenn es sich um ein Resultat handelt, das erst nach Verlauf von hundert und fünfzig Jahren wieder zum Vorschein kommen soll.

.....
Nachdem er sein Inventarium aufmerksam wieder durchgelesen hatte, sagte Samuel zu seiner Frau:

— Ich bin überzeugt von der Richtigkeit meiner Additionen; willst Du jetzt auf der Schreibtafel, welche Du in der Hand hast, die Angabe der Summen collationiren, die ich so eben in dieses Buch eingetragen habe? ich werde mich zu gleicher Zeit versichern, daß die Obligationen nach der Reihe in dieser Kiste geordnet sind, denn ich muß heute Morgen das Ganze dem Notar übergeben, wenn er das Testament öffnet.

— Fang' an, mein Freund, ich folge Dir, — sagte Bethseba.

Samuel las folgende Aufstellung, deren Richtigkeit er in dem Maße, als er las, in seiner Kasse nachsah:

Uebersicht der Rechnung der Erben

Soll

übergeben von

2,000,000 Fr. in 5½ franz. Renten in namentlichen und auf den Träger gestellten Einschreibungen, angekauft von 1825 bis 1832 laut Belegrechnungen und zu dem Mittel-Cours von 99 Fr. 50 Cent.	39,800,000 Fr.
900,000 Fr. 3½ franz. Renten, in verschiedenen Einschreibungen, während derselben Jahre zu dem Mittel-Cours von 74 Fr. 75 Cent. gekauft	22,275,000 ,
5000 Actien der Bank von Frankreich, zusammen gekauft zu 1900 Fr.	9,500,000 ,
3000 Actien der vier Kanäle, in einem Depot-Certificat genannter Compagnie, zu dem Mittel-Cours von 1115 Fr. gekauft	3,345,000 ,
125,000 Dufaten Neapolitanischer Renten, zum Mittel-Cours von 82 Fr. 2,050,000: macht zu 4 Fr. 40 Cent. den Dufaten	9,020,000 ,
5000 Oesterreichische Metalliques zu 1000 Fl., zum Mittel-Cours von 93 Fl. 4,650,000 Fl. machen à 2 Fr. 50 Cent. pr. Fl.	11,625,000 ,
75,000 Pfd. St. der consolidirten 3½ englischen Rente zu 88½. 2,218,750 Pfd. St. à 25 Fr. das Pfund	55,468,750 ,
1,200,000 Fl. in 2½ holländ. Obligat. à 60 Fr.	
28,860,000 Fl. à 2 Fr. 10 Cent. den Niederl. Fl.	60,606,000 ,
An Bankbilleten, Gold- und Silbermünzen	535,250 ,

212,175,000 Fr.

Paris, den 12. Februar 1832.

des Herrn von Kennepont,
David Samuel.

Haben

150,000 Fr. empfangen von Herrn von Kennepont
im Jahre 1682, von Isaac Samuel, meinem
Großvater, und nach und nach durch ihn, mei-
nen Vater und mich, unter halbjährigem Rech-
nungsabschluß, und indem die Zinsen zum Ka-
pital geschlagen sind, haben laut den hier beilie-
genden Rechnungen eingebracht 225,950,000 Fr.

Aber davon muß man laut der
hier angefügten Auseinander-
setzung für in Banquerotten
erlittene Verluste, für an ver-
schiedene bezahlte Courtage und
Commission, und auch für Ge-
halt der drei Generationen der
Verwalter, abziehen

13,775,000 : 212,175,000 Fr.

212,175,000 Fr.

— Ganz richtig, — begann Samuel wieder, nachdem er die in der Kiste von Cedernholz enthaltenen Papiere nachgesehen hatte. — Es bleibt zur Verfügung der Erben der Familie Kennepont die Summe von zweihundert und zwölf Millionen, hundert und fünfundsiebentzig Tausend Franken in der Kasse.

Und der Greis blickte seine Frau mit dem Ausdruck eines sehr gerechten Stolzes an.

— Das ist unglaublich! — rief Bethseba auf das Höchste erstaunt aus; — ich wußte, daß unermessliche Summen in Deinen Händen waren, aber ich hätte niemals geglaubt, daß die vor hundert und fünfzig Jahren hinterlassenen 150,000 Fr. die einzige Quelle dieses unglaublichen Vermögens wären.

— Und doch war sie die einzige, Bethseba . . . — erwiderte der Greis auf eine stolze Weise. — Gewiß haben mein Großvater, mein Vater und ich immer ebenso viel Treue als Pünktlichkeit auf die Verwaltung dieser Gelder verwandt; gewiß haben wir viel Scharfsinn zur Zeit der Revolution und der Handelskrisen nöthig gehabt; jedoch das ist uns durch unsere Handelsverbindungen mit unseren Religionsgenossen aller Länder leicht geworden; aber niemals haben weder ich noch die Meinigen uns erlaubt, eine wucherische Anlage davon zu machen, . . . sondern nur solche, die selbst ein wenig unter der gesetzmäßigen Taxe gewesen . . . Der förmliche, von meinem Großvater angenommene Auf-

trag des Herrn von Rennepont wollte es so, und es giebt auf der Welt kein reineres Vermögen, als dieses . . . Ohne diese Aneignenützigkeit, und wenn wir nur einige günstige Veranlassungen benutzt hätten, würde sich diese Summe von zweihundert und zwölf Millionen vielleicht um Vieles vermehrt haben.

— Ist das möglich? mein Gott!

— Nichts ist natürlicher, Bethseba . . . Jedermann weiß, daß durch das bloße Hinzufügen der Zinsen zum Kapital, und der Verwerthung der Zinsen zu fünf vom Hundert, das Kapital in vierzehn Jahren verdoppelt ist; jetzt bedenke, daß es in hundert und fünfzig Jahren zehnmal vierzehn Jahre giebt, . . . daß also diese hundert und fünfzigtausend Franken auf diese Weise verdoppelt und vervielfacht sind; das, was Dich verwundert, wird Dir ganz natürlich scheinen: Im Jahre 1682 hat Herr von Rennepont meinem Großvater hundert und fünfzigtausend Franken anvertrauet; diese Summe, als Kapital angelegt, hat, wie ich Dir gesagt habe, im Jahre 1696, vierzehn Jahre nachher, 300,000 hervorbringen müssen. — Diese, im Jahre 1710 verdoppelt, haben 600,000 Francs ergeben. Bei dem Tode meines Großvaters, im Jahre 1710, erhob sich die anzulegende Summe bereits auf beinahe eine Million; im Jahre 1724 hätte sie auf zwölf Mal hunderttausend Franken steigen müssen; im Jahre 1752, zwei Jahre nach meiner Geburt, auf 4 Millionen 800,000 Franken; im Jahre 1766 auf 9 Millionen 600,000 Franken; im Jahre 1780 auf

19 Millionen 200,000 Franken; im Jahre 1794, zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, auf 38 Millionen 400,000 Franken; im Jahre 1808 auf 76 Millionen 800,000 Franken; im Jahre 1822 auf 153 Millionen 600,000 Franken, und heute, wenn man Interessen von Interessen dazu rechnet, müßten sie zum Mindesten ungefähr 225 Millionen sein. Aber Verluste und unvermeidliche Kosten, deren Berechnung hier übrigens mit der pünktlichsten Genauigkeit aufgestellt ist, haben diese Summe auf 212 Millionen 175,000 Franken in, in dieser Riste enthaltenen Papieren herabgesetzt.

— Jetzt verstehe ich Dich, mein Freund, — erwiderte Bethseba tiefsinnig; — aber welche unglaubliche Gewalt liegt in der Zins auf Zinslegung! und welche wundervolle Dinge man für die Zukunft mit den schwachen Mitteln der Gegenwart ausführen könnte.

— Das war ohne Zweifel die Ansicht des Herrn von Rennepont gewesen; denn nach der Aussage meines Vaters, der es von meinem Großvater gehört hatte, war Herr von Rennepont einer der größten Geister seiner Zeit, — antwortete Samuel, indem er die Riste von Ebernholz verschloß.

— Gott gebe, daß seine Nachkommen dieses königlichen Vermögens würdig sind, und daß sie es auf eine edle Weise anwenden! — sagte Bethseba, indem sie aufstand.

Es war gänzlich Tag geworden, es schlug sieben Uhr.

— Die Maurer werden bald kommen, — sagte Sa-

muel, indem er die Kiste von Cedernholz wieder in die eiserne Kasse stellte, welche hinter dem alten eichenen Schrank verborgen war. — Wie Du, Bethseba, bin ich neugierig und besorgt zu wissen, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont sind, die hierher kommen werden . . .

Zwei bis drei, kräftig mit dem eisernen Klopfer des dicken Einfahrtsthores gethane Schläge ertönten in dem Hause. Das Gebell der Hofsunde antwortete auf diesen Lärm.

Samuel sagte zu seiner Frau:

— Das sind ohne Zweifel die Maurer, welche der Notar mit einem Schreiber schickt; ich bitte Dich, alle Schlüssel mit ihren Zetteln in ein Bünd zu machen; ich werde sie sogleich abholen.

Indem er dieses sagte, ging Samuel trotz seines Alters ziemlich hurtig die Treppe hinab, schritt auf das Thor zu, öffnete vorsichtiger Weise ein Gitterfenster, und sah drei Gefellen im Maurer-Kostüm, begleitet von einem schwarzgekleideten jungen Manne.

— Was wollen Sie, meine Herren? — sagte der Jude, bevor er aufmachte, um sich zu überzeugen, daß es auch wirklich die erwarteten Personen wären.

— Ich komme im Auftrag des Herrn Notar Dumesnil, — antwortete der Schreiber, — um der Eröffnung des vermauerten Hauses beizuwohnen; hier ist ein Brief meines Prinzipals für Herrn Samuel, den Aufseher dieses Hauses.

— Das bin ich, mein Herr, — sagte der Jude, — werfen Sie gefälligst den Brief in den Briefkasten, ich werde ihn nehmen.

Der Schreiber that, was Samuel wünschte, aber er zuckte die Achseln. Nichts schien ihm lächerlicher, als dieses Verlangen des argwöhnischen Greises.

Der Aufseher öffnete den Briefkasten, nahm den Brief, ging an das andere Ende der Halle, um ihn bei dem Tageslichte zu lesen, verglich sorgfältig die Unterschrift des Notars mit der eines andern Briefes, den er aus der Tasche seines Mantels zog; als er hierauf nach diesen Vorsichtsmaßregeln seine Doggen an die Kette gelegt hatte, kehrte er zurück, um dem Schreiber und den Maurern die Flügel des Thores zu öffnen.

— Was der Teufel! mein wackerer Mann, — sagte der Schreiber beim Eintreten, — wenn es sich darum handelte, das Thor einer Festung zu öffnen, würde es nicht mehr Umstände geben . . .

Der Jude verbeugte sich ohne zu antworten.

— Seid Ihr etwa taub, mein Lieber? — schrieb ihm der Schreiber in die Ohren.

— Nein, mein Herr, — sagte Samuel, indem er freundlich lächelte, und um einige Schritte aus dem Gewölbe hinaus ging; auf das Haus deutend, fügte er hinzu:

— Hier, mein Herr, ist die zugemauerte Thür, die aufgebrochen werden muß; man muß auch den eisernen,

mit Blei ausgefüllten Rahmen des zweiten Fensters zur Rechten aufbrechen.

— Warum nicht alle Fenster öffnen? — fragte der Schreiber.

— Weil das die Aufträge sind, die ich als Aufseher dieser Wohnung erhalten habe, mein Herr.

— Und wer hat Ihnen diese Aufträge gegeben?

— Mein Vater . . . mein Herr, dem sie sein Vater im Namen des Herrn dieses Hauses gegeben hatte . . . Wenn ich nicht mehr der Aufseher desselben sein werde, wenn es im Besitze seines neuen Eigenthümers sein wird, so wird dieser handeln, wie es ihm gut dünkt.

— Wahrhaftig! — sagte der Schreiber ziemlich erstaunt. — Sich dann an die Maurer wendend, fügte er hinzu: — Das Uebrige geht Euch an, meine Väteren, brecht die Thür auf, und brecht nur den eisernen Rahmen des zweiten Fensters zur Rechten aus.

Während die Maurer sich unter der Aufsicht von dem Schreiber des Notars an's Werk machten, hielt ein Wagen vor dem Hofthore an, und Robin, von Gabriel begleitet, trat in das Haus der Straße Saint-François.

XIX.

Der Erbe.

Samuel öffnete Gabriel und Robin das Thor. Der Letztere sagte zu dem Juden:

— Sie sind der Aufseher dieses Hauses, mein Herr?

— Ja, mein Herr, — antwortete Samuel.

— Ich stelle Ihnen hier den Herrn Abbe Gabriel von Rennepont vor, — sagte Robin, indem er auf seinen Begleiter deutete, er ist einer der Nachkommen der Familie von Rennepont.

— Ah! um so besser, mein Herr, — sagte, über die engelgleichen Züge Gabriels überrascht, fast unwillkürlich der Jude, denn den Adel und die Heiligkeit der Seele dieses jungen Priesters las man in seinem Erzengel-Blicke und auf seiner reinen und weißen, bereits mit der Glorie des Märtyrers gekrönten Stirn.

Samuel betrachtete Gabriel mit einer Neugierde voller Wohlwollen und Theilnahme; da er aber bald fühlte, daß dieses schweigende Anschauen den jungen Priester in Verlegenheit setzte, so sagte er zu ihm:

— Der Notar, Herr Abbé, wird erst um zehn Uhr kommen.

Gabriel blickte ihn mit einer überraschten Miene an, und antwortete:

— Welcher Notar . . . mein Herr?

— Der Vater d'Aigrigny wird Ihnen das erklären, — beeilte sich Robin zu sagen, und sich an Samuel wendend, fügte er hinzu:

— Wir kommen ein wenig zu früh . . . Könnten wir nicht irgendwo die Ankunft des Notars abwarten?

— Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, in meine Wohnung zu kommen, — sagte Samuel, — ich will Sie hinführen.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, und ich nehme es an, — sagte Robin.

— So wollen Sie mir denn gefälligst folgen, meine Herren, — sagte der Greis.

Einige Augenblicke nachher traten der junge Priester, der Socius und Samuel in eines der Zimmer, welches der Letztere in dem Erdgeschoße des Gebäudes an der Straße bewohnte, und das auf den Hof ging.

— Der Herr Abbé d'Aigrigny, welcher Herrn Gabriel als Vormund gebient hat, wird bald kommen und nach uns fragen, — fügte Robin hinzu, — hätten Sie die Güte, mein Herr, ihn hierher zu führen? . . .

— Ich werde nicht ermangeln, mein Herr, — sagte Samuel, indem er das Zimmer verließ.

Der Socius und Gabriel blieben allein.

Auf die wundervolle Milde, welche gewöhnlich den schönen Zügen des Missionars einen so rührenden Reiz verlieh, folgte in diesem Momente ein auffallender Ausdruck von Traurigkeit, Entschlossenheit und Strenge. Robin, der Gabriel seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, machte sich ernste Sorgen über die Veränderung, welche er an ihm bemerkte, und hatte ihn demnach auch schweigend während des Weges von der Poststraße bis nach der Straße Saint-François beobachtet.

Der junge Priester trug wie gewöhnlich einen langen schwarzen Priesterrock, welcher die durchsichtige Blässe seines Gesichts noch mehr in's Auge fallen ließ. Als der Jude das Zimmer verlassen hatte, sagte er mit einer festen Stimme zu Robin:

— Wollen Sie mir endlich mittheilen, mein Herr, warum es mir seit mehreren Tagen unmöglich gewesen ist, mit Seiner Ehrwürden, dem Pater d'Aigrigny zu sprechen? warum er dieses Haus gewählt hat, um mir diese Unterredung zu bewilligen?

— Es ist mir unmöglich, auf diese Fragen zu antworten, — sagte Robin auf eine kalte Weise. — Seine Ehrwürden kann nicht ermangeln, bald zu kommen; sie wird Sie anhören. — Was ich Ihnen sagen kann, ist, daß unserem ehrwürdigen Pater d'Aigrigny diese Unterredung eben so sehr am Herzen liegt, als Ihnen; wenn er dieses Haus zu der Unterredung gewählt hat, so

ist dies geschehen, weil Sie ein Interesse haben, sich hier zu befinden . . . Sie wissen es wohl . . . obgleich Sie einiges Erstaunen affectirt haben, als Sie den Aufseher von einem Notar sprechen hörten.

Indem er dieses sagte, heftete Robin einen forschenden und besorgten Blick auf Gabriel, dessen Gesicht nichts Anderes als Erstaunen ausdrückte.

— Ich verstehe Sie nicht, — antwortete er Robin. — Welches Interesse könnte ich haben, mich hier in diesem Hause zu befinden?

— Noch einmal, es ist unmöglich, daß Sie es nicht wissen, — sagte Robin, indem er Gabriel immer mit Aufmerksamkeit beobachtete.

— Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich es nicht weiß, — antwortete Dieser, durch das Daraufbestehen des Socius beinahe verlegt.

— Und was hat Ihnen denn gestern Ihre Adoptiv-Mutter gesagt? warum haben Sie sich ohne die Erlaubniß des ehrwürdigen Pater d'Algrigny sie zu empfangen erlaubt, wie ich heute Morgen erfahren habe? Ist sie nicht gekommen, um Ihnen von gewissen Familien-Papieren zu reden, die man bei Ihnen gefunden, als dieselbe Sie aufgenommen hat?

— Nein, mein Herr, — sagte Gabriel, — zu jener Zeit sind diese Papiere dem Beichtvater meiner Adoptiv-Mutter übergeben worden; späterhin sind sie in die Hände des Pater d'Algrigny übergegangen, und zum

ersten Male, seit sehr langer Zeit, höre ich von diesen Papieren reden.

— Demnach also . . . behaupten Sie, daß Franziska Beaudoin gestern nicht gekommen ist, um mit Ihnen wegen dieser Papiere zu reden? — erwiderte Robin hartnäckig, indem er seine Worte langsam betonte.

— Das ist jetzt das zweite Mal, mein Herr, daß Sie das, was ich behaupte, in Zweifel zu ziehen scheinen, — sagte der junge Priester auf eine sanfte Weise, indem er eine Regung von Unwillen unterdrückte.

— Ich versichere Ihnen, daß ich die Wahrheit sage.

Er weiß nichts, dachte Robin, denn er kannte die Aufrichtigkeit Gabriels hinlänglich, um nach einer so bestimmten Erklärung noch den geringsten Zweifel zu bewahren.

— Ich glaube Ihnen, — erwiderte der Socius, — dieser Gedanke ist in mir aufgestiegen, als ich darnach forschte, welcher hinlänglich wichtige Grund Sie hätte veranlassen können, die Befehle des ehrwürdigen Pater d'Aigrigny in Bezug auf die Zurückgezogenheit zu überschreiten, die er Ihnen anbefohlen hatte, und diese Zurückgezogenheit untersagte jede Verbindung nach Außen . . . Und weit mehr noch, gegen alle Vorschriften des Ordens haben Sie sich erlaubt, Ihre Thür zu verschließen, die immer offen oder halb offen bleiben muß, damit die gegenseitige Aufsicht, die uns unter uns anbefohlen ist, leichter von Statten gehe . . . Ich hatte mir diese so ernstlichen Vergehen gegen die Disciplin nur durch die

Nothwendigkeit einer sehr wichtigen Unterredung erklären können.

— Madame Beaudoïn hat mit einem Priester, und nicht mit ihrem Adoptiv-Sohne zu reden gewünscht, — antwortete Gabriel auf eine ernste Weise, — und ich habe geglaubt, sie anhören zu können; wenn ich meine Thür geschlossen habe, so geschah es deshalb, weil es sich um eine Beichte handelte.

— Und was hatte denn Franziska Beaudoïn Ihnen so Dringendes zu beichten?

— Das werden Sie sogleich erfahren, wenn ich es Seiner Ehrwürden sagen werde, und es ihm beliebt, daß Sie mich hören, — erwiederte Gabriel.

Diese Worte wurden von dem Missionair in einem so bestimmten Tone ausgesprochen, daß ein ziemlich langes Schweigen darauf folgte.

Erinnern wir unsere Leser daran, daß Gabriel bis dahin von seinen Obern in der gänzlichsten Unwissenheit über die Wichtigkeit der Familieninteressen gehalten worden war, die seine Anwesenheit in der Straße Saint-François erheischten. In ihren Schmerz versunken hatte Franziska Beaudoïn am Tage zuvor nicht daran gedacht, ihm zu sagen, daß die beiden Waisen sich auch bei derselben Zusammenkunft einfinden müßten, und hätte sie übrigens auch daran gedacht, so würde doch die ausdrückliche Anempfehlung Dagoberts sie abgehalten haben, dem jungen Priester etwas von diesem Umstande zu sagen.

Gabriel wußte demnach durchaus nichts von den Familienbanden, welche ihn mit den Töchtern des Marschalls Simon, dem Fräulein von Carboville, Herrn Hardy, dem Prinzen Djalma und Couche-tout-Ru vereinigten; mit einem Worte, wenn man ihm jetzt offenbart hätte, daß er der Erbe des Herrn Marius von Mennepont sei, so würde er sich für den einzigen Nachkommen dieser Familie gehalten haben.

Während dem Augenblicke des Schweigens, welcher auf seine Unterredung mit Robin folgte, betrachtete Gabriel durch die Fenster des Erdgeschosses die Arbeiten der Maurer, die damit beschäftigt waren, die Thür von den Steinen zu befreien, welche sie vermauerten. Als dieses erste Werk beendigt, beschäftigten sie sich damit, die eisernen Stangen auszubrechen, welche eine Bleiplatte auf dem äußeren Theile der Thür befestigten.

In diesem Augenblicke trat der Pater d'Algrigny, von Samuel geführt, in das Zimmer.

Bevor Gabriel sich umwandte, hatte Robin Zeit, dem ehrwürdigen Pater leise zu sagen:

— Er weiß nichts, und der Indier ist nicht mehr zu fürchten.

Trotz seiner affectirten Ruhe, waren die Züge des Pater d'Algrigny bleich und gezwungen, wie die eines Spielers in dem Augenblick, wo die Entscheidung einer Parthie von der schrecklichsten Wichtigkeit erfolgen soll. Alles begünstigte bis jetzt die Absichten seiner Gesellschaft; aber er dachte nicht ohne Schrecken an die vier

Stunden, welche noch übrig blieben, um den verhängnißvollen Termin abzuwarten.

Da Gabriel sich umgewandt hatte, so sagte der Pater d'Algrigny in einem liebevollen und herzlichen Tone zu ihm, indem er mit dem Lächeln auf den Lippen und mit ausgestreckter Hand auf ihn zuschritt:

— Es hat mir sehr Leid gethan, mein lieber Sohn, Ihnen bis zu diesem Augenblicke die Unternehmung haben verweigern zu müssen, die Sie seit Ihrer Rückkehr zu haben wünschten; es ist mir nicht minder schmerzlich gewesen, Sie zu einer Zurückgezogenheit von einigen Tagen zu verpflichten. Obgleich ich Ihnen keine Erklärung in Bezug auf das, was ich anordne, zu geben habe, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse so gehandelt habe.

— Ich muß Eure Ehrwürden glauben, — antwortete Gabriel, indem er sich verneigte.

Der junge Priester empfand unwillkürlich eine unbestimmte Regung von Furcht; denn bis zu seiner Abreise beim Antritt seiner Mission in Amerika hatte der Pater d'Algrigny, in dessen Hände er die furchtbaren Gelübde abgelegt hatte, die ihn unwiderruflich an die Gesellschaft Jesu banden, jenen entseßlichen Einfluß auf ihn ausgeübt, der, indem er sich des Despotismus, des Drucks und der Einschüchterung bedient, alle lebendigen Kräfte der Seele bricht und sie unthätig, zitternd und schwächern macht.

Die Eindrücke der ersten Jugend sind unauslöschlich,

und seit seiner Rückkehr aus Amerika war es das erste Mal, daß Gabriel wieder mit dem Vater d'Aigrigny zusammentraf; demnach auch, obgleich er den von ihm gefaßten Entschluß nicht wanken fühlte, bedauerte Gabriel doch, daß er nicht, wie er es gehofft, neue Kräfte in einer offenherzigen Unterredung mit Dagobert und Agricol hatte schöpfen können.

Der Vater d'Aigrigny kannte die Menschen zu gut, um nicht die Gemüthsbewegung des jungen Priesters bemerkt, und sich Rechenschaft über das abgelegt zu haben, was sie verursachte. Dieser Eindruck schien ihm von einer günstigen Vorbedeutung; er verdoppelte demnach seine Verführung, seine Zärtlichkeit und Herablassung, indem er sich vorbehielt, wenn es sein müßte, eine andere Maske anzunehmen. Er sagte zu Gabriel, indem er sich setzte, während dieser, wie Robin, ehrfurchtsvoll stehen blieb:

— Sie wünschen, mein lieber Sohn, eine sehr wichtige Unterredung mit mir zu haben?

— Ja, mein Vater, — sagte Gabriel, indem er unwillkürlich vor den glänzenden und großen grauen Augäpfeln seines Oberen die Augen niederschlug.

— Auch ich habe Ihnen Dinge von einem hohen Interesse mitzutheilen; hören Sie mich demnach zuvor an ... Sie werden nachher sprechen.

— Reden Sie, mein Vater.

— Es ist ungefähr zwölf Jahre her, mein lieber Sohn, — sagte der Vater d'Aigrigny auf eine herzliche

Weise, — daß der Stiefvater Ihrer Adoptiv-Mutter, indem er sich durch die Vermittelung des Herrn Robin an mich wandte, meine Aufmerksamkeit auf Sie zog, indem er mir von den erstaunenswürdigen Fortschritten sprach, welche Sie in der Schule der Brüder machten; ich erfuhr in der That, daß Ihr vortrefflicher Lebenswandel, Ihr sanfter und bescheidener Charakter, Ihr frühzeitiger Verstand der zärtlichsten Theilnahme würdig wären; von dieser Zeit an hatte man die Augen auf Sie gerichtet. Da ich nach Verlauf einiger Zeit sah, daß Sie dessen nicht unwürdig wurden, schien es mir, daß etwas Anderes in Ihnen läge, als ein Handwerksmann; man verständigte sich mit Ihrer Adoptiv-Mutter, und durch meine Bemühungen wurden Sie gratis in einer der Schulen unserer Gesellschaft zugelassen. Auf diese Weise lastete eine Sorge weniger auf der vortrefflichen Frau, welche Sie aufgenommen hatte, und ein Kind, das bereits hohe Hoffnungen fassen ließ, erhielt durch unsere väterliche Sorgfalt alle Wohlthaten einer religiösen Erziehung. . . Ist das nicht wahr, mein lieber Sohn?

— Das ist wahr, mein Vater, — antwortete Gabriel, indem er die Augen niederschlug.

— In dem Maße, als Sie heranwuchsen, entwickelten sich vortreffliche und seltene Eigenschaften in Ihnen: Ihr Gehorsam, besonders Ihre Sanftmuth waren exemplarisch; Sie machten rasche Fortschritte in Ihren Studien. Ich wußte damals nicht, welcher Laufbahn Sie

sich eines Tages widmen wollten; aber ich war jeden Falles gewiß, daß Sie unter allen Verhältnissen Ihres Lebens immer ein geliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht, oder vielmehr haben Sie, mein lieber Sohn, dieselben um Vieles übertroffen. Da Sie durch eine freundschaftliche Mittheilung erfuhren, daß Ihre Adoptiv-Mutter sehnlichst wünschte, Sie den geistlichen Stand ergreifen zu sehen, so haben Sie auf eine edle und gewissenhafte Weise dem Verlangen der vortrefflichen Frau entsprochen, der Sie so viel verdankten . . . Da aber der Herr immer gerecht in seinen Belohnungen ist, so hat er gewollt, daß der rührendste Beweis von Dankbarkeit, den Sie Ihrer Adoptiv-Mutter zu geben vermochten, Ihnen zu gleicher Zeit auf eine göttliche Weise Nutzen brachte, da er Sie unter die streitenden Mitglieder unserer heiligen Kirche eintreten ließ.

Bei diesen Worten des Pater d'Aigrigny konnte Gabriel eine Bewegung nicht unterdrücken, indem er sich der bitteren Mittheilungen Franziska's erinnerte; aber er faßte sich, während Robin, stehend und an die Ecke des Kamins gelehnt, fortfuhr, ihn mit einer seltsamen und hartnäckigen Aufmerksamkeit zu betrachten.

Der Pater d'Aigrigny begann wieder:

— Ich verhehle es Ihnen nicht, mein lieber Sohn, daß Ihr Entschluß mir die höchste Freude verursachte; ich sah in Ihnen eines der zukünftigen Kirchenlichter, und ich war begierig, es in der Mitte unserer Gesellschaft

Leuchten zu sehen. Unsere so schwierigen, so mühseligen und zahlreichen Prüfungen haben Sie muthig ausgehalten; Sie sind als würdig erkannt worden, uns anzugehören, und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid abgelegt haben, der Sie für immer zur höchsten Verherrlichung des Herrn an unsere Gesellschaft fesselt, so haben Sie gewünscht, dem Aufrufe unseres heiligen Vaters*) an Freiwillige zu entsprechen, und als Missionair den katholischen Glauben bei den Heiden zu verkündigen. Obgleich es uns schmerzlich war, uns von unserem lieben Sohne zu trennen, mußten wir doch seinen frommen Wünschen nachgeben: Sie sind als demüthiger Missionair aufgebrochen, Sie sind als glorreicher Märtyrer zurückgekehrt, und wir sind mit vollem Rechte stolz, Sie unter die Unserigen zu zählen. Diese flüchtige Darlegung der Vergangenheit war nothwendig, mein lieber Sohn, um auf das Folgende überzugehen; denn es handelt sich, wenn das möglich wäre . . . darum, die Bande, welche Sie an uns fesseln, noch enger zu knüpfen. Hören Sie mich demnach wohl an, mein lieber Sohn, dieses ist im Vertrauen gesagt, und nicht allein für Sie, sondern auch noch für unsere Gesellschaft, von einer hohen Wichtigkeit...

— Dann . . . mein Vater . . . — rief Gabriel, den

*) Die Jesuiten erkennen bloß in Bezug auf die Missionen das Antragsrecht des Papstes auf ihre Gesellschaft an.

Pater d'Algrigny unterbrechend, hastig aus, — dann kann ich . . . darf ich Sie nicht anhören!

Und der junge Priester wurde bleich; man sah an der Bestürzung seiner Züge, daß ein heftiger Kampf in seinem Innern vorging; aber, indem er bald wieder seine erste Entschlossenheit annahm, erhob er die Stirn wieder, und einen zuversichtlichen Blick auf den Pater d'Algrigny und auf Robin werfend, die sich stumm vor Erstaunen anblickten, begann er wieder:

— Ich wiederhole Ihnen, mein Vater, wenn es sich um vertrauliche Mittheilungen über die Gesellschaft handelt, so kann ich Sie nicht anhören.

— Wahrlich, mein lieber Sohn, Sie verursachen mir ein unendliches Erstaunen. Was haben Sie, mein Gott! . . . Ihre Züge sind bestürzt, Ihre Gemüthserschütterung ist sichtbar . . . Lassen Sie hören . . . reden Sie . . . ohne Furcht . . . Warum können Sie mich nicht weiter anhören?

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Vater, bevor . . . auch ich Ihnen die Vergangenheit flüchtig auseinander gesetzt habe . . . so, wie die Fähigkeit sie zu beurtheilen mir seit einiger Zeit verliessen worden ist . . . Sie werden dann einsehen, mein Vater, daß ich kein Recht mehr auf Ihre Mittheilungen habe, denn bald wird uns ohne Zweifel ein Abgrund trennen.

Es ist unmöglich, den flüchtigen Blick zu schildern, welchen Robin und der Pater d'Algrigny bei diesen Worten Gabriels auswechselten; der Socius begann

an seinen Nägeln zu lauen, indem er sein erzürntes Schlangenauge auf Gabriel bestete; der Vater d'Aigrigny wurde todtensbleich; seine Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiß. Er fragte sich mit Entsetzen, ob in dem Augenblicke, wo er dem Ziele nahe war, das Hinderniß von Gabriel kommen würde, zu Gunsten dessen alle Hindernisse beseitigt worden waren.

Dieser Gedanke war zum Verzweifeln. Indessen der ehrwürdige Vater beherrschte sich auf eine bewundernswürdige Weise, blieb ruhig und antwortete mit liebevoller Salbung:

— Es ist mir unmöglich zu glauben, mein lieber Sohn, daß Sie und ich jemals durch einen Abgrund getrennt sein könnten . . . es sei denn, daß es der Abgrund des Schmerzes wäre, welchen mir irgend eine gefährliche Verletzung Ihres Seelenheiltes verursachen würde; . . . aber . . . reden Sie . . . ich höre auf Sie . . .

— Es ist in der That zwölf Jahre her, mein Vater, — erwiderte Gabriel mit einer festen Stimme, und indem er allmählig heftiger wurde, — daß ich durch Ihre Bemühungen in ein Kollegium der Gesellschaft Jesu eingetreten bin . . . Ich trat liebend, rechtschaffen und vertrauend in dasselbe . . . Auf welche Weise hat man gleich Anfangs diese kostbaren Instincte der Kindheit ermutigt? . . . auf folgende . . . Am Tage meines Eintrittes sagte der Superior zu mir, indem er mir zwei etwas ältere Knaben, als ich, andeutete: — „Das sind die Kameraden, welche Sie vorziehen wer-

ben; Sie werden immer alle Drei mit einander spazieren gehen; die Vorschrift des Hauses verbietet jede Unterhaltung zu Zwei; die Vorschrift gebietet auch, daß Sie aufmerksam auf das hören, was Ihre Kameraden sagen werden, um es mir wieder berichten zu können, denn diese lieben Kinder können ohne ihr Wissen böse Gedanken und Fehler zu begehen vorhaben; wenn Sie also Ihre Kameraden lieben, so müssen Sie mich von ihren verderblichen Neigungen unterrichten, damit meine väterlichen Vorstellungen ihnen die Züchtigung ersparen, indem ich den Fehlern vorbeuge; ... es ist besser, dem Bösen vorzubeugen, als es zu bestrafen."

— Das sind in der That, mein lieber Sohn, — sagte der Vater d'Aigrigny, — die Vorschriften unserer Häuser, und die Sprache, welche man gegen alle Jünglinge, die sich darin vorstellen, führt.

— Ich weiß es, mein Vater ... — antwortete Gabriel mit Bitterkeit, — drei Tage nachher belauschte ich armes und leichtgläubiges Kind demnach auch treuherziger Weise meine Kameraden, indem ich sie behörchte, mir ihre Unterredungen einprägte, und sie dem Superior hinterbrachte, der mich wegen meines Eifers lobte ... Das, was man mich thun ließ, war schändlich ... und dennoch, Gott weiß es, glaubte ich eine christliche Pflicht zu erfüllen; ich war glücklich, den Befehlen meines Superiors zu gehorchen, den ich achtete, und dessen Worte ich in meinem kindlichen Glauben anhörte, wie ich die Worte Gottes angehört haben würde ... Späterhin

... eines Tages, als ich mich einer Verletzung der Vorschriften des Hauses schuldig gemacht hatte, sagte der Superior zu mir: Sie haben eine strenge Strafe verdient, mein Sohn; aber sie soll Ihnen erlassen sein, wenn es Ihnen gelingt, einen Ihrer Kameraden bei demselben Vergehen zu ertappen, das Sie begangen haben*). ... Und aus Furcht, daß trotz meines Glaubens und meines blinden Gehorsams, diese, auf das persönliche Interesse gegründete Aufmunterung zur Angeberei mir abscheulich erscheinen möchte, fügte der Superior hinzu: — Ich rede in dem Interesse des Seelenheils Ihres Kameraden, mein Sohn; denn wenn er der Züchtigung entrönne, so würde er sich durch die Ungestrastheit an das Böse gewöhnen; wenn Sie ihn nun aber auf dem Vergehen ertappen und ihm eine heilsame Züchtigung zuziehen, so werden Sie den doppelten Vortheil haben, zu seinem Seelenheil beizutragen, und sich einer verdienten Strafe zu entziehen, deren Erlassung Sie sich aber durch Ihren Eifer für Ihren Nächsten erworben haben.

— Gewiß, — erwiderte der Pater d'Aigrigny, im-

*) Diese Verpflichtungen zum Spioniren und diese abscheulichen Aufmunterungen zur Angeberei sind die Grundlage der von den ehrwürdigen Vätern gegebenen Erziehung.

mer mehr über Gabriels Sprache entsteht, — und in Wahrheit, mein lieber Sohn, alles das ist der in unseren Kollegien befolgten Vorschrift und den Gebräuchen der Mitglieder unserer Gesellschaft gemäß: — Die sich gegenseitig ohne Nachtheil für die gegenseitige Liebe und christliche Barmherzigkeit, und zu ihrem größten geistigen Vortheile an-geben, besonders, wenn es der Superior zu der höchsten Verherrlichung Gottes befohlen oder verlangt hat *).

— Ich weiß es ... — rief Gabriel aus; — ich weiß es; im Namen des Heiligsten und Höchsten, was es für den Menschen giebt, ermutigte man mich auf diese Weise zum Bösen.

— Mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er unter einem Anscheine verletzter Würde seinen geheimen und zunehmenden Schrecken zu verbergen suchte, — von Ihnen gegen mich ... sind diese Worte zum Mindesten seltsam.

In diesem Augenblicke begann Robin, indem er das Kamin verließ, an das er sich gelehnt hatte, mit einer nachdenkenden Miene in dem Zimmer auf und ab zu gehen, ohne daß er dabei aufhörte, an seinen Nägeln zu kauen.

*) Alles dieses ist ein wörtlicher Auszug aus den Constitutionen der Jesuiten, *Examen général*, T. 2. pag. 29. (Edit. Paulin, 1843.)

— Es ist mir höchst schmerzlich, — fügte der Pater d'Aigrigny hinzu, — daß ich genöthigt bin, Sie daran zu erinnern, daß Sie die Erziehung, welche Sie empfangen haben, uns danken.

— Das waren ihre Früchte, mein Vater, — begann Gabriel wieder. — Bis dahin . . . hatte ich die anderen Kinder mit einer Art von Uneigennützigkeit belauert . . . aber die Befehle des Superiors hatten mich einen Schritt weiter auf dieser unwürdigen Bahn thun lassen . . . Ich war Angeber geworden, um einer verdienten Strafe zu entgehen . . . Und so groß war mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen, daß ich mich daran gewöhnte, unschuldiger und treuherziger Weise eine doppelt abscheuliche Rolle auszuführen; indessen einmal, ich gestehe es, durch unbestimmte Bedenkllichkeiten gequält, das letzte Sträuben edelmüthiger Gefühle, die man in mir ersuchte, fragte ich mich, ob der christliche und religiöse Zweck, den man diesen Angeberereien, diesem beständigen Spioniren beilegte, hinreichend wäre, um mich freizusprechen; ich theilte meine Besorgnisse dem Superior mit; er antwortete mir, daß ich nicht zu grübeln, sondern zu gehorchen hätte, und daß ihm allein die Verantwortlichkeit meiner Handlungen zukaame.

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er sich unwillkürlich einer unendlichen Niedergeschlagenheit überließ, — ach! ich hatte Recht, Ihre Reise nach Amerika nicht zugeben zu wollen.

— Und die Vorsehung hat gewollt, daß gerade in diesem neuen, fruchtbaren und freien Lande, durch einen seltsamen Zufall über die Gegenwart und über die Vergangenheit aufgeklärt, sich meine Augen endlich geöffnet haben, — rief Gabriel aus. — Ja, in Amerika, das traurige Haus verlassend, in welchem ich so viele Jahre meiner Jugend zugebracht, und mich zum ersten Male in der Mitte der unermesslichen Ebnen, die ich durchwanderte, der göttlichen Majestät gegenüber befindend . . . dort habe ich, nieder gebeugt von so viel Herrlichkeit und so viel Größe, einen Schwur gethan . . . — Aber Gabriel unterbrach sich, und begann wieder: — Sogleich, mein Vater, werde ich mich über diesen Schwur erklären; aber, glauben Sie mir, mein Vater, — fügte der Missionar mit einem unendlich schmerzlichen Ausdrücke hinzu, — es war ein sehr verhängnißvoller, sehr trauriger Tag, an welchem ich dasjenige habe fürchten und anklagen müssen, was ich während so langer Zeit gesegnet und verehrt hatte . . . O! ich versichere Ihnen, mein Vater . . . — fügte Gabriel mit feuchten Augen hinzu, — daß ich damals nicht über mich allein geweint habe.

— Ich kenne die Güte Ihres Herzens, mein lieber Sohn, — erwiderte der Vater d'Aigrigny, indem er, Gabriels Nührung sehend, wieder einen Schimmer von Hoffnung faßte, — ich fürchte, daß Sie sich verirrt haben; aber vertrauen Sie sich uns, als Ihren geistlichen Vätern an, und ich hoffe, daß wir Ihren unglücklicher

Welse erschütterten Glauben wieder befestigen, die Rebel, welche Ihr Gesicht verfinstert haben, zerstreuen werden ... denn, ach! mein lieber Sohn, in Ihrer Täuschung, werden Sie irgend einen trügerischen Schein für den reinen Glanz des Tages genommen haben ... Fahren Sie fort.

Während der Pater d'Aigrigny so sprach, blieb Robin stehen, nahm eine Schreibtafel aus seiner Tasche, und schrieb einige Anmerkungen.

Gabriel wurde immer bleicher und aufgeregter; er bedurfte eines großen Muthes, um so zu sprechen, wie er sprach, denn seit seiner Reise nach Amerika hatte er die furchtbare Macht der Gesellschaft kennen gelernt; aber da diese, aus dem Gesichtspunkte einer aufgeklärteren Gegenwart aufgefaßte Darlegung der Vergangenheit die Entschuldigung oder vielmehr der Grund des Entschlusses war, welchen er seinem Oberen zu erklären im Begriffe stand, so wollte er, trotz der Gefahr, welcher er wesentlich die Spitze bot, Alles auseinander legen.

Er fuhr demnach mit einer tiefbewegten Stimme fort:

— Sie wissen, mein Vater, das Ende meiner Kindheit, dieses glückselige Alter der Offenherzigkeit und der unschuldigen, theilnehmenden Freude, verfloß in einer Atmosphäre der Furcht, des Druckes und argwöhnischen Ausspähens. Wie, ach! hätte ich mich der geringsten Regung des Vertrauens und der Pingebug überlassen können, wenn man mir jeden Augenblick anempfahl, die

Blide desjenigen zu vermeiden, der mit mir spräche, um besser den Eindruck zu verbergen, den er mir durch seine Worte verursachen könnte, Alles zu verhehlen, was ich empfände, Alles zu beobachten, Alles um mich herum zu behorchen? Auf diese Weise erreichte ich das Alter von fünfzehn Jahren; die sehr seltenen Besuche, die man mir, aber immer in Gegenwart eines unserer Väter, meiner Adoptiv-Mutter und meinem Bruder abzustatten erlaubte, wurden nach und nach in der Absicht unterdrückt, mein Herz gänzlich allen sanften und zärtlichen Gefühlen zu verschließen. Finster, furchtsam, in diesem traurigen, schweigsamen, frostigen, großen Hause, fühlte ich, daß man mich immer mehr von der liebenden und freien Welt absondere; meine Zeit theilte sich zwischen verstümmelte Studien ohne Zusammenhang, ohne Richtung, und in zahlreiche Stunden kleinlicher Andachtsübungen. Aber, mein Vater, ich frage Sie, suchte man jemals unsere jugendlichen Seelen durch Worte voll Zärtlichkeit oder evangelischer Liebe zu erwärmen? ... Ach! nein ... An die Stelle der herrlichen Worte des göttlichen Erlösers: Liebet Euch unter einander, schien man die gesetzt zu haben: Mißtrauet einander ... — Endlich, mein Vater, sagte man uns jemals ein Wort von Vaterland und von Freiheit? Nein ... o! nein, denn diese Worte da machen das Herz klopfen, und das Herz soll nicht klopfen ... Auf unsere Stunden des Studiums und der Andachtsübungen folgten als einzige Zerstreuung einige Spaziergänge zu

Dreien ... niemals zu Zweien, weil bei Dreien die gegenseitige Angeberei ausführbarer ist*), und weil, da zu Zwei leichter ein vertrauliches Verhältnis entsteht, sich eine dieser heiligen, edlen Freundschaften hätte knüpfen können, die wieder das Herz klopfen lassen, und das Herz darf nicht klopfen ... Durch dieses beständige Unterdrücken ist demnach auch ein Tag gekommen, an welchem ich nicht mehr gefühlt habe; seit sechs Monaten hatte ich weder meinen Bruder, noch meine Adoptiv-Mutter gesehen; ... sie kamen nach dem Kollegium ... Einige Jahre zuvor würde ich sie mit, mit Thränen untermischten Ausbrüchen der Freude empfangen haben ... Dieses Mal blieben meine Augen trocken, mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich in Thränen zerfließend; ... der Anblick dieses Schmerzes überraschte mich indessen ... ich hatte nur Bewußtsein und Schauer vor dieser eiligen Gefühllosigkeit, die sich meiner bemächtigt hatte, seitdem ich dieses Grab bewohnte. Entsetzt, wollte ich es verlassen, während ich noch die Kraft dazu hatte ... Da sprach ich mit Ihnen, mein Vater, von der Wahl eines Standes ... denn

*) Die Strenge dieser Anordnung ist in den Jesuiten-Kollegien so groß, daß, wenn drei Schüler mit einander spazieren gehen, und einer von den Dreien seine Kameraden einen Augenblick lang verläßt, die beiden Andern genöthigt sind, sich von einander, außer dem Bereiche der Stimme, bis zur Rückkehr des Dritten zu entfernen.

während dieser wenigen Augenblicke des Erwachens hatte es mir gescheinen, als ob ich in der Ferne das thätige und fruchtbare Leben, das arbeitsame und freie Leben, das Leben der Liebe, der Familie brausen hörte . . . O! wie ich damals das Bedürfnis nach Bewegung, nach Freiheit, nach edlen und warmen Empfindungen fühlte! da hätte ich zum Mindesten das Leben der Seele wiedergefunden, das mich floh . . . Ich sagte es Ihnen, mein Vater . . . indem ich Ihre Kniee umschlang, die ich mit Thränen benetzte, . . . das Leben des Handwerkers oder des Soldaten; Alles wäre mir recht gewesen . . . da theilten Sie mir mit, daß meine Adoptiv-Mutter, der ich das Leben verdankte, denn sie hatte mich vor Elend sterbend gefunden . . . denn sie, die selbst arm, hatte mir die Hälfte von dem Brode ihres Kindes gegeben . . . ein wundervolles Opfer für eine Mutter . . . da, — begann Gabriel zögernd und die Augen niederschlagend wieder, denn er war einer jener edlen Charaktere, die über die Schändlichkeiten, deren Opfer sie sind, erröthen und sich beschämt fühlen, — da, mein Vater, — begann Gabriel nach einem neuen Zögern wieder, — theilten Sie mir mit, daß meine Adoptiv-Mutter nur einen Zweck, nur einen Wunsch hatte, den . . .

— Den, Sie den geistlichen Stand ergreifen zu sehen, mein lieber Sohn, — erwiderte der Pater d'Algrigny, — da dieses fromme und vollkommene Wesen hoffte, daß, indem Jste für Ihr Seelenheil sorgte, Sie das

ihrige sichern würden; . . . aber sie wagte nicht, Ihnen ihren Gedanken einzugestehn, indem sie fürchtete, daß Sie einen eigennützigen Wunsch darin sehen möchten . . .

— Genug . . . mein Vater, — sagte Gabriel, indem er den Pater d'Aigrigny mit einer Regung unwillkürlicher Empörung unterbrach, — es ist mir schmerzlich, Sie einen Irrthum behaupten zu hören: Franziska Beauvoin hat diesen Gedanken niemals gehabt . . .

— Sie sind sehr rasch in Ihren Urtheilen, mein lieber Sohn, — erwiderte der Pater d'Aigrigny auf eine sanfte Weise; — ich sage Ihnen, ich, daß das der einzige und alleinige Gedanke Ihrer Adoptiv-Mutter gewesen ist . . .

— Gestern, mein Vater, hat sie mir Alles gesagt. Sie und ich sind gegenseitig betrogen worden:

— Demnach also, mein lieber Sohn, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine strenge Weise zu Gabriel, — stellen Sie das Wort Ihrer Adoptiv-Mutter über das meinige? . . .

— Ersparen Sie mir eine für Sie und für mich schmerzliche Antwort, mein Vater, — sagte Gabriel, indem er die Augen niederschlug.

— Werden Sie mir jetzt sagen, — begann der Pater d'Aigrigny mit Bangigkeit wieder, — was Sie mir . . .

Der ehrwürdige Pater vermochte nicht auszusprechen. Samuel trat ein und sagte:

— Ein Mann von einem gewissen Alter verlangt Herrn Robin zu sprechen.

— Das bin ich, mein Herr, ich danke Ihnen, — antwortete der Socinus ziemlich überrascht.

Dann, bevor er mit dem Juden fortging, übergab er dem Vater d'Algrigny einige, mit Bleistift auf ein Blatt Papier seiner Briefftasche geschriebene Worte.

Robin verließ, ziemlich unruhig zu erfahren, wer ihn in der Straße Saint-François aussuchen könnte, das Zimmer.

Der Vater d'Algrigny und Gabriel blieben allein.

XX.

Der Bruch.

In eine tödliche Angst versenkt, hatte der Vater d'Algrigny Robins Billet maschinenmäßig genommen, indem er es in der Hand hielt, ohne daß es ihm nur einfiel, es zu öffnen; der ehrwürdige Vater fragte sich mit Entsetzen, welchen Beschluß Gabriel seinen Beschuldigungen über die Vergangenheit geben würde; er wagte nicht, ihm auf seine Vorwürfe zu antworten, indem er sich fürchtete, den jungen Priester zu erzürnen, auf dessen Kopfe noch so unermessliche Interessen ruheten.

Nach den Constitutionen der Gesellschaft Jesu konnte Gabriel nichts als Eigenthum besitzen; außerdem hatte der ehrwürdige Vater Sorge getragen, von ihm eine ausdrückliche Verzichtleistung auf alles Vermögen, das ihm eines Tages zufallen könnte, zu Gunsten des Ordens zu erlangen; aber der Anfang dieser Unterredung schien eine so gefährliche Aenderung der Ansichten Gabriels in Bezug auf die Gesellschaft zu verkünden, daß dieser die Bande, welche ihn an die Gesellschaft knüpften, brechen wollte; in diesem Falle war er

nicht gesetzmäßig verbunden, irgend eine seiner Versprechungen zu erfüllen *). Die Schenkung war der Sache nach aufgehoben, und in dem Momente, wo sie auf eine so glückliche Weise durch den Besitz des unermesslichen Vermögens der Familie Rennepont verwirklicht werden sollten, fanden sich die Hoffnungen des Pater d'Aigrigny gänzlich und für immer zerstört.

Von allen den Verlegenheiten, in welchen sich der ehrwürdige Vater seit einiger Zeit in Bezug auf diese Erbschaft befunden hatte, war keine unvorhergesehener, schrecklicher gewesen.

Indem er sich fürchtete, Gabriel zu unterbrechen oder zu befragen, erwartete der Pater d'Aigrigny mit einem stummen Schreden die Entwicklung dieser bis dahin so drohenden Unterredung.

Der Missionair begann wieder:

— Es ist meine Pflicht, mein Vater, in dieser Darlegung meines vergangenen Lebens bis zu dem Momente meiner Abreise nach Amerika fortzufahren; Sie werden sogleich verstehen, warum ich mir diese Verbindlichkeit auferlege.

*) Die Statuten sagen ausdrücklich, daß die Gesellschaft die Mitglieder aus ihrem Schoosse verstoßen kann, die ihr nutzlos oder gefährlich scheinen; aber es ist keinem Mitgliede erlaubt, die Bande zu brechen, die es an die Gesellschaft fesseln, wenn diese es in ihrem Interesse findet, es zu behalten.

Der Vater d'Algrigny gab ihm ein Zeichen zu sprechen.

— Einmal von dem vorgeblichen Wunsche meiner Adoptiv-Mutter unterrichtet, ergab ich mich darein . . . obgleich es mir sehr schwer wurde . . . ich verließ das traurige Haus . . . in welchem ich einen Theil meiner Kindheit und meiner ersten Jugend zugebracht hatte, um in ein Seminar der Gesellschaft zu treten. Mein Entschluß war nicht durch einen unwiderstehlichen religiösen Beruf vorgeschrieben . . . sondern durch den Wunsch, eine heilige Schuld gegen meine Adoptiv-Mutter abzutragen. Indessen ist der wahre Geist der Christusreligion so belebend, daß ich mich bei dem Gedanken, die herrlichen Lehren des göttlichen Erlösers auszuüben, wieder ermuntert, wieder erwärmt fühlte. Statt dem Kollegium zu gleichen, in welchem ich bis dahin unter einem strengen Drucke gelebt hatte, war in meinen Gedanken ein Seminar ein gesegneter Ort, in welchem Alles, was es Reines, was es Warmes in der evangelischen Brüderschaft giebt, auf das gemeinschaftliche Leben angewandt würde, wo man, zum Beispiele, beständig heiße Liebe für die Menschheit, die unaussprechliche Bönne der Barmherzigkeit und der Duldung predigte, wo man das unsterbliche Wort Christi in seinem umfassendsten, in seinem fruchtbarsten Sinne auslegte, wo man sich endlich durch die gewöhnliche Ausdehnung der edelsten Gefinnungen zu diesem herrlichen Apostelamte vorbereitete, die Reichen und die

Glücklichen durch die Leiden und die Qualen ihrer Brüder zu rühren, indem man ihnen das abscheuliche Elend der Menschheit entschleierte . . . Eine Mahene und heilige Moral, der Niemand widersteht, wenn man sie mit Augen voller Thränen, mit einem von Liebe und Barmherzigkeit überströmenden Herzen predigt!!

Indem er diese letzten Worte mit einer unendlichen Erschütterung aussprach, wurden Gabriels Augen feucht, sein Gesicht leuchtete von einer engelgleichen Schönheit.

— Das ist in der That der Geist des Christenthums, mein lieber Sohn; aber man muß vor Allem den Buchstaben davon studiren und erklären, — antwortete der Pater d'Algrigny auf eine kalte Weise. — Für dieses Studium sind die Seminare unserer Gesellschaft insbesondere bestimmt. Die Auslegung des Buchstabens ist ein Werk der Zergliederung, der Disciplin, der Unterwerfung, und nicht ein Werk des Herzens und des Gefühles . . .

— Ich wurde es nur zu sehr gewahr, mein Vater . . . Bei meinem Eintritte in dieses neue Haus . . . sah ich leider meine Hoffnungen vernichtet; einen Augenblick lang geöffnet, schloß sich mein Herz wieder; statt eines Mittelpunktes von Leben, Liebe und Jugendmuth, von dem ich geträumt hatte, fand ich in diesem schweigenden und eifrigen Seminar dieselbe Unterdrückung jedes edlen Aufstrebens, dieselbe unerbittliche Disciplin, dasselbe System gegenseitiger Angeberei, dasselbe Mißtrauen, dieselben unüberwindlichen Hindernisse für jedes Freund-

schaftsbündniß wieder . . . Der Eifer, welcher einen Augenblick lang mein Herz wieder erwärmt hatte, erkaltete demnach auch; ich versank allmählig wieder in die Gewohnheiten eines unthätigen, leidenden, maschinenmäßigen Lebens zurück, das eine unbarmherzige Gewalt mit einer mechanischen Pünktlichkeit eben so regelte, wie man die leblose Bewegung einer Uhr regelt.

— Weill die Ordnung, der Gehorsam und die Regelmäßigkeit die ersten Fundamente unserer Gesellschaft sind, mein lieber Sohn.

— Ach! mein Vater, es war der Tod und nicht das Leben, das man auf diese Weise regelte; inmitten dieser Vernichtung jedes edlen Grundsatzes widmete ich mich den scholastischen und theologischen Studien. Finstere und traurige Studien, ein arglistiges, drohendes oder feindliches Studium, das immer Ideen der Gefahr, des Kampfes, des Krieges, — und niemals Ideen des Friedens, des Fortschreitens und der Freiheit erweckt.

— Die Theologie, mein lieber Sohn, — sagte der Vater d'Algrigny auf eine strenge Weise, — ist zu gleicher Zeit ein Panzer und ein Schwert; ein Panzer, um das katholische Dogma zu schützen und zu bedecken, ein Schwert, um die Ketzerei anzugreifen.

— Indessen, mein Vater, Christus und seine Apostel kannten diese dunkle Wissenschaft nicht, und auf ihre einfachen und rührenden Worte wurden die Menschen wiedergeboren, folgte die Freiheit auf die Sklaverei . . . Genügt das Evangelium, dieses göttliche Gesetzbuch

nicht, um den Menschen zu lehren, sich einander zu lieben? . . . Aber, ach! weit davon entfernt, uns diese Sprache hören zu lassen, unterhielt man uns zu oft von Religionskriegen, indem man die Ströme von Blut aufzählte, deren es bedurft hätte, um dem Herrn angenehm zu sein und die Ketzerei zu ersticken. Diese schrecklichen Lehren machten unser Leben noch weit trauriger. In dem Maße, als wir uns dem Ende der Jünglingsjahre näherten, nahmen unsere Seminarverbindungen einen Charakter von Bitterkeit, Eifersucht und immer zunehmenden Argwohn an. Die sich auf ernstere Gegenstände anwendende Gewohnheit der Angeberei erzeugte dumpfen Haß, tiefen Groll. Ich war weder besser, noch schlechter, als die Anderen; seit Jahren an das eiserne Joch des leidenden Gehorsams gewöhnt, jeder Prüfung, allem freien Willen entwöhnt, demüthig und zitternd vor unseren Oberen, boten wir Alle denselben blassen, finsternen und verbleichten Ausdruck . . . Endlich nahm ich die Weihen; als ich Priester war, haben Sie mich aufgefordert, mein Vater, in die Gesellschaft Jesu zu treten, oder ich habe mich vielmehr unmerklich, und fast ohne mein Wissen, zu diesem Entschlusse gebracht gefunden . . . Wie? Ich weiß es nicht . . . seit so langer Zeit gehörte mein Wille mir nicht mehr an. Ich hielt alle Prüfungen aus; . . . die schrecklichste wurde entscheidend: . . . seit mehreren Monaten hatte ich in der Stille meiner Zelle gelebt, indem ich mit Ergebung die seltsamen und maschinenmäßigen Andachtsübungen ver-

richtete, welche Sie mir anbefohlen hatten, mein Vater. Mit Ausnahme Eurer Ehrwürden näherte sich mir während dieses langen Zeitraumes Niemand; keine menschliche Stimme, als die Ihrige, traf mein Ohr, . . . Nachts empfand ich zuweilen unbestimmtes Entsetzen, . . . meinem durch das Fasten, durch die Kasteiungen und durch die Einsamkeit geschwächten Geiste stellten sich dann schreckliche Erscheinungen dar; andere Male empfand ich dagegen eine Niedergeschlagenheit voller Besorgnisse, wenn ich daran dachte, daß ich mich durch das Aussprechen meiner Gelübde für immer von der Last des Willens und des Denkens befreie . . . Dann überließ ich mich einer unüberwindlichen Betäubung, gleich jenen Unglücklichen, welche auf den Schneefeldern der Erstarrung einer tödtenden Kälte nachgeben . . . Ich erwartete den verhängnißvollen Moment . . . Endlich, in meinem Todeskampfe erstickend*), beschleunigte ich, wie es die Disziplin will, mein Vater, den Moment, um den letzten Act meines dahinschwindenden Willens zu vollbringen: das Gelübde, auf die Ausübung meines Willens zu verzichten.

— Erinnern Sie sich, mein lieber Sohn, — erwiderte der Pater d'Aigrigny, bleich und von zunehmender

*) Dieser Ausdruck ist textmäßig . . . Es ist durch die Constitution ausdrücklich anempfohlen, diesen entscheidenden Moment der Prüfung abzuwarten, um das Ablegen der Gelübde zu beschleunigen.

Wangigkeit gemartert, — erinnern Sie sich, daß ich Ihnen am Abend vor dem zum Ablegen Ihrer Gelübde festgesetzten Tage, nach den Vorschriften unserer Gesellschaft, angeboten habe, darauf zu verzichten, einer der Unsrigen zu sein, indem ich Sie vollkommen frei ließ, denn wir nehmen nur freiwillige Verufe an.

— Es ist wahr, mein Vater, — antwortete Gabriel mit einer schmerzlichen Bitterkeit, — daß, als ich erschöpft, gebrochen durch drei Monate der Einsamkeit und der Prüfungen, vernichtet . . . unfähig war, eine Bewegung zu machen, Sie die Thür meiner Zelle geöffnet haben, . . . indem Sie mir sagten: — „Wenn Sie wollen, stehen Sie auf . . . gehen Sie . . . Sie sind frei . . .“ — Ach! die Kräfte fehlten mir; der einzige Wunsch meiner trägen und seit so langer Zeit gelähmten Seele war die Ruhe des Grabes . . . demnach sprach ich auch unwiderrufliche Gelübde aus, und ich sank wie ein Leichnam in Ihre Hände zurück . . .

— Und bis jetzt, mein lieber Sohn, haben Sie niemals gegen diesen Gehorsam als Leichnam gesehlt . . . wie ihn in der That unser glorreicher Stifter genannt hat . . . weil er um so verdienstlicher ist, je unumschränkter dieser Gehorsam ist.

Nach einem Momente des Schweigens begann Gabriel wieder:

— Sie hatten mir immer den wahren Zweck der Gesellschaft, in welche ich eintrat, verheimlicht, mein Vater . . . Die gänzliche Aufgebung meines Willens,

den ich meinen Oberen übergab, war im Namen der größten Verherrlichung Gottes von mir verlangt worden; ... sobald ich mein Gelübde abgelegt, sollte ich in ihren Händen nur ein gefügiges, gehorsames Werkzeug sein; aber nach Ihrer Aussage sollte ich zu einem heiligen, schönen und erhabenen Werke verwendet werden ... Ich glaubte Ihnen, mein Vater, ... wie hätte ich Ihnen nicht glauben sollen? ... Ich wartete: ... ein trauriges Ereigniß änderte meine Bestimmung ... eine schmerzliche Krankheit, verursacht durch ...

— Mein Sohn, — rief der Vater d'Aigrigny aus, indem er Gabriel unterbrach, — es ist unnöthig, an diese Umstände zu erinnern.

— Verzeihen Sie mir, mein Vater, ich muß Sie an Alles erinnern; ... ich habe das Recht, gehört zu werden; ... ich will keine der Thatfachen mit Stillschweigen übergehen, die mir den unwandelbaren Entschluß vorgeschrieben haben, den ich Ihnen anzuzeigen habe.

— So sprechen Sie denn, mein Sohn, — sagte der Vater d'Aigrigny, indem er die Stirn runzelte, und entsezt über das schien, was ihm der junge Priester sagen würde, dessen bis dahin bleiche Wangen sich mit einer feurigen Röthe bedeckten.

— Sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika, — begann Gabriel, die Augen niederschlagend, wieder, — haben Sie mir gesagt, daß Sie mich für den Beichtstuhl bestimmten ... und ... um mich zu diesem heiligen

Dienste vorzubereiten . . . haben Sie mir ein Buch gegeben . . .

Gabriel zögerte von Neuem. Seine Röthe steigerte sich. Der Pater d'Aigrigny unterdrückte mit Mühe eine Regung von Unwillen und Zorn.

— Sie haben mir ein Buch gegeben, — begann der junge Priester wieder, indem er sich zu überwinden suchte, — ein Buch, das die Fragen enthielt, welche ein Beichtvater an junge Männer . . . an junge Mädchen . . . und an verheirathete Frauen richten kann . . . wenn sie vor den Richterstuhl der Beichte treten . . . Mein Gott!! — fügte Gabriel bei dieser Erinnerung erbebend hinzu, — ich werde niemals diesen schrecklichen Moment vergessen; . . . es war am Abend . . . Ich zog mich in mein Zimmer zurück, . . . indem ich dieses Buch mitnahm, das, wie Sie mir sagten, von einem unserer Väter verfaßt, und von einem frommen Bischof vervollständigt wäre*). Voller Ehrerbietung, voller Ver-

*) Aus Achtung für unsere Leser ist es uns unmöglich, selbst nicht im Lateinischen, einen Begriff von diesem schändlichen Buche zu geben. Herr Génin spricht sich in seinem muthigen und vor-
trefflichen Werke: Von den Jesuiten und von der Un-
versträt, auf folgende Weise darüber aus:

„Ich empfinde bei dem Beginnen dieses Kapitels eine große Verlegenheit; es handelt sich darum, ein Buch kennen zu lehren, das unmöglich zu übersetzen, schwierig termmäßig anzuführen ist, denn dieses Latein trotz der Rechtschaffenheit mit zu vieler Frech-

trauen und Glauben . . . schlug ich diese Seiten auf . . . Anfangs verstand ich sie nicht . . . dann endlich . . . verstand ich sie . . . da war ich von Scham und Abscheu ergriffen, vor Bestürzung betroffen; kaum hatte ich die Kraft, mit zitternder Hand dieses abscheuliche Buch zu schließen, . . . und ich eilte zu Ihnen, mein Vater, . . .

heit. Jedenfalls rufe ich die Rücksicht des Lesers an; ich verspreche ihm dagegen, ihm so viel Schlüpfrigkeiten zu ersparen, als ich vermag."

Weiter hin, in Bezug auf die durch das Compendium aufgelegten Traaen, ruft Herr Génin mit einer edlen Empörung aus:

„Was sind denn das für Unterredungen, die in dem Beichtstuhle, die zwischen dem Priester und einer verheiratheten Frau stattfinden? . . . Ich verzichte darauf, über das Uebrige zu sprechen."

Endlich sagt der Verfasser der Entdeckungen eines Bibliophilen, nachdem er wörtlich eine große Anzahl von Stellen dieses abscheulichen Katechismus angeführt hat:

„Meine Feder weigert sich, diese Encyclopädie aller Schändlichkeiten ausführlicher wiederzugeben. Ich empfinde etwas, wie einen Gewissensbiss, der mich entsetzt, darüber, so weit gegangen zu sein. Ich mag mir noch so sehr sagen, daß ich ja nur abgeschrieben habe, es bleibt mir der Schauer, welchen man empfindet, nachdem man Gift berührt hat. Und dennoch ist es gerade dieser Schauer, welcher mich beruhigt. Je größer in der Kirche Jesu Christi ein Uebel ist, wenn es sich um einen Irrthum handelt, desto schneller, desto wirksamer folgt ihm, nach der wunderbaren Anordnung Gottes, das Heilmittel. Die Heiligkeit der Moral kann nicht in Gefahr sein, ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt und sich hören läßt."

um mich anzuklagen, unwillkürlich die Augen auf diese namenlosen Seiten geworfen zu haben, ... die Sie, aus Irrthum, in meine Hände gelegt hätten.

— Erinnern Sie sich auch, mein lieber Sohn, — sagte der Vater d'Algrigny auf eine gravitätische Weise, — daß ich Ihre Bedenkllichkeiten beruhigte, Ihnen sagte, daß ein Priester, der bestimmt sei, unter dem Siegel der Beichte Alles zu hören, auch Alles kennen, Alles wissen, und Alles würdigen können müßte; ... daß unsere Gesellschaft das Lesen dieses Compendiums, als eines klassischen Werkes, den jungen Diakonen, den Seminaristen und den jungen Priestern auferlege, welche sich für den Beichtstuhl bestimmten ...

— Ich glaubte Ihnen, mein Vater, die Gewohnheit des willenlosen Gehorsams war so mächtig in mir, die Disciplin hatte mich so sehr aller Prüfung entwöhnt, daß ich mir, trotz meines Schauders, wie über ein schweres Vergehen Vorwürfe machte; indem ich mich Ihrer Worte erinnerte, nahm ich das Buch wieder mit mir auf mein Zimmer; und las es ... O! mein Vater ... welche entseßlichen Offenbarungen dessen, was die Heppigkeit am meisten Strafbares, am meisten Sittenloses in ihrer Wollust bietet! Und ich befand mich im kräftigsten Alter ... und bis hierhin hatten mich meine Unwissenheit und der Beistand Gottes allein in den schrecklichen Kämpfen gegen die Sinne aufrecht erhalten ... O! welche Nacht!! welche Nacht!! ... In dem Maße, als ich mitten in der tiefen Stille meiner Einsamkeit,

vor Verwirrung und Entsetzen schauernd, diesen Ratchismus gräßlicher, unerhörter, unbekannter Ausschweifungen las . . . in dem Maße, als sich dieses schlüpfrige Bild einer entseßlichen Wollust meiner bis dahin keuschen und reinen Einbildungskraft darbot . . . meinte ich, Du weißt es, mein Gott! daß mein Verstand schwach würde. Ja . . . und er verirrete sich gänzlich . . . denn bald wollte ich dieses höllische Buch fliehen, und ich weiß nicht welcher entseßliche Zauber, welche verzehrende Neugierde mich athemlos, außer mich, vor diesen schändlichen Seiten zurückhielt . . . ich fühlte mich vor Verwirrung und Scham sterben, und dennoch entflammten sich unwillkürlich meine Wangen, ein verzehrendes Feuer rollte durch meine Adern; . . . da vollendeten furchtbare Blendwerke meine Verwirrung . . . es schien mir, als ob ich schlüpfrige Phantome aus diesem verwünschten Buche hervortreten sähe . . . und ich verlor das Bewußtsein, indem ich ihren glühenden Umschlingungen zu entrinnen suchte.

— Sie sprechen von diesem Buche in tadelnswerthen Ausdrücken, — sagte der Pater d'Aigrigny auf eine strenge Weise, — Sie sind das Opfer Ihrer zu feurigen Einbildungskraft gewesen; ihr müßten Sie diesen traurigen, durch ein in seiner Besonderheit vortreffliches und tadelloses Werk, das außerdem durch die Kirche autorisirt ist, hervorgebrachten Eindruck zuschreiben.

— Demnach also, mein Vater, — antwortete Gabriel mit einer unendlichen Bitterkeit, — habe ich kein

Recht, mich darüber zu beklagen, daß meine bis dahin unschuldigen und jungfräulichen Gedanken für immer durch Gräßlichkeiten befudelt worden sind, die ich niemals geahnet hätte, denn ich zweifle, daß diejenigen, welche fähig sind, sich diesen Abscheulichkeiten hinzugeben, deren Vergebung von dem Priester zu fordern kommen.

— Das sind Fragen, die zu beurtheilen Sie nicht fähig sind, — antwortete der Pater d'Algrigny auf eine barsche Weise.

— Ich werde nicht mehr davon reden, mein Vater, — sagte Gabriel, und er begann wieder:

— Eine lange Krankheit folgte auf diese schreckliche Nacht; mehrere Male sagte man mir, daß man fürchte, mein Verstand würde sich verirren. Als ich wieder genesen ... ersahen mir die Vergangenheit wie ein schmerzlicher Traum ... Sie sagten mir nun, mein Vater, daß ich für gewisse Amtsverrichtungen noch nicht reif sei ... Da bat ich Sie inständigst, mich nach den Missionen Amerikas abreisen zu lassen ... Nachdem Sie meine Bitte lange zurückgewiesen, haben Sie eingewilligt ... Ich reiste ab ... Seit meiner Kindheit hatte ich immer in einem Zustande fortwährenden Druckes und Unterwürfigkeit gelebt; dadurch, daß ich mich daran gewöhnt, beständig den Kopf und die Augen zu senken, hatte ich mich so zu sagen entwöhnt, den Himmel und die Herrlichkeit der Natur zu beschauen ... welche unendliche, innige Sonne empfand ich demnach auch, als ich mich plötzlich mitten in die imposante Erhabenheit

des Meeres verlegt befand, als ich mich während der Ueberfahrt zwischen dem Ocean und dem Himmel sah! Da schien es mir, als ob ich aus einem Orte Stockfinsterer und drückender Dunkelheit heraussträte; zum ersten Male fühlte ich mein Herz frei in meiner Brust schlagen! zum ersten Male fühlte ich mich Herr meiner Gedanken, und ich wagte, mein vergangenes Leben zu erforschen, wie man von der Höhe eines Berges in die Tiefe eines dunklen Thales blickt . . . Da erhoben sich seltsame Zweifel in meinem Geiste. Ich fragte mich, mit welchem Rechte, in welcher Absicht man seit so langer Zeit die Ausübung meines Willens, meiner Freiheit, meiner Vernunft unterdrückt, vernichtet hätte, da ich von Gott mit Freiheit, Willen und Vernunft begabt worden war; aber ich sagte mir, daß vielleicht der Zweck dieses erhabenen, schönen und heiligen Werkes, an dem ich mitwirken sollte, mir eines Tages entschleiert werden, und mich für meinen Gehorsam und für meine Ergebung belohnen würde.

In diesem Augenblicke trat Robin wieder ein.

Der Pater d'Aigrigny befragte ihn mit einem bezeichnenden Blicke; der Socius trat auf ihn zu, und sagte, ohne daß es Gabriel hören konnte, leise zu ihm:

— Nichts Wichtiges; . . . man hat mir nur so eben gemeldet, daß der Vater des Marschalls Simon in der Fabrik des Herrn Hardy angekommen sei . . .

Dann einen Blick auf Gabriel werfend, schien Robin den Pater d'Aigrigny zu befragen, welcher mit einer niedergeschlagenen Miene den Kopf senkte. Indessen be-

gann er wieder, indem er sich an Galrend sich Robin von Neuem an das

— Fahren Sie fort, mein lieber E
mich zu erfahren, bei welchem Entschl
blieben sind.

— Ich werde es Ihnen in einem
mein Vater. Ich kam nach Charlest
perior unserer Niederlassung in die
meine Zweifel über den Zweck der Ge
übernahm es, sie aufzuklären; mit
Offenherzigkeit entschleierte er mir die
welchem vielleicht nicht alle Mitglied
strebten, denn eine große Anzahl theil
helt, aber den Zweck, welchen seine
Stiftung des Ordens hartnädig verfo
war entsezt ... Ich las die Casu
mein Vater, war es eine neue und
barung, als ich auf jeder Seite d
Bätern geschriebenen Bücher die E
Rechtfertigung des Diebstahles,
bung, der Nothzucht, des E
Meineides, des Mordes, des Fä

*) Diese Behauptung hat nichts Gewagtes.
aus dem Compendium zum Gebrauche der Se
in Straßburg unter dem Titel: Entdeckunge
blistophilen im Jahre 1843 erschienen sind. Man

Ich... zu & mehr, ich & mehr...

Ich... zu & mehr, ich & mehr...

Ich... zu & mehr, ich & mehr...

Ich... zu & mehr, ich & mehr...

Ich... zu & mehr, ich & mehr...

von nun an etw
solche Lehren v
da legte ich Go
de zu brechen, i

Gabriels wechselt
inen bestürzten Bl
te entschlüpfte ihn
die Erinnerungs
el diese Bewegung
Socius nicht

schlusse, die Gesel
e die Entdeckung,
hmerzlich... Pa
nd gute Seele ist
rzichten und es
Zeit verehrt hat
et dem Gedanken
t einer geheimen
richt bei dieser W
im Gegentheile h
falt über mich gen
te, erhebe Gabri
schwolle Frau, die
e. Dann, nach ei

begann er wieder:
Mission beendigt, bin ich

gann er wieder, indem er sich an Gabriel wandte, während sich Robin von Neuem an das Kamin lehnte:

— Fahren Sie fort, mein lieber Sohn . . . es drängt mich zu erfahren, bei welchem Entschlusse Sie stehen geblieben sind.

— Ich werde es Ihnen in einem Augenblicke sagen, mein Vater. Ich kam nach Charlestown . . . Der Superior unserer Niederlassung in dieser Stadt, dem ich meine Zweifel über den Zweck der Gesellschaft mittheilte, übernahm es, sie aufzuklären; mit einer entseßlichen Offenherzigkeit entschleierte er mir diesen Zweck . . . nach welchem vielleicht nicht alle Mitglieder der Gesellschaft strebten, denn eine große Anzahl theilte meine Unwissenheit, aber den Zweck, welchen seine Oberen seit der Stiftung des Ordens hartnäckig verfolgt haben . . . Ich war entsezt . . . Ich las die Casuisten . . . O! da, mein Vater, war es eine neue und entseßliche Offenbarung, als ich auf jeder Seite dieser von unseren Vätern geschriebenen Bücher die Entschuldigung, die Rechtfertigung des Diebstahles, der Verläumdung, der Nothzucht, des Ehebruches, des Meineides, des Mordes, des Fürstenmordes*)

*) Diese Behauptung hat nichts Gewagtes. Hier sind Auszüge aus dem Compendium zum Gebrauche der Seminarien, welche in Straßburg unter dem Titel: Entdeckungen eines Bibliophilen im Jahre 1843 erschienen sind. Man wird daraus

las ... Als ich bedachte, daß ich, der Priester eines

ersehen, daß die Lehrsätze der ehrwürdigen Väter Gabriel wohl entstehen konnten:

Der Meineid.

„Man fragt, wozu ein Mensch gehalten ist, der auf eine fingirte Weise und um zu täuschen einen Eid geleistet hat? Antwort: Er ist zufolge der Religion zu nichts gehalten, weil er keinen wahren Eid geleistet hat. Vor dem Gerichte aber ist er gehalten, dasjenige zu thun, was er auf eine fingirte Weise und um zu täuschen beschworen hat.“

Die Nothzucht.

„Derjenige, welcher durch Gewalt, Drohung, Betrug oder die Zudringlichkeit seiner Bitten eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist gehalten, das junge Mädchen und ihre Eltern für alle den Nachtheil, der daraus für sie hervorgegangen ist, dadurch zu entschädigen, daß er sie ausstattet, damit sie Gelegenheit findet, sich zu verheirathen, oder daß er sie selbst heirathet, wenn er sie auf keine andere Weise entschädigen kann. Wenn indessen sein Verbrechen durchaus geheim geblieben ist, so ist es wahrscheinlicher, daß vor dem Richterthuhle des Gewissens der Verführer zu keiner Entschädigung gehalten ist.“

Der Ehebruch.

„Wenn Jemand strafbare Verbindungen mit einer verheiratheten Frau unterhält, nicht, weil sie verheirathet ist, sondern weil sie schön ist, indem er so von dem Umstande der Eheliche trahirt, so bilden, nach der Meinung mehrerer Schriftsteller Verbindungen nicht die Sünde des Ehebruchs, sondern der zürcksackenden Unkeuschheit.“

Beweis der Unmöglichkeit, die Unmöglichkeit, die Un-

I. Die Unmöglichkeit, die Un-

Die Unmöglichkeit, die Un-

II. Die Unmöglichkeit, die Un-

Die Unmöglichkeit, die Un-

III. Die Unmöglichkeit, die Un-

Die Unmöglichkeit, die Un-

*) Die, die an einem einzigen Tage, um das Leben
aus dem Com. den zu erlangen.
in Straßburg, ...
Bilophilen im.

gebung und der Liebe, von nun an einer Gesellschaft angehörte, deren Obere solche Lehren verkündeten und sich damit brüsteten, ... da legte ich Gott den Schwur ab, für immer die Bande zu brechen, die mich an sie fesselten! ...

Bei diesen Worten Gabriels wechselten der Vater d'Aigrigny und Rodin einen bestürzten Blick aus: Alles war verloren, ihre Beute entschlüpfte ihnen.

Tief erschüttert über die Erinnerungen, welche er hervorrief, wurde Gabriel diese Bewegung des ehrwürdigen Vaters und des Socius nicht gewahr, und fuhr fort:

— Trotz meinem Entschlusse, die Gesellschaft zu verlassen, mein Vater, war die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, mir sehr schmerzlich ... Hal glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele ist nichts abscheulicher, als auf das verzichten und es verleugnen zu müssen, was man lange Zeit verehrt hat ... Ich litt dermaßen ... daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Mission mit einer geheimen Freude hoffte, Gott würde mich vielleicht bei dieser Veranlassung zu sich nehmen; ... aber im Gegentheile hat er mit einer vorsehungsvollen Sorgfalt über mich gewacht ...

Indem er dieses sagte, erbehte Gabriel bei dem An denken an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann er wieder:

— Als meine Mission beendet, bin ich hierher zurück-

Gottes der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Ver-

Der Selbstmord.

„Der Arzt verordnet einem, von einer schweren Krankheit befallenen Karthäuser den Gebrauch des Fleisches als nothwendiges Heilmittel, um einen gewissen Tod zu vermeiden: ist er gehalten, dem Arzte zu gehorchen? Antwort: Die Frage ist streitig; indessen scheint uns eine verneinende Entscheidung weit wahrscheinlicher; sie ist auch weit allgemeiner unter den Doctoren.“

Der Diebstahl.

„Der Diebstahl ist entschuldigt, wenn er eine geheime Ausgleichung bildet, durch welche der Gläubiger von dem Elanthume seines Schuldners heimlich einen gleichen Werth nimmt, als er ihm schuldig ist.“

Der Mord.

„Es ist gewiß, daß es erlaubt ist, einen Dieb zu tödten, um die für das Leben nothwendigen Güter zu behalten, weil sich dann der Angreifer nicht allein an den Gütern vergreift, sondern mittelbar auch an dem Leben selbst. Aber es ist zweifelhaft, ob es erlaubt ist, denjenigen zu tödten, welcher ungerechter Weise die Hand an Güter von großer Wichtigkeit, obgleich nicht zum Leben nothwendig, legte, wenn diese Güter nicht mit Erfolg vertheidigt werden können? Die Bejahung scheint weit wahrscheinlicher. Der Grund ist, daß die christliche Liebe verlangt, daß Jemand einen ansehnlichen Theil an seinem Eigenthume lasse, um das Leben zu erhalten.“

*) Die. Kom zu erhalten.
aus dem Co. Mordmord anlangt, so lese man Gendel n. f. w., in Straßburg
philosophen in

gebung und der Liebe, von nun an einer Gesellschaft angehörte, deren Obere solche Lehren verkündeten und sich damit brüsten, ... da legte ich Gott den Schwur ab, für immer die Bande zu brechen, die mich an sie fesselten! ...

Bei diesen Worten Gabriels wechselten der Vater d'Aigrigny und Rodin einen bestürzten Blick aus: Alles war verloren, ihre Beute entslüpfte ihnen.

Tief erschüttert über die Erinnerungen, welche er hervorrief, wurde Gabriel diese Bewegung des ehrwürdigen Vaters und des Socius nicht gewahr, und fuhr fort:

— Trotz meinem Entschlusse, die Gesellschaft zu verlassen, mein Vater, war die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, mir sehr schmerzlich ... Hal glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele ist nichts abscheulicher, als auf das verzichten und es verleugnen zu müssen, was man lange Zeit verehrt hat ... Ich litt dermaßen ... daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Mission mit einer geheimen Freude hoffte, Gott würde mich vielleicht bei dieser Veranlassung zu sich nehmen; ... aber im Gegentheile hat er mit einer vorsehungsvollen Sorgfalt über mich gewacht ...

Indem er dieses sagte, erhebt Gabriel bei dem Andenken an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann er wieder:

— Als meine Mission beendet, bin ich hierher zurück-

gelehrt, mein Vater, entschlossen Sie zu bitten, mir meine Freiheit wiederzugeben, und mich meiner Schwüre zu entbinden . . . Mehrere Male, aber vergebens, hat ich Sie um eine Unterredung . . . gestern hat die Vorsehung gewollt, daß ich eine lange Unterredung mit meiner Adoptiv-Mutter hatte; durch sie habe ich die List erfahren, deren man sich bedient hatte, um meinen Beruf zu erzwingen, den ruchlosen Mißbrauch, den man mit der Beichte gemacht hat, um sie zu veranlassen, anderen Personen die Waisen anzuvertrauen, welche eine sterbende Mutter den Händen eines wackeren Soldaten übergeben hatte. Sie begreifen, mein Vater, daß, wenn ich noch geschwankt hätte, diese Bande brechen zu wollen, dasjenige, was ich gestern erfahren, meinen Entschluß unwiderruflich gemacht haben würde . . . Aber in diesem feierlichen Augenblicke muß ich Ihnen sagen, mein Vater, daß ich nicht die ganze Gesellschaft anklage; gar viele einfache, leichtgläubige und vertrauende Männer, wie ich, gehören ihr ohne Zweifel an . . . In ihrer Verblendung gehorsame Werkzeuge, kennen Sie das Werk nicht, an dem man sie mitarbeiten läßt . . . ich bedaure sie, und ich werde zu Gott beten, sie zu erleuchten, wie er mich erleuchtet hat . . .

— Demnach also, mein Sohn, — sagte der Vater d'Algrigny, indem er todtensbleich und besürzt aufstand, — verlangen Sie von mir, die Bande, welche Sie an die Gesellschaft fesseln, zu brechen?

— Ja, mein Vater.

— Demnach also, mein Sohn, wird von nun an nichts mehr zwischen Ihnen und der Gesellschaft gemein sein?

— Nein, mein Vater ... da ich Sie bitte, mich meiner Gelübde zu entbinden.

— Aber Sie wissen, mein Sohn, daß die Gesellschaft Sie entbinden kann ... daß aber Sie sich nicht von ihr lossagen können?

— Mein Schritt beweist Ihnen, mein Vater, die Wichtigkeit, welche ich dem Schwure beilege, weil ich Sie zu bitten komme, mich davon zu entbinden ... Indessen, wenn Sie mir es ausschlagen sollten ... würde ich mich weder in den Augen Gottes, noch in denen der Menschen mehr für verpflichtet halten.

— Das ist vollkommen deutlich, — sagte der Vater d'Aigrigny zu Robin, und seine Stimme erstarb auf seinen Lippen, so groß war seine Verzweiflung.

Plötzlich, während Gabriel mit niedergeschlagenen Augen die Antwort des Vater d'Aigrigny erwartete, der regungslos und stumm blieb, schien Robin plötzlich durch einen Gedanken überrascht, als er gewahr wurde, daß der ehrwürdige Vater sein mit Bleistift geschriebenes Billet noch in der Hand hielt.

Der Socius schritt hastig auf den Vater d'Aigrigny zu, und sagte mit einer Miene des Zweifels und der Unruhe zu ihm:

— Haben Sie etwa mein Billet nicht gelesen?

Der ewige Jude. IV. Bd.

— Ich habe nicht daran gedacht, — erwiederte der ehrwürdige Vater maschinenmäßig.

Robin schien sich Gewalt anzuthun, um eine Regung heftigen Zornes zu unterdrücken; dann sagte er mit einer ruhigen Stimme zu dem Vater d'Algrigny:

— So lesen Sie es denn jetzt . . .

Raum hatte der ehrwürdige Vater die Augen auf dieses Billet geworfen, als ein lebhafter Strahl von Hoffnung sein bis dahin verzweifelter Gesicht erleuchtete; dann die Hand des Socius mit einem Ausdrücke unendlicher Dankbarkeit drückend, sagte er mit leiser Stimme zu ihm:

— Sie haben Recht . . . Gabriel ist unser . . .

XXI.

Die Wiedervergeltung.

Bevor er Gabriel anredete, überlegte der Pater d'Aigrigny reiflich; seine vor Kurzem so bestürzten Züge heiterten sich allmählig wieder auf. Er schien die Wirkung der Beredsamkeit zu überlegen und zu berechnen, die er über ein vortreffliches Thema, das sichere Wirkung versprach, zu entfalten im Begriffe stand. Dies Thema hatte ihm der von der Gefahr der Lage durchdrungene Socius in einigen flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zeilen gegeben, aber der ehrwürdige Pater hatte es Anfangs in seiner Niedergeschlagenheit nicht beachtet.

Robin nahm seinen Beobachtungsposten an dem Ramine wieder ein, an das er sich lehnte, nachdem er auf den ehrwürdigen Pater d'Aigrigny einen Blick voll geringschätzender und erzürnter Ueberlegenheit, begleitet von einem sehr bezeichnenden Achselzucken, geworfen hatte.

Nach dieser unwillkürlichen und glücklicher Weise von dem Pater d'Aigrigny unbemerkten Darlegung seiner

Gefühle nahm das leichenartige Gesicht des Socius wieder seine eisige Ruhe an; seine, einen Augenblick lang durch den Jorn und den Unwillen erhobenen, matten Augenlider sanken wieder zurück, und verschleierten seine kleinen trüben Augen halb.

Wir müssen gestehen, daß der Pater d'Algrigny trotz seiner zierlichen und gewandten Sprache, trotz dem Anziehenden seiner ausgezeichneten Manieren, trotz der Anmuth seines Gesichts und mit dem Anstande eines vollendeten und feinen Weltmannes, oft durch die unerbittliche Festigkeit, durch die teuflische Arglist und Gründlichkeit Robins übertroffen und beherrscht wurde, dieses zurückstoßenden, schmierigen und armselig gekleideten alten Mannes, der indessen selten aus seiner bescheidenen Rolle als Secretair und stummer Zuhörer heraustrat.

Der Einfluß der Erziehung ist so mächtig, daß Gabriel trotz dem förmlichen Bruche, den er so eben hervorgerufen hatte, sich noch durch die Gegenwart des Pater d'Algrigny eingeschüchtert fühlte, und mit einer schmerzlichen Bangigkeit die Antwort des ehrwürdigen Vaters auf sein ausdrückliches Verlangen, ihn von seinen früheren Schwüren zu entbinden, erwartete.

Nachdem er ohne Zweifel seinen Angriffsplan auf eine geschickte Weise berechnet, brach der Pater d'Algrigny endlich das Schweigen, stieß einen tiefen Seufzer aus, wußte seinen vorher strengen und erzürnten Zügen einen rührenden Ausdruck von Sanftmuth zu geben, und sagte dann mit einer liebevollen Stimme zu Gabriel:

— Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, daß ich so lange geschwiegen . . . aber Ihr plötzlicher Entschluß hat mich vermaßen verwirrt, hat in meinem Innern so viele schmerzliche Gedanken erregt . . . daß ich mich während einiger Minuten habe sammeln müssen, um zu versuchen, die Ursache Ihres Bruches zu erforschen . . . und ich glaube, daß es mir gelungen ist . . . Demnach also, mein lieber Sohn, Sie haben . . . die Wichtigkeit Ihres Schrittes wohl überlegt?

— Ja, mein Vater.

— Sie sind durchaus entschlossen, die Gesellschaft zu verlassen . . . selbst wider meinen Willen?

— Das würde mir schmerzlich sein . . . mein Vater . . . aber ich würde mich darein ergeben . . .

— Das würde Ihnen in der That sehr schwer, sehr schmerzlich werden, mein lieber Sohn . . . denn Sie haben auf eine freie Weise einen unwiderruflichen Schwur abgelegt, und indem Sie diesen Schwur ablegten, haben Sie sich nach unseren Statuten verpflichtet, die Gesellschaft nur mit der Einwilligung Ihrer Oberen zu verlassen . . .

— Sie wissen, mein Vater, daß ich damals die Beschaffenheit der Verpflichtungen nicht kannte, welche ich übernahm . . . In diesem Augenblicke mehr aufgeklärt, verlange ich mein Wort zurückzunehmen; mein einziger Wunsch ist, eine Pfarrer-Stelle in irgend einem Dorfe, fern von Paris, zu erhalten . . . Ich fühle einen unwiderstehlichen Beruf für dieses bescheidene und nützliche

Amt in meinem Innern; es giebt auf dem Lande ein so schreckliches Elend, eine so betrübende Unwissenheit alles dessen, was ein wenig den Wohlstand des den Boden bebauenden Mannes aus dem Volke zu verbessern vermöchte, dessen Leben eben so unglücklich ist, als das des Neger-Sclaven, denn worin besteht seine Freiheit, worin bestehen seine Kenntnisse? Mein Gott! daß ich meine, mit Gottes Hülfe auf einer Dorfsfarre der Menschheit einige Dienste erweisen zu können. Es würde mir demnach schmerzlich sein zu sehen, mein Vater, daß Sie mir dasjenige verweigerten, was ...

— O! beruhigen Sie sich, mein Sohn, — erwiderte der Vater d'Aigrigny, ich will durchaus nicht länger gegen Ihren Wunsch, sich von uns zu trennen, kämpfen ...

— Demnach also, mein Vater, entbinden Sie mich meiner Gelübde?

— Ich habe dazu keine Gewalt, mein lieber Sohn; aber ich will auf der Stelle nach Rom schreiben, um von unserm General die Vollmacht dazu zu verlangen.

— Ich danke Ihnen, mein Vater.

Bald also, mein Sohn, werden Sie von diesen Sie drückenden Banden befreit sein, und die Männer, welche Sie mit so vieler Bitterkeit verleugnen, werden nichts desto weniger für Sie zu beten fortfahren ... damit Gott Sie vor größeren Verirrungen bewahre ... Sie halten sich gegen uns für entbunden, mein lieber Sohn, aber wir halten uns nicht gegen Sie für entbunden; man bricht bei uns nicht auf diese Weise die Gewohn-

heit einer väterlichen Liebe ... Wir glauben gegen unsere Geschöpfe gerade durch die Wohlthaten verpflichtet zu sein, mit denen wir sie überhäuft haben ... So waren Sie arm ... eine Waise ... Wir haben Ihnen die Hand gereicht, eben so sehr wegen der Theilnahme, welche Sie verdienten, mein lieber Sohn, als um Ihre vortreffliche Adoptiv-Mutter einer zu schweren Last zu überheben.

— Ich bin nicht undankbar, mein Vater ... — sagte Gabriel mit unterdrückter Rührung.

— Ich will es gern glauben, mein lieber Sohn, während langer Jahre haben wir Ihnen, als unserem geliebten Sohne, das geistige und leibliche Brod gereicht, jetzt fällt es Ihnen ein, uns zu verläugnen, uns aufzugeben; ... nicht allein willigen wir darein, ... sondern jetzt, wo ich die wahre Ursache Ihres Bruches durchschaut, ist es sogar meine Pflicht, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden.

— Von welcher Ursache wollen Sie sprechen, mein Vater? ...

— Ach! mein lieber Sohn, ich begreife Ihre Furcht. Heut zu Tage bedrohen uns Gefahren ... Sie wissen es wohl ...

Gefahren, mein Vater? — rief Gabriel aus.

— Es ist unmöglich, mein lieber Sohn, daß Sie nicht wissen sollten, daß seit dem Falle unserer rechtmäßigen Regenten, unserer natürlichen Stütze, die revolutionaire Gottlosigkeit immer drohender wird: man

überhäuft uns mit Verfolgungen . . . Demnach auch, mein lieber Sohn, begreife und würdige ich, wie ich es muß, den Beweggrund, der unter solchen Umständen Sie veranlaßt, sich von uns zu trennen.

— Mein Vater! — rief Gabriel mit eben so viel Unwillen, als Schmerz aus, — Sie glauben das nicht von mir . . . Sie können es nicht glauben.

Ohne Rücksicht auf Gabriels Betheuerungen zu nehmen, fuhr der Vater d'Aigrigny in der Schilderung der eingebildeten Gefahren seiner Gesellschaft fort, die weit davon entfernt, in Gefahr zu sein, bereits im Geheimen ihren Einfluß wieder zu gewinnen begann.

— O! wenn unsere Gesellschaft so mächtig wäre, als sie es vor wenig Jahren noch war, — begann demnach der ehrwürdige Vater wieder, — wenn sie von der Achtung und den Huldigungen umgeben wäre, welche ihr die wahren Frommen, trotz so vieler abscheulichen Verläumdungen, mit denen man uns verfolgt, schuldig sind, dann, mein lieber Sohn, würden wir vielleicht gezögert haben, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden, dann würden wir, vielleicht Ihre Augen dem Lichte geöffnet haben, um Sie der unglückseligen Verblendung zu entreißen, die sich Ihrer bemächtigt hat; aber jetzt, wo wir schwach, unterdrückt, von allen Seiten bedrohet sind, ist es unsere Pflicht, die Pflicht unserer christlichen Liebe, Sie nicht gezwungener Weise die Gefahren theilen zu lassen, denen sich entziehen zu wollen Sie gescheidt genug sind.

Indem er diese Worte sagte, warf der Vater d'Algrigny einen flüchtigen Blick auf seinen Socius, der durch ein billigendes Zeichen antwortete, das durch eine Bewegung der Ungeduld begleitet war, die ihm zu sagen schien: — Fahren Sie doch fort! . . . fahren Sie doch fort!

Gabriel war niedergeschlagen, es gab auf der Welt kein Herz, das edler, biederer, tapferer, als das seinige war. Denke man sich also, was er leiden mußte, als er auf diese Weise seinen Entschluß auslegen hörte.

— Mein Vater, — erwiderte er mit einer bewegten Stimme und mit Augen voller Thränen, — Ihre Worte sind grausam . . . sind ungerecht . . . denn, Sie wissen es . . . ich bin nicht feig.

— Nein . . . — sagte Robin mit seiner rauhen und schneidenden Stimme, indem er sich an den Vater d'Algrigny wandte, und mit einem verächtlichen Blicke auf Gabriel deutete, — Ihr lieber Herr Sohn ist . . . klug . . .

Bei diesen Worten Robins erbehte Gabriel, eine leichte Röthe färbte seine blassen Wangen; seine großen blauen Augen leuchteten von einem edlen Zorn; dann, getreulich wieder zu den Vorschriften der Ergebung und der christlichen Demuth zurückkehrend, bändigte er diesen Moment der Aufregung, senkte den Kopf, und zu schmerzlich erregt, um antworten zu können, schwieg er und trocknete eine verstopfene Thräne ab.

Diese Thräne entging dem Socius nicht, er sah in ihr ohne Zweifel ein günstiges Symptom, denn er

wechselte einen Blick der Zufriedenheit mit dem Vater d'Aigrigny aus.

Dieser stand gerade im Begriffe, eine feigliche Frage zu berühren; trotz seiner Herrschaft über sich selbst hätte man demnach auch ein leichtes Stöhnen in seiner Stimme bemerken können, als er durch den Blick Robins, der auch höchst aufmerksam wurde, so zu sagen ermutigt und angetrieben, zu Gabriel sagte:

— Noch ein anderer Beweggrund nöthigt uns, nicht zu zögern, um Sie von Ihren Schwüren zu entbinden: ... das ist eine höchst zarte Frage, mein lieber Sohn ... Sie haben ohne Zweifel gestern durch Ihre Adoptiv-Mutter erfahren, daß Sie vielleicht eine Erbschaft in Empfang zu nehmen berufen wären ... deren Werth man nicht kennt ...

Gabriel erhob rasch den Kopf und sagte zu dem Vater d'Aigrigny:

— Wie ich Herrn Robin bereits versichert habe, hat meine Adoptiv-Mutter nur von Gewissens-Zweifeln mit mir gesprochen ... und ich wußte durchaus nichts von dem Bestehen der Erbschaft, von der Sie reden, mein Vater ...

Der Ausdruck von Gleichgiltigkeit, mit welcher der junge Priester die letzten Worte aussprach, wurde von Robin bemerkt.

— Es sei ... — erwiderte der Vater d'Aigrigny,
— Sie wußten nichts davon ... ich will es glauben, obgleich aller Anschein das Gegentheil zu beweisen scheint,

kurz zu beweisen . . . daß die Kenntniß dieser Erbschaft gleichfalls Ihrem Entschlusse, sich von uns zu trennen, nicht fremd ist.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Vater.

— Das ist indessen sehr einfach . . . nach meiner Meinung hat Ihr Bruch zwei Gründe: . . . zuvörderst sind wir bedroht! . . . und Sie halten es für klug, sich von uns zu trennen . . .

— Mein Vater . . .

— Erlauben Sie mir, daß ich ausspreche . . . mein lieber Sohn, und auf den zweiten Beweggrund übergehe; wenn ich mich irre, werden Sie antworten. Die Sache ist folgende: Früher, und in der Annahme, daß Ihre Familie, deren Schicksal Sie nicht kennen, Ihnen einiges Vermögen hinterlasse . . . hatten Sie, als Vergeltung der Sorge, welche die Gesellschaft für Sie getragen hatte . . . hatten Sie, sage ich, eine zukünftige Schenkung dessen gemacht, was Sie besitzen könnten, . . . nicht uns . . . sondern den Armen, deren natürliche Vormünder wir sind.

— Nun! mein Vater, — fragte Gabriel, der noch nicht wußte, worauf diese Vorrede zielte.

— Jetzt, mein lieber Sohn . . . wo Sie gewiß sind, einiges Wohlstandes zu genießen . . . wollen Sie ohne Zweifel durch Ihre Trennung von uns diese, zu anderen Zeiten gemachte Schenkung aufheben.

— Um deutlicher zu reden: — Sie werden mein-eidig, weil wir verfolgt sind, und weil Sie Ihre Schen-

kung zurücknehmen wollen, — fügte Robin mit einer schneidenden Stimme hinzu, wie, um auf eine kurze und rohe Weise Gabriels Verhältniß zu der Gesellschaft Jesu darzulegen.

Bei dieser schändlichen Beschuldigung vermochte Gabriel nur die Hände und die Augen gen Himmel zu erheben, indem er mit einem herzzerreißenden Ausdrücke ausrief:

— O! mein Gott!!! mein Gott!

Nachdem er mit Robin einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht, sagte der Pater d'Aigrigny zu diesem in einem strengen Tone, damit es schiene, als ob er seine zu berbe Offenherzigkeit table:

— Ich glaube, Sie gehen zu weit; unser lieber Sohn würde auf die von Ihnen angeführte arglistige und feige Weise gehandelt haben, wenn er von seiner neuen Stellung als Erbe unterrichtet gewesen wäre; da er aber das Gegentheil versichert, . . . müssen wir ihm trotz des Scheines glauben.

— Mein Vater, — sagte endlich Gabriel, bleich, bewegt, zitternd und indem er seine schmerzliche Empörung überwand, — ich danke Ihnen dafür, daß Sie Ihr Urtheil aussprechen . . . Nein, ich bin nicht feig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich die Gefahren nicht kannte, welche Ihre Gesellschaft läuft; nein, ich bin nicht arglistig, nein, ich bin nicht habgütig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich erst in diesem Augenblicke durch Sie, mein Vater,

die Möglichkeit erfahre, daß ich berufen sei, eine Erbschaft in Empfang zu nehmen ... und daß ...

— Ein Wort, mein lieber Sohn, ich bin vor Kurzem von diesem Umstande durch den größten Zufall von der Welt unterrichtet worden, — sagte der Pater d'Aigrigny, indem er Gabriel unterbrach. — Und das durch die Familienpapiere, welche Ihre Adoptiv-Mutter ihrem Beichtvater übergeben hatte, und die uns zur Zeit Ihres Eintrittes in unser Kollegium anvertraut worden sind ... Kurze Zeit vor Ihrer Rückkehr von Amerika, sind bei dem Ordnen der Archive der Gesellschaft ihre Papiere unserem ehrwürdigen Vater Procureur in die Hände gefallen; man hat sie untersucht, und auf diese Weise erfahren, daß einer Ihrer Voreltern väterlicher Seits, dem das Haus angehörte, in welchem wir uns befinden, ein Testament hinterlassen hat, das heute Mittag geöffnet werden wird. Gestern Abend noch hielten wir Sie immer für einen der Unsrigen; unsere Statuten schreiben vor, daß wir nichts als Eigenthum besitzen dürfen; Sie hatten diese Statuten durch eine Schenkung zu Gunsten des Erbtheiles der Armen verstärkt ... das wir verwalten ... Sie waren es also nicht mehr, sondern die Gesellschaft in meiner Person und an Ihrer Stelle, welche mit Ihren Ansprüchen versehen, die ich hier in guter Ordnung habe, als Erbin sich zu melden hatte. Aber jetzt, mein lieber Sohn, da Sie sich von uns trennen ... ist es an Ihnen, sich zu melden; wir kamen nur als Bevollmächtigte der Armen her, denen Sie früher

in frommer Absicht die Güter abgetreten hatten, welche Sie eines Tages besitzen könnten . . . In diesem Augenblicke ändert dagegen die Hoffnung eines, gleichviel welchen Vermögens, Ihre Gesinnungen; es steht Ihnen frei; nehmen Sie Ihr Geschenk zurück.

Gabriel hatte den Pater d'Aigrigny mit einer schmerzlichen Ungeduld angehört, er rief demnach aus:

— Und Sie, mein Vater . . . Sie halten mich für fähig, eine freiwillig zu Gunsten der Gesellschaft gemachte Schenkung zurückzunehmen, die ich gemacht, um meine Schuld für die Erziehung abzutragen, die sie mir großmüthiger Weise ertheilt hat? Kurz, Sie halten mich für ehrlos genug, um mein Wort zu leugnen, weil ich vielleicht im Begriffe stehe, ein bescheidenes Erbe zu besitzen?

— Dieses Erbe, mein lieber Sohn, kann gering sein, wie es . . . beträchtlich sein kann.

— Ha! mein Vater, und wenn es sich um ein königliches Erbe handeln würde, — rief Gabriel mit einer edlen und stolzen Gleichgiltigkeit aus, — so würde ich doch auf keine andere Weise reden, und ich meine, ich habe das Recht, daß man mir Glauben schenkt; hören Sie demnach meinen festen Entschluß: — Wie Sie sagen, läuft die Gesellschaft, der ich angehöre, Gefahren? ich werde mich von diesen Gefahren überzeugen; wenn sie drohend sind . . . so werde ich, geborgen durch meinen Entschluß, der mich moralisch von Ihnen trennt, mein Vater, das Ende Ihrer Gefahren abwarten, ehe ich Sie

verlasse. Was diese Erbschaft anlangt, nach der man mich für so begierig hält, so trete ich sie Ihnen förmlich ab, mein Vater, wie ich mich früher aus freiem Antriebe dazu verpflichtet habe; ich wünsche weiter nichts, als daß dieses Vermögen zur Unterstützung der Armen verwandt werden möchte . . . Ich weiß nicht, worin dieses Vermögen besteht, aber, klein oder groß, es gehört der Gesellschaft an, da ich nur ein Wort habe . . . Ich habe Ihnen gesagt, mein Vater, daß mein einziger Wunsch darin besteht, eine bescheidene Pfarrer-Stelle in irgend einem armen Dorfe zu erlangen . . . ja . . . besonders armen . . . weil dort meine Dienste nützlicher sein werden. Wenn demnach also, mein Vater, ein Mensch, der niemals in seinem Leben gelogen hat, versichert, daß er sich nur nach einem so bescheidenen, so uneigennütigen Dasein sehnt, so muß man ihn nach meiner Meinung für unfähig halten, aus Habsucht die Geschenke zurückzunehmen, die er gegeben hat.

Der Vater d'Aigrigny hatte jetzt eben so viele Mühe, seine Freude zu unterdrücken, als er vor Kurzem Mühe gehabt hatte, seinen Schrecken zu verbergen; indessen schien er ziemlich ruhig, und sagte zu Gabriel:

— Ich erwartete nicht weniger von Ihnen, mein lieber Sohn.

Dann gab er Robin ein Zeichen, um ihn aufzufordern, daß er sich in's Mittel legen möchte.

Dieser verstand seinen Oberen vollkommen, er verließ das Kamin, schritt auf Gabriel zu, und stützte sich

auf einen Tisch, auf welchem man ein Schreibzeug und Papier sah; indem er dann maschinenmäßig mit den Spitzen seiner knöchigen Finger mit platten und schmutzigen Nägeln zu trommeln begann, sagte er zu dem Vater d'Algrigny:

— Alles das ist schön und gut . . . aber Ihr lieber Herr Sohn giebt uns als ganze Bürgschaft sein Versprechen . . . einen Schwur . . . und das ist wenig . . .

— Mein Herr! — rief Gabriel aus.

— Erlauben Sie, — sagte Robin auf eine kalte Weise, — da das Gesch unser Bestehen nicht anerkennt, so kann es auch die zu Gunsten der Gesellschaft gemachten Geschenke nicht anerkennen . . . Sie können also morgen wieder zurücknehmen, was Sie heute gegeben haben . . .

— Und mein Schwur, mein Herr! — rief Gabriel aus.

Robin blickte ihn fest an, und antwortete:

— Ihr Schwur? . . . aber Sie haben ja der Gesellschaft auch einen Schwur ewigen Gehorsams abgelegt, Sie haben geschworen, sich niemals von ihr zu trennen . . . und welchen Werth hat dieser Schwur heute für Sie?

Einen Augenblick lang war Gabriel in Verlegenheit, da er aber bald fühlte, wie sehr der Vergleich Robins falsch war, so stand er mit Ruhe und mit Würde auf, setzte sich vor den Schreibtisch, nahm Feder und Papier und schrieb Folgendes:

„Vor Gott, der mich sieht und der mich hört, vor

Ihnen, ehrwürdiger Vater d'Aigrigny und Herr Robin, den Zeugen meines Schwures, erneuere ich in diesem Augenblicke frei und aus freiem Antriebe die gänzliche und unumschränkte Schenkung des ganzen Vermögens, das mir zufallen könnte, wie hoch sich der Betrag dieses Vermögens auch belaufen möchte, die ich der Gesellschaft Jesu in der Person des Vater d'Aigrigny gemacht habe. Ich beschwöre, bei Strafe der Ehrlosigkeit, dieses unwider-
russliche Versprechen, dessen Erfüllung ich in meiner Seele und in meinem Gewissen als die Abtragung einer Schuld der Dankbarkeit und frommer Pflicht betrachte.

Da diese Schenkung zum Zwecke hat, früher erwiesene Dienste zu vergelten und den Armen beizustehen, so kann die Zukunft, welche sie auch sein möge, nichts daran ändern; gerade deshalb, weil ich weiß, daß ich gesetzlicher Weise eines Tages die Aufhebung des Actes verlangen könnte, den ich in diesem Augenblicke ganz freiwillig vollziehe, erkläre ich, daß, wenn ich jemals daran denken sollte, unter welchem Umstande es auch sein möchte, ihn zu widerrufen, ich die Verachtung und den Abscheu aller rechtlichen Leute verdienen würde.

Zur Beglaubigung habe ich dieses am 13. Februar 1832 in Paris, in dem Augenblicke der Eröffnung des Testaments eines meiner Vorfahren väterlicher Seits, geschrieben.

Gabriel von Rennepont."

Indem er dann aufstand, übergab er diesen Act Robin, ohne ein Wort auszusprechen.

Der Socius las ihn aufmerksam durch, und antwortete immer gleichgiltig, indem er Gabriel anblickte:

— Ei nun! das ist ein geschriebener Schwur, weiter nichts.

Gabriel blieb verwirrt über die Frechheit Robins, welcher ihm zu sagen wagte, daß der Act, in welchem er so eben die Schenkung auf eine so rechtschaffene, so edelmüthige, so freiwillige Weise erneuert hatte, keinen genügenden Werth hätte.

Der Socius brach zuerst das Schweigen, und sagte mit seiner kalten Unverschämtheit, indem er sich an den Vater d'Aigrigny wendete:

— Von zwei Sachen eine, entweder hat Ihr lieber Herr Sohn Gabriel die Absicht, diese Schenkung durchaus giltig und unwiderruflich zu machen . . . oder . . .

— Mein Herr, — rief Gabriel, sich kaum beherrschend, aus, indem er Robin unterbrach, — ersparen Sie sich und ersparen Sie mir eine schimpfliche Voraussetzung.

— Ei, nun denn, — erwiderte Robin immer gleichgiltig, — da Sie gänzlich entschlossen sind, diese Schenkung ernstlich zu machen, was hätten Sie dann dagegen einzuwenden, daß sie gesetzlich verbürgt würde?

— Nichts, mein Herr, — sagte Gabriel auf eine bittere Weise, — da mein geschriebenes und beschworenes Wort Ihnen nicht genügt.

— Mein lieber Sohn, — sagte der Vater d'Aigrigny auf eine herablassende Weise, — wenn es sich um eine

zu meinen Gunsten gemachte Schenkung handelte, so glauben Sie mir, daß, wenn ich sie annähme, ich mich durch Ihr Wort auf das Vollkommenste versichert hielte . . . Aber hier ist es etwas Anderes: Ich bin, wie ich Ihnen gesagt, der Bevollmächtigte der Gesellschaft, oder vielmehr der Vormund der Armen, welche den Nutzen von Ihrer edelmüthigen Ueberlassung ziehen; in dem Interesse der Menschheit vermöchte man demnach diesen Act nicht genug mit gesetzlichen Bürgschaften zu versehen, damit für unsere Unglücklichen eine Gewißheit, . . . statt einer ungewissen Hoffnung daraus hervorgeht, welche die geringste Willensänderung umstürzen kann . . . und dann . . . endlich . . . Gott kann Sie . . . von einem Augenblicke zu dem anderen . . . zu sich rufen . . . Und wer sagt, daß Ihre Erben sich begierig zeigen würden, den von Ihnen gethanen Schwur zu erfüllen? . . .

— Sie haben Recht, mein Vater . . . — sagte Gabriel betrübt, — ich habe an diese, . . . indessen so wahrscheintliche . . . Möglichkeit des Todes nicht gedacht.

In diesem Augenblick öffnete Samuel die Zimmertür und sagte:

— Der Notar ist so eben gekommen, meine Herren, darf ich ihn hier hereinführen? Punkt zehn Uhr wird Ihnen die Thür des Hauses offen sein.

— Es wird uns um so angenehmer sein, den Herrn Notar zu sehen, — sagte Robin, — als wir uns mit

ihm zu berathen haben; haben Sie die Gefälligkeit, ihn zu bitten, daß er eintritt.

— Ich will ihn augenblicklich davon benachrichtigen, mein Herr, — sagte Samuel, indem er das Zimmer verließ.

— Da ist gerade ein Notar, — sagte Robin zu Gabriel.

— Wenn Sie immer noch dieselbe Absicht haben, so können Sie vor diesem obrigkeitlichen Beamten Ihre Schenkung vor dem Gesetze gültig machen, und sich auf diese Weise von einer großen Last für die Zukunft befreien.

— Was sich auch ereignen möge, mein Herr, — sagte Gabriel, — ich werde mich durch diesen geschriebenen Schwur, den ich Sie zu bewahren bitte, mein Vater, — und Gabriel übergab dem Vater d'Aigrigny das Papier, — für eben so verpflichtet halten, als ich durch den obrigkeitlichen Act verpflichtet bin, den ich unterzeichnen will, — fügte er, sich an Robin wendend, hinzu.

— Still, mein lieber Sohn, da ist der Notar, — sagte der Vater d'Aigrigny.

In der That, der Notar trat in das Zimmer.

Während der Unterredung, welche dieser obrigkeitliche Beamte mit Robin, Gabriel und dem Vater d'Aigrigny haben wird, wollen wir den Leser in das Innere des vermauerten Hauses führen.

XXII.

Der rothe Saal.

Wie Samuel gesagt, war so eben die Eingangsthür des vermauerten Hauses von dem Mauerwerke, der Bleiplatte und dem eisernen Rahmen befreit worden, welche sie verschlossen, und ihre Füllungen von geschnitztem Eichenholz erschienen eben so unversehrt, als an dem Tage, an welchem sie der Einwirkung der Luft und des Wetters entzogen worden waren.

Nachdem sie dieses Einreißen beendet, waren die Gesellen auf der Freitreppe geblieben, und waren eben so ungeduldig und neugierig, als der Schreiber des Notars, der ihre Arbeiten beaufsichtigt hatte, der Eröffnung dieser Thür beizuwohnen, denn sie sahen Samuel, ein dickes Bünd Schlüssel in der Hand, langsam durch den Garten heranschreiten.

— Jetzt, meine Freunde, — sagte der Greis, als er unten an der Treppe des Vorplatzes war, — ist Eure Arbeit beendet; der Prinzipal des Herrn Schreibers ist beauftragt, Euch zu bezahlen, ich habe Euch nur noch an die Straßenthür zu führen.

— Gehen Sie doch, mein wackerer Mann, — rief der Schreiber aus, — das werden Sie doch nicht thun; wir sind jetzt gerade an dem interessantesten, dem merkwürdigsten Momente: ich und diese wackeren Maurer brennen vor Begierde, das Innere dieses geheimnißvollen Hauses zu sehen, und Sie könnten es über das Herz bringen, uns fortzuschicken? . . . Das ist unmöglich . . .

— Ich bedaure sehr, dazu genöthigt zu sein, mein Herr, aber es muß so sein; ich soll zuerst, und durchaus allein diese Wohnung betreten, bevor ich die Erben zur Lesung des Testaments hineinführe . . .

— Aber wer hat Ihnen denn diesen lächerlichen und grausamen Auftrag gegeben? — rief der Schreiber außerordentlich mißvergnügt aus.

— Mein Vater, mein Herr . . .

— Es giebt ohne Zweifel nichts Achtungswürdigeres; aber hören Sie, sein Sie gefällig, mein würdiger Aufseher, mein vortrefflicher Aufseher, — erwiderte der Schreiber, — lassen Sie uns nur einen Blick durch die geklaffte Thür werfen.

— Ach! ja, mein Herr, nur einen Blick, — fügten die Gesellen der Mauerkeile mit einem bittenden Blicke hinzu.

— Es ist mir unangenehm, es Ihnen auszusprechen, meine Herren, — erwiderte Samuel, — aber ich werde diese Thür nicht öffnen, als bis ich allein bin.

Da sie die Unbeugsamkeit des Greises sahen, so

gingen die Maurer mit Bedauern die Stufen der Treppe hinab; aber der Schreiber unternahm es, den Boden Fuß für Fuß streitig zu machen, und rief aus:

— Ich erwarte meinen Prinzipal, ich gehe von diesem Hause nicht ohne ihn fort; er kann meiner bedürfen! . . . ob ich nun auf dieser Treppe oder anderswo bleibe, das kümmert Sie wenig, mein würdiger Aufseher . . .

Der Schreiber wurde in seinem Gesuche durch seinen Prinzipal unterbrochen, welcher ihn mit einer geschäftigen Miene von dem Hofe aus rief:

— Herr Piston . . . geschwind . . . Herr Piston . . . kommen Sie auf der Stelle.

— Was der Teufel will er von mir? — rief der Schreiber wüthend aus, — da ruft er mich gerade in dem Augenblicke, wo ich vielleicht im Begriffe stand, etwas zu sehen . . .

— Herr Piston . . . — begann die Stimme wieder, indem sie näher kam, — hören Sie mich denn nicht?

Während Samuel die Maurer fortführte, sah der Schreiber seinen Prinzipal an der Wendung eines Baumbuschs erscheinen und im bloßen Kopfe mit außerordentlich geschäftiger Miene herbeieilen.

Der Schreiber war demnach gezwungen, von der Treppe hinabzusteigen und auf den Ruf des Notars zu antworten, zu dem er sich sehr ungern begab.

— Aber, mein Herr, — sagte Herr Dumesnil, — da rufe ich jetzt schon eine Stunde lang aus vollem Halse.

— Ich hörte nichts . . . mein Herr, — äußerte Herr Piston.

— Dann müssen Sie taub sein . . . Haben Sie Geld in der Tasche?

— Ja, mein Herr, — antwortete der Schreiber ziemlich verwundert.

— Nun denn! eilen Sie augenblicklich nach dem nächsten Stempelbureau, und holen Sie mir drei bis vier große Blätter Stempelpapier, um einen Act zu machen . . . Eilen Sie . . . es ist sehr dringend.

— Ja, mein Herr, — sagte der Schreiber, indem er einen Blick voll verzweifelten Bedauerns auf die Thür des vermauerten Hauses richtete.

— Aber so eilen Sie doch, Herr Piston, — begann der Notar wieder.

— Ich weiß nicht, wo ich Stempelpapier finden werde, mein Herr.

— Da ist der Aufseher, — erwiderte Herr Dumesnil.

— Er wird es Ihnen ohne Zweifel sagen können.

In der That, Samuel kehrte zurück, nachdem er die Maurer bis an die Straßenthür geführt hatte.

— Wollen Sie mir andeuten, mein Herr, — sagte der Notar zu ihm, — wo man Stempelpapier finden könnte?

— Ganz nahe von hier, mein Herr, — antwortete Samuel, — bei dem Tabakshändler der Straße Vleille-du-Temple, Nr. 17.

— Sie hören, Herr Piston? — sagte der Notar zu

seinem Schreiber, — Sie werden es bei dem Tabakshändler der Straße Vieille-du-Temple, Nr. 17 finden. Eilen Sie schnell, denn der Act muß augenblicklich und vor der Eröffnung des Testaments aufgesetzt werden; die Zeit drängt.

— Ganz wohl, mein Herr, . . . ich will eilen, — antwortete der Schreiber ärgerlich. Und er folgte seinem Prinzipal, der eiligst wieder nach dem Zimmer ging, in welchem er Robin, Gabriel und den Pater d'Aigrigny gelassen hatte.

Während dies geschah, war Samuel, die Stufen der Treppe hinaufsteigend, vor der Thür angelangt, die so eben von den sie versperrenden Steinen, Eisen und Blei befreiet war.

Nachdem er in seinem Bunde denjenigen Schlüssel, dessen er bedurfte, gesucht hatte, steckte ihn der Greis mit einer unendlichen Gemüthsbewegung in das Schloß, und ließ die Thür auf ihren Angeln sich drehen.

Sogleich fühlte er sich im Gesichte von einem Strome feuchter und kalter Luft getroffen, gleich derjenigen, welche ein plötzlich geöffneter Keller ausströmt.

Nachdem er die Thür wieder sorgfältig von innen verschlossen und verriegelt hatte, schritt der Jude auf den Vorplatz, welcher durch eine Art von mit Glasscheiben versehenem, und in dem Thürgewölbe angebrachtem Kleeblatte erhellt war; die Scheiben hatten durch die Länge ihre Durchsichtigkeit verloren, und glichen matt geschliffenem Glase.

Dieser, rautenförmig mit schwarzen und weißen Platten belegte Vorplatz war geräumig, tönend, und bildete ein weites Treppenhaus, welches in das erste Stockwerk führte. Die Wände von glattem Stein boten nicht den geringsten Schein von Verfall oder Feuchtigkeit; das Geländer von geschmiedetem Eisen zeigte nicht die geringste Spur von Rost; es war über der ersten Stufe an das Fußgestell einer Säule von grauem Granit gelöthet, welche eine Statue von schwarzem Marmor trug, die einen, eine Fackel tragenden Neger vorstellte. Der Anblick dieser Figur war seltsam; ihre Augäpfel waren von weißem Marmor.

Das Geräusch der schweren Tritte des Juden ertönte unter der hohen Kuppel dieses Vorplatzes; der Enkel Isaaß Samuels empfand ein schwermüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß die Schritte seines Großvaters ohne Zweifel zuletzt in dieser Wohnung ertönt hätten, deren Thüren er hundert und fünfzig Jahre zuvor verschlossen, denn der treue Freund, zu dessen Gunsten Herr von Kennepont einen Scheinverkauf gemacht, hatte sich späterhin dieses Grundstückes entledigt, um es unter dem Namen von Samuels Großvater einschreiben zu lassen, der es auf diese Weise auf seine Nachkommen übertragen, als ob es sich um sein Erbe gehandelt hätte.

Zu diesen Gedanken, welche Samuel überfielen, gesellte sich die Erinnerung an das, am Morgen durch die sieben Oeffnungen der bleernen Haube des Belvédères gesehenen Lichtes: trotz der Festigkeit seines Charakters

konnte sich der Greis demnach auch nicht eines Erbebens erwehren, als er, nachdem er einen zweiten Schlüssel aus seinem Bunde genommen, einen Schlüssel, auf dessen Zettel man las: Schlüssel zu dem rothen Saale, eine große Flügelthür öffnete, welche in die inneren Gemächer führte.

Das Fenster, welches als das einzige von allen des Hauses geöffnet worden war, erleuchtete dieses geräumige, mit Damast ausgeschlagene Gemach, dessen dunkle Purpurfarbe nicht im Geringsten gelitten hatte; ein dicker türkischer Teppich bedeckte den Fußboden; große Sessel von vergoldetem Holze in dem strengen Style des Jahrhunderts Ludwigs XIV. waren symmetrisch längs der Wände aufgestellt; eine zweite, in ein anderes Zimmer führende Thür befand sich der Eingangsthür gegenüber; ihr Getäfel wie das Gesims, welches die Decke einfaßte, war weiß und mit Linien und Verzierungen von glänzendem Golde geschmückt.

Zu jeder Seite dieser Thür standen zwei große, mit Messing und Zinn eingelegte Schränke von Boule, welche Garnituren von seladongrünen Vasen trugen; das mit schweren Damastvorhängen mit Fransen drapirte Fenster, über dem ein ausgezackter Kranz angebracht war, von welchen jeder Zahn sich mit einer seidenen Eichel endigte, befand sich dem Kamine von türkischblauem Marmor gegenüber, das mit Streifen von ciselirtem Messing verziert war. Reiche Armlichter und eine Standuhr von demselben

Style, als das Auenblement, spiegelten sich in einem venetianischen Spiegel mit schräg geschliffenem Rande.

Ein großer runder, mit einem Teppich von karmoisinrothem Sammet bedeckter Tisch stand im Mittelpunkte dieses Saales.

Als er auf diesen Tisch zuschritt, erblickte Samuel ein Stück weißes Pergament, welches folgende Worte enthielt:

„In diesem Saale soll mein Testament eröffnet werden; die andern Zimmer sollen bis nach dem Vorlesen meines letzten Willens verschlossen bleiben. M. v. R.“

— Ja, — sagte der Jude, indem er gerührt diese seit so langer Zeit geschriebenen Zeilen anblickte, — diese Empfehlung ist auch die, welche mir von meinem Vater übergeben worden ist, denn es scheint, daß die anderen Zimmer dieses Hauses mit Gegenständen angefüllt sind, auf welche Herr von Rennepont einen großen Werth legte, nicht wegen ihres Werthes, sondern wegen ihres Ursprunges, und daß der Trauer-Saal etwas Seltsames und Geheimnißvolles ist.

— Aber, — fügte Samuel hinzu, indem er aus der Tasche seines Oberrockes ein mit schwarzem Chagrin überzogenes, mit einem schließbaren Schloß versehenes Contobuch zog, von dem er den Schlüssel abzog, nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, — hier ist die Aufstellung der in der Kasse befindlichen Summen, und es

ist mir anbefohlen worden, es vor der Ankunft der Erben hierher zu bringen.

In dem Augenblicke, als Samuel dieses Contobuch auf den Tisch gelegt hatte, herrschte die tiefste Stille in diesem Saale.

Plötzlich riß ihn das Natürlichste, und doch zu gleicher Zeit das Entseßlichste von der Welt, aus seinen Träumereien.

Er hörte in dem anstoßenden Zimmer eine helle, silberne Glocke langsam zehn Uhr schlagen.

Es war in der That zehn Uhr.

Samuel hatte zu viel gesunden Verstand, um an eine ewige Bewegung zu glauben, das heißt an eine seit hundert und fünfzig Jahren gehende Uhr. Er fragte sich demnach auch mit eben so viel Erstaunen, als Entsetzen, wie diese Uhr seit so vielen Jahren nicht stehen geblieben wäre, und wie sie besonders so genau die gegenwärtige Stunde anzeigte.

Von einer besorgten Neugierde aufgeregt, stand der Greis im Begriffe, in dieses Zimmer zu treten; aber indem er sich der ausdrücklichen Anempfehlungen seines Vaters erinnerte, Anempfehlungen, die durch die wenigen Zeilen des Herrn von Rennepont, die er so eben gelesen, wiederholt waren, blieb er an der Thür stehen, und horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

Er hörte nichts, durchaus nichts, als die nach und nach erlöschenden Vibrationen der Glocke.

Nachdem er lange über diesen seltsamen Umstand nachgedacht, schloß Samuel, indem er ihn mit dem nicht minder ungewöhnlichen Umstände des am Morgen durch die Oeffnungen des Belvédères erblickten Scheines zusammenstellte, daß eine gewisse Verbindung zwischen diesen beiden Ereignissen stattfinden müsse.

Wenn der Greis die wahre Ursache dieser so erstaunungswürdigen Erscheinungen nicht zu durchdringen vermochte, so erklärte er sich sie zum Mindesten so gut als er konnte, indem er an die unterirdische Verbindung dachte, welche der Sage nach zwischen den Kellern des Hauses und sehr entfernten Orten beständen: — geheimnißvolle und unbekannte Personen hatten auf diese Weise zwei bis drei Mal im Jahrhundert das Innere dieser Wohnung betreten können.

In diese Gedanken versunken, schritt Samuel auf das Kamin zu, das, wie wir bemerkt haben, sich gerade dem Fenster gegenüber befand.

Ein heller, die Wolken durchdringender Sonnenstrahl erleuchtete gerade zwei große, zu beiden Seiten des Kamins aufgehängte Bilder, welche der Jude noch nicht bemerkt hatte, und die als Fußstücke und in Lebensgröße gemalt, das eine eine Frau, das andere einen Mann vorstellten.

An dem zugleich einfachen und mächtigen Colorit dieser Gemälde, an ihrem reichen und kräftigen Pinsel, erkannte man leicht ein Meisterwerk.

Man hätte außerdem schwer Modelle gefunden, welche fähiger gewesen wären, einen großen Maler zu begeistern.

Die Frau schien fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt; ein üppiger brauner Haarwuchs mit goldigem Schimmer krönte ihre weiße, edle und hohe Stirn; ihr Kopfschuß, weit davon entfernt, an denjenigen zu erinnern, welchen Frau von Sévigné in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. in die Mode gebracht, erinnerte im Gegentheile an den so merkwürdigen Kopfschuß einiger Bilder Paul Veronese's, der aus breiten wellenförmigen Scheiteln bestand, welche die Wangen einfaßten, und der durch einen, am Hinterkopfe zu einer Krone geflochtenen Zopf überragt war; die sehr zarten Augenbrauen überragten große Augen von einem glänzenden Saphir-Blau; ihr zugleich stolzer und trauriger Blick hatte etwas Verhängnißvolles; die sehr feine Nase endigte sich durch leicht erweiterte Nasenlöcher; ein fast schmerzliches Halb-lächeln zog den Mund leicht zusammen; das Oval des Gesichtes war verlängert; die Gesichtsfarbe, von einem matten Weiß, beschattete sich gegen die Wange hin kaum mit einem leichten Rosarothe; der Bau des Halses, die Haltung des Kopfes, zeugten von einer seltenen Anmuth und angeborener Würde; eine Art von Tunica, oder Kleid von schwarzem und glänzendem Stoffe, auf eine Weise gemacht, die man à-la Vierge nennt, ging bis an die Achseln hinauf, und nachdem es einen hohen und schlanken Wuchs gezeigt, fiel es bis auf die gänzlich

durch die Falten des ein wenig Schlepp-ähnlichen Kleides verborgenen Füße herab.

Die Haltung dieser Frau war voll Adel und Einfachheit. Der Kopf trat lichtvoll und weiß auf einem dunkelgrauen Himmel hervor, der im Hintergrunde durch einige Purpur-Wolken marmorirt war, hinter denen sich die bläulichen Gipfel ferner und in Dämmerung versunkenen Hügel zeigten. Die Anlage des Gemäldes, so wie die lebhaften und kräftigen Farben des Vordergrundes, die ohne irgend einen Uebergang von dem Hintergrunde abstachen, ließen leicht errathen, daß diese Frau auf einer Höhe stand, von wo aus sie den ganzen Horizont überragte.

Die Züge dieser Frau waren unendlich tiefsinnig und niedergeschlagen. Es lag besonders in ihrem halben Himmel erhobenen Blicke ein Ausdruck stehenden und ergebenden Schmerzes, den wiederzugeben man für unmöglich gehalten hätte.

Zur Linken des Kamines sah man das zweite, auf eine eben so kräftige Weise gemalte Bild.

Es stellte einen Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahren von hohem Wuchse vor. Ein weiter brauner Mantel, mit dem er auf eine edle Weise drapirt war, ließ eine Art von schwarzem, bis an den Hals zugeknöpften Wamms sehen, über welches ein viereckiger weißer Kragen herabfiel. Der Kopf, schön und von einem erhabenen Charakter, war ausgezeichnet durch mächtige und strenge Linien, die indessen nicht einen

wundervollen Ausdruck von Leiden, von Ergebung und von unaussprechlicher Güte ausschlossen; die Haare, wie der Bart und die Augenbrauen waren schwarz, aber diese, anstatt getrennt zu sein und sich um die Wölbung eines jeden Auges abzurunden, erstreckten sich von einer Schläfe zu der anderen wie ein einziger Bogen, und schienen die Stirn dieses Mannes mit einem schwarzen Streife zu durchfurchen.

Der Hintergrund des Gemäldes stellte auch einen stürmischen Himmel vor; aber jenseits einiger Felsen sah man das Meer, das sich an dem Horizonte in dunkeln Wolken zu verlieren schien.

Der gerade auf diese beiden merkwürdigen Gestalten — die man unmöglich vergessen konnte, nachdem man sie einmal gesehen — fallende Sonnenschein erhöhte noch ihren Glanz.

Aus seiner Träumerei erwachend, und indem er zufällig die Augen auf diese Bilder richtete, schien Samuel von ihnen überrascht: sie schienen lebendig . . .

— Welch edle und schöne Gestalten! — rief er aus, indem er näher herantrat, um sie besser zu betrachten. — Was sind das für Bilder? es sind nicht die der Familie Rennepont, denn nach dem, was mein Vater mir gesagt hat, befinden sie sich alle in dem Trauersaale . . . Ach! — fügte der Greis hinzu, — nach der großen Trauer zu urtheilen, die ihre Züge ausdrücken, könnten auch sie ihre Stelle in dem Trauersaale einnehmen.

Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, begann Samuel wieder:

— Denken wir daran, Alles für diese feierliche Zusammenkunft vorzubereiten . . . denn es hat zehn Uhr geschlagen.

Indem er dieses sagte, stellte Samuel die Sessel von vergoldetem Holz um den runden Tisch und begann dann wieder mit einer tieffinnigen Miene:

— Die Stunde naht heran, und von den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters befindet sich erst ein junger Priester mit einem Engels-Gesichte hier . . . Sollte er denn der einzige Vertreter der Familie Rennepont sein? . . . Er ist ein Priester . . . diese Familie würde also mit ihm aussterben? Endlich . . . ist der Augenblick gekommen, wo ich die Thür zum Lesen des Testaments öffnen muß . . . Bethseba wird den Notar hierher führen . . . Man klopft . . . sie ist es . . . Und, nachdem er den letzten Blick auf die Thür des Zimmers geworfen, in welchem es zehn Uhr geschlagen, schritt Samuel eiligst auf die Thür des Vorplatzes zu, hinter welcher man sprechen hörte.

Der Schlüssel drehete sich zweimal in dem Schlosse, und er öffnete die beiden Flügel der Thür.

Zu seinem großen Kummer sah er auf der Treppe nur Gabriel, der Robin zu seiner Linken und den Vater d'Algriigny zu seiner Rechten hatte.

Der Notar und Bethseba, die zum Führer gebient, hielten sich hinter der Hauptgruppe.

Samuel vermochte nicht einen Seufzer zu unterbrücken, und sagte, sich auf der Schwelle der Thür verneigend:

— Alles ist bereit . . . meine Herren . . . Sie können eintreten . . .

Das Testament.

Als Gabriel, Robin und der Pater d'Aigrigny in den rothen Saal traten, schienen Alle auf eine verschiedene Weise angegriffen.

Bleich und traurig, empfand Gabriel eine peinliche Ungeduld; es drängte ihn, dieses Haus zu verlassen, und er fühlte sich einer großen Last entledigt, seitdem er durch einen, mit allen gesetzlichen Förmlichkeiten versehenen und vor Herrn Dumesnil, dem Notar der Erbschaft, ausgestellten Act aller seiner Rechte zu Gunsten des Pater d'Aigrigny entsagt hatte.

Bis dahin war es dem jungen Priester noch nicht eingefallen, daß der Pater d'Aigrigny, indem er ihn erzogen, was er auf eine so freigebige Weise vergalt, und indem er durch eine ruchlose Lüge die Wahl seines Berufs erzwungen, nur die Absicht gehabt hätte, den guten Erfolg einer im Finsternen schleichenden Intrigue zu sichern.

Indem Gabriel so handelte, wie wir es gesehen, folgte er nach seiner Meinung nicht der Eingebung eines

übertriebenen Jartgefühls. Er hatte diese Schenkung mehrere Jahre zuvor aus freiem Willen gemacht. Er hätte es als eine Schändlichkeit betrachtet, sie zurückzunehmen. Es war ihm schon schmerzlich genug gewesen, einer schlechten Handlung beargwöhnt zu sein; ... für nichts auf der Welt hätte er den geringsten Vorwurf der Habsucht auf sich laden mögen.

Der Missionair mußte von der Natur mit einem sehr seltenen und vortrefflichen Charakter begabt worden sein, daß diese Blüten der ängstlichsten Rechthchkeit nicht durch den giftigen und demoralisirenden Einfluß seiner Erziehung verblühen waren; aber eben so, wie die Kälte zuweilen vor dem Verderben bewahrt, so hatte glücklicher Weise die eiffige Atmosphäre, in welcher ein Theil seiner Kindheit und seiner Jugend verfloßen war, seine edlen Eigenschaften erstarrt, aber nicht verderbt, und sie waren bald wieder durch die Berührung mit der belebenden und warmen Luft des Freyheils erstarrt.

Der Vater d'Aigrigny, noch weit bleicher und aufgeregter als Gabriel, hatte seine Bangigkeit erklären und entschuldigen wollen, indem er sie dem Kummer zuschrieb, welchen der Bruch seines lieben Sohnes mit der Gesellschaft Jesu ihm verursachte.

Robin, ruhig und vollkommen Herr seiner selbst, sah mit einem geheimen Zorne die heftige Aufregung des Vater d'Aigrigny, welche einem minder vertrauenden Manne, als Gabriel, seltsamen Verdacht hätte einflößen können; indessen, trotz dieser schreibaren Kaltblütigkeit,

erwartete der Socius vielleicht noch weit ungedulbiger, als sein Vorgesetzter, das Gelingen dieser wichtigen Angelegenheit.

Samuel schien bestürzt; . . . es kam kein anderer Erbe, als Gabriel . . .

Gewiß fühlte der Greis eine lebhaftere Theilnahme für diesen jungen Mann; aber dieser junge Mann war ein Priester; mit ihm würde der Name der Familie von Rennepont erlöschen, und dieses unermessliche, so mühsam aufgehäufte Vermögen ohne Zweifel nicht so vertheilt oder angewandt werden; als es der Erblasser gewünscht hätte.

Die verschiedenen Betheiligten bei diesem Auftritte standen um den runden Tisch herum.

In dem Augenblicke, wo sie sich, auf die Einladung des Notars, zu setzen im Begriffe standen, sagte Samuel, indem er auf das Contobuch im schwarzen Etagrin zeigte:

— Es ist mir aufgetragen worden, mein Herr, dieses Contobuch hier niederzulegen; es ist verschlossen, gleich nach der Lesung des Testaments werde ich Ihnen den Schlüssel davon übergeben.

— Diese Maßregel ist in der That in der Note an- gegeben worden, welche das hier vorliegende Testament begleitet, — sagte Herr Dumesnil, — als es im Jahre 1682 bei Meister Thomas Le Cômélier, Rath des Königs, Notar am Châtelet von Paris, damals auf der

Place Royale, Nr. 13, wohnend, niedergelegt worden ist.

Indem er dieses sagte, nahm Herr Dumesnil aus einer Mappe von rothem Maroquin ein großes Couvert von, durch die Jahre gelb gewordenen Pergamentes; an dieses Couvert war eine auch auf Pergament geschriebene Note mit einem seidenen Faden befestigt.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — wenn Sie sich gefälligst setzen wollen, so will ich die hier angefügte Note lesen, welche die zur Eröffnung des Testamentes zu erfüllenden Förmlichkeiten anordnet.

Der Notar, Robin, der Pater d'Aigrigny und Gabriel setzten sich.

Da der junge Priester dem Ramine den Rücken zuwandte, so konnte er die beiden Bilder nicht sehen.

Trotz der Einladung des Notars blieb Samuel hinter dem Sessel desselben stehen, welcher Folgendes las:

„Am 13. Februar 1832 soll mein Testament nach der Straße Saint-François, Nr. 3., gebracht werden.

Punkt zehn Uhr soll die Thür des im Erdgeschosse gelegenen rothen Saales meinen Erben geöffnet werden, die ohne Zweifel in der Erwartung dieses Tages, seit langer Zeit in Paris angelangt, die nöthige Zeit gehabt haben, die Beweisstücke ihrer Abstammung gültig machen zu lassen.

Sobald sie versammelt sein werden, soll man das Testament lesen und mit dem letzten Schlage der Mittagstunde soll die Erbschaft zu Gunsten derjenigen ge-

schlossen sein, welche sich in Folge meiner, wie ich hoffe, seit anderthalb Jahrhunderten von dem heutigen Tage an, durch Ueberlieferung in meiner Familie fortgepflanzten Anempfehlung, in Person, und nicht durch Bevollmächtigte, am 13. Februar, vor Mittag, in der Straße Saint-François eingefunden haben.“

Nachdem er diese Zeilen mit einer klangvollen Stimme gelesen, hielt der Notar einen Augenblick lang inne, und begann dann wieder mit einer feierlichen Stimme:

— Da Herr Gabriel Franz Maria von Rennepont, Priester, durch notarielle Acte seine Abstammung väterlicher Seits und seine Eigenschaft als Urneffe des Erblassers nachgewiesen, und da er bis zu diesem Augenblicke der einzige Nachkomme der Familie von Rennepont ist, der sich hier gemeldet hat, so öffne ich in seiner Gegenwart das Testament, wie es vorgeschrieben ist.

Indem er dieses sagte, zog der Notar aus seiner Umhüllung das Testament hervor, welches schon vorher, mit den Formalitäten, welche das Gesetz vorschreibt, von dem Präsidenten des Tribunals vorläufig war eröffnet worden.

Der Pater d'Aigrigny neigte sich und lehnte sich auf den Tisch, indem er einen keuchenden Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte. Gabriel bereitete sich vor, mit mehr Neugierde, als Interesse zuzuhören.

Robin hatte sich in einiger Entfernung von dem Tische gesetzt, indem er seinen alten Hut zwischen seinen Knien hielt, auf dessen Boden er, halb in die Falten

eines schmutzigen, blau gestreiften baumwollenen Taschentuches versteckt, seine Uhr gelegt hatte . . .

Die ganze Aufmerksamkeit des Socius war nun zwischen dem geringsten Geräusche, das er außerhalb hörte, und der langsamen Bewegung der Zeiger seiner Uhr getheilt, deren Gang sein kleines erzürntes Auge zu beschleunigen schien, so groß war seine Ungeduld, die Mittagsgstunde herbeikommen zu sehen.

Das Pergament-Blatt entfaltend, las der Notar Folgendes inmitten einer gespannten Aufmerksamkeit:

„Weller Billethaneuse, den 13. Febr. 1682.

Ich stehe im Begriffe, durch den Tod der Schande der Galeeren zu entgehen, zu denen mich die unförmlichen Feinde meiner Familie als Rückfälligen haben verdammen lassen.

Und dann . . . ist das Leben mir zu bitter, seitdem mein Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens gestorben ist.

Mit neunzehn Jahren gestorben . . . armer Heinrich . . . seine Mörder sind unbekannt . . . nein . . . nicht unbekannt . . . wenn ich meinen Ahnungen glaube . . .

Um mein Vermögen diesem Kinde zu erhalten, hatte ich gethan, als ob ich die protestantische Religion abschwöre . . . So lange, als dieses so geliebte Wesen gelebt, habe ich mit ängstlicher Genauigkeit die katholischen Gebräuche beobachtet . . . Dieser Be-

trug empörte mich, aber es handelte sich um meinen Sohn

Als man ihn mir getödtet hatte . . . ist mir dieser Zwang unerträglich gewesen . . . Ich war belauert; ich bin als Rückfälliger angeklagt und verurtheilt worden; . . . meine Güter sind eingezogen, ich bin zu den Galeeren verurtheilt worden.

In welchen schrecklichen Zeiten wir sind . . .

Elend und Knechtschaft! blutiger Despotismus und religiöse Unbuddsamkeit . . . Hal es ist süß, das Leben zu verlassen . . . Nicht so viel Gräuel, nicht so viel Leiden mehr zu sehen, . . . welche Ruhe!

Und in einigen Stunden . . . werde ich diese Ruhe schmücken . . .

Ich stehe zu sterben im Begriffe, so will ich denn an diejenigen der Reinen denken, welche leben, oder vielmehr an diejenigen . . . welche vielleicht in besseren Zeiten leben werden . . .

Eine Summe von fünfzigtausend Thalern, ein, einem Freunde anvertrautes Depositum, ist mir von so vielem Vermögen übrig geblieben.

Ich habe keinen Sohn mehr . . . aber zahlreiche, ausgewanderte und in Europa zerstreute Verwandte.

Diese, unter alle die Reinen vertheilte Summe von fünfzigtausend Thaler hätte ihnen wenig geholfen. Ich habe auf eine andere Weise darüber verfügt.

Und das nach den weisen Rathschlägen eines Mannes . . . den ich als das vollkommene Ebenbild Gottes

auf Erden verehere . . . denn sein Verstand, seine Weisheit und seine Güte sind beinahe göttlich.

.. Zweimal in meinem Leben habe ich diesen Mann gesehen, und das unter sehr traurigen Umständen; . . . zweimal habe ich ihm mein Heil verdankt . . . einmal das Heil der Seele, einmal die Rettung des Leibes.

Ach! . . . vielleicht hätte er mein armes Kind gerettet; aber er ist zu spät gekommen . . . zu spät . . .

Bevor er mich verließ, hat er mich davon abwendig machen wollen, zu sterben, . . . denn er wußte Alles; aber seine Stimme ist machtlos gewesen! ich empfand zu viel Schmerz, zu viel Kummer, zu viel Entmuthigung.

Wie seltsam! . . . als er von meinem Entschlusse, meinem Leben auf eine gewaltsame Weise ein Ende zu machen, fest überzeugt gewesen, ist ihm ein schrecklich bitteres Wort entschlüpft und hat mich glauben lassen, daß er mein Schicksal . . . meinen Tod . . . beneidet! . . .

Ist er denn verdammt zu leben? . . .

Ja . . . er hat sich ohne Zweifel selbst dazu verdammt, um der Menschheit nützlich und hülfreich zu sein . . . und dennoch drückt ihn das Leben; denn ich habe ihn eines Tages mit einem Ausbruche verzweifelter Ermüdung, den ich niemals vergessen habe, sagen hören: . . . O! das Leben . . . das Leben . . . wer wird mich davon befreien! . . .

Es ist ihm also sehr zur Last?

Er ist abgereiset; seine letzten Worte haben mich den Tod mit Heiterkeit ins Auge fassen lassen . . .

Durch ihn wird mein Tod nicht fruchtlos sein . . .

Durch ihn werden diese, in diesem Augenblicke von einem Manne geschriebenen Zeilen, der in einigen Stunden aufgehört haben wird zu leben, vielleicht in anderthalb Jahrhunderten große Dinge hervorbringen; o! ja, Großes und Edles . . . wenn mein Wille mit frommen Herzen von meinen Nachkommen gehört wird, denn zu dem zukünftigen Geschlecht meiner Familie rede ich auf diese Weise.

Damit sie besser den letzten Willen verstehen und würdigen, den ich ausspreche . . . und den ich sie inständigst zu erhören bitte . . . sie . . . die noch in dem Nichts sind, in das ich zurückzukehren im Begriffe stehe, müssen sie die Verfolger meiner Familie kennen lernen, um ihren Ahn, aber durch eine edle Rache, rächen zu können.

Mein Großvater war Katholik; weniger durch seinen religiösen Eifer, als durch treulose Rathschläge fortgerissen, hat er sich, obgleich als Laie, einer Gesellschaft angeschlossen, deren Macht immer schrecklich und geheimnißvoll gewesen ist . . . der Gesellschaft Jesu . . .“

Bei diesen Worten des Testaments blickten sich der Pater d'Nigrigny, Rodin und Gabriel beinahe fast unwillkürlich an.

Der Notar, welcher diese Bewegung nicht bemerkt
e, fuhr immer fort:

„Nach Verlauf einiger Jahre, während welcher er
nicht aufgehört hatte, für diese Gesellschaft die unum-
bränkste Hingebung an den Tag zu legen, wurde
: plötzlich durch entsetzliche Offenbarungen über den
eheimen Zweck, den sie im Auge hatte, und über
re Mittel ihn zu erreichen, aufklärt . . .

Das war im Jahre 1610, einen Monat vor der
rmordung Heinrichs IV.

Entsetzt über das Geheimniß, dessen Bewahrer er
sich seiner Willen war, und dessen Bedeutung sich
erst späterhin durch den Tod des besten der Könige
ervollständigte, brach mein Großvater nicht allein
mit der Gesellschaft Jesu, sondern, als ob die ganze
atholische Religion ihm für die Verbrechen dieser
Gesellschaft verantwortlich wäre, verließ auch die rö-
nische Kirche, in welcher er bis jetzt gelebt hatte,
und wurde Protestant.

Unwiderlegliche Beweise, welche das Einverständniß
weiter Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ravalliac
beweisen, ein eben so zur Zeit des Verbrechens von
Jean Châtel, des Königmörders, bewiesenes Einver-
ständniß, befanden sich in den Händen meines Groß-
vaters.

Das war die erste Ursache des erbitterten Hasses
dieser Gesellschaft gegen unsere Familie. Gott sei
Dank, diese Papiere sind in Sicherheit gebracht wor-

den; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille ausgeführt ist, wird man diese Papiere, A. M. C. D. G. überschrieben, in dem Ebenholz-Kistchen des Trauersaales der Straße Saint-François finden.

Auch mein Vater war noch heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Untergang, sein Tod vielleicht, wären wahrscheinlich deren Folge ohne die Dazwischenkunft einer Frau gewesen, für welche er immer eine fast religiöse Verehrung behalten hat.

Das Portrait dieser Frau, welche ich vor wenigen Jahren wiedergesehen habe, wie das des Mannes, welchem ich eine unendliche Verehrung gewidmet habe, sind von mir aus dem Gedächtnisse gemalt, und in dem rothen Saale der Straße Saint-François aufgehängt worden. Wie ich hoffe, werden alle beide für die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein."

Seit einigen Momenten war Gabriel immer aufmerksamer auf das Lesen dieses Testaments geworden, er dachte daran, daß durch ein sonderbares Zusammen treffen einer seiner Voreltern zwei Jahrhunderte zuvor mit der Gesellschaft Jesu gebrochen hätte, wie er selbst seit einer Stunde mit ihr gebrochen hatte, und daß dieser, von zwei Jahrhunderten herrührende Bruch . . . auch die Art von Haß andeutete, mit welcher die Gesellschaft Jesu seine Familie immer verfolgt hatte . . .

Der junge Priester fand es nicht minder seltsam, daß diese ihm, nach einem Zeitraume von hundert und fünfzig Jahren von einem seiner Vorfahren, der ein Opfer der Gesellschaft Jesu gewesen, überlassene Erbschaft durch die freiwillige Abtretung, die er so eben ausgestellt, an dieselbe Gesellschaft zurückfiel . . .

Als der Notar die, auf die beiden Portraits bezug-habende Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, der, wie der Pater d'Aigrigny, diesen Bildern den Rücken zu-wandte, eine Bewegung, um sie zu sehen . . .

Raum hatte der Missionair die Augen auf das Bild der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erstaunens und beinahe des Entsetzens ausstieß.

Der Notar unterbrach sogleich das Lesen des Testa-mentes, indem er den jungen Priester mit Besorgniß anblickte.

den; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille ausgeführt ist, wird man diese Papiere, A. M. C. D. G. überschrieben, in dem Ebenholz-Kistchen des Trauersaales der Straße Saint-François finden.

Auch mein Vater war noch heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Untergang, sein Tod vielleicht, wären wahrscheinlich deren Folge ohne die Dazwischenkunft einer Frau gewesen, für welche er immer eine fast religiöse Verehrung behalten hat.

Das Portrait dieser Frau, welche ich vor wenigen Jahren wiedergesehen habe, wie das des Mannes, welchem ich eine unendliche Verehrung gewidmet habe, sind von mir aus dem Gedächtnisse gemalt, und in dem rothen Saale der Straße Saint-François aufgehängt worden. Wie ich hoffe, werden alle beide für die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein."

Seit einigen Momenten war Gabriel immer aufmerksamer auf das Lesen dieses Testaments geworden, er dachte daran, daß durch ein sonderbares Zusammen treffen einer seiner Voreltern zwei Jahrhunderte zuvor mit der Gesellschaft Jesu gebrochen hätte, wie er selbst seit einer Stunde mit ihr gebrochen hatte, und daß dieser, von zwei Jahrhunderten herrührende Bruch . . . auch die Art von Haß andeutete, mit welcher die Gesellschaft Jesu seine Familie immer verfolgt hatte . . .

Der junge Priester fand es nicht minder seltsam, daß diese ihm, nach einem Zeitraume von hundert und fünfzig Jahren von einem seiner Vorfahren, der ein Opfer der Gesellschaft Jesu gewesen, überlassene Erbschaft durch die freiwillige Abtretung, die er so eben ausgestellt, an dieselbe Gesellschaft zurückfiel . . .

Als der Notar die, auf die beiden Portraits bezug-habende Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, der, wie der Pater d'Aigrigny, diesen Bildern den Rücken zuwandte, eine Bewegung, um sie zu sehen . . .

Raum hatte der Missionair die Augen auf das Bild der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erstaunens und beinahe des Entsetzens ausstieß.

Der Notar unterbrach sogleich das Lesen des Testaments, indem er den jungen Priester mit Besorgniß anblickte.

XXIV.

Der letzte Schlag der Mittagsstunde.

Bei dem von Gabriel ausgestoßenen Schrei hielt der Notar mit dem Lesen des Testaments inne, und der Pater d'Aigrigny schritt rasch auf den jungen Priester zu.

Dieser war aufgestanden, und betrachtete das Bild der Frau mit einem immer zunehmenden Erstaunen.

Bald sagte er mit leiser Stimme, und wie als ob er mit sich selbst spräche:

— Ist es möglich, mein Gott! daß der Zufall solche Aehnlichkeiten hervorbringt! . . . Diese . . . zugleich so stolzen und so traurigen Augen . . . es sind die ihrigen! . . . und diese Stirn . . . und diese Blässe! . . . ja, das sind ihre Züge! . . . alle ihre Züge! . . .

— Aber, mein lieber Sohn, was haben Sie? — sagte der Pater d'Aigrigny, eben so erstaunt als Samuel und der Notar.

— Vor acht Monaten, — erwiderte der Missionair mit einer unendlich bewegten Stimme, und ohne das Bild mit den Augen zu verlassen, — ich war in den Felsen-

gebirgen in der Gewalt der Indianer . . . Man hatte mich an das Kreuz geschlagen, man begann mich zu scalpiren . . . ich stand im Begriffe zu sterben . . . als die göttliche Vorsehung mir eine unerwartete Hülfe sandte, und diese Frau mich gerettet hat . . .

— Diese Frau! . . . — riefen zu gleicher Zeit Samuel, der Pater d'Aigrigny und der Notar aus.

Robin allein schien der Episode mit dem Portrait gänzlich fremd; das Gesicht durch eine zornige Ungebuld zusammengezogen, laute er sich an den Nägeln, indem er mit Bangigkeit den langsamen Gang der Zeiger seiner Uhr beschaute.

— Wie! welche Frau hat Ihnen das Leben gerettet? — begann der Pater d'Aigrigny wieder.

— Ja, diese Frau ist es, — erwiderte Gabriel mit einer leiseren und beinahe entsetzten Stimme; — diese Frau . . . oder vielmehr eine Frau, welche ihr so sehr glück, daß, wenn sich dieses Bild nicht seit anderthalb Jahrhunderten hier befände, ich glauben würde, daß es nach ihr gemalt sei . . . denn ich kann mir nicht erklären, wie eine so überraschende Ähnlichkeit die Wirkung des Zufalles sein kann . . . Am Ende, — fügte er nach einem Augenblicke des Schweigens hinzu, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß, — die Geheimnisse der Natur . . . und der Willen Gottes sind unerforschlich.

Und Gabriel sank wieder niedergeschlagen inmitten eines tiefen Schweigens auf seinen Sessel zurück, welches der Pater d'Aigrigny bald brach, indem er sagte:

— Das ist ein Fall außerordentlicher Aehnlichkeit, und weiter nichts . . . mein lieber Sohn; . . . nur giebt die sehr natürliche Dankbarkeit, welche Sie für Ihre Befreierin haben, diesem wunderlichen Naturspiele ein großes Interesse für Sie.

Von Ungebuld verzehrt, sagte Robin zu dem Notar, an dessen Seite er sich befand;

— Ich meine, mein Herr, daß dieser ganze kleine Roman dem Testamente ziemlich fremd ist? . . .

— Sie haben Recht, — antwortete der Notar, indem er sich wieder setzte; — aber der Fall ist so außerordentlich, so romantisch, wie Sie sagen, daß man sich nicht enthalten kann, das große Erstaunen des Herrn zu theilen . . .

Und er zeigte auf Gabriel, der, auf einen Arm des Sessels gelehnt, seine Stirn auf seine Hand stützte, und gänzlich in Gedanken versunken schien.

Der Notar fuhr auf folgende Weise mit dem Lesen des Testamentes fort:

„Das sind die Verfolgungen gewesen, denen meine Familie von Seiten der Gesellschaft Jesu ausgesetzt gewesen ist.

Diese Gesellschaft besitzt in diesem Augenblicke mein Vermögen durch die Einziehung. Ich stehe im Begriffe zu sterben . . . Möge ihr Haß in meinem Tode erlöschen und mein Geschlecht verschonen.

Mein Geschlecht, dessen Schicksal mein einziger,

mein letzter Gedanke in diesem feierlichen Augenblicke ist.

Heute Morgen habe ich einen Mann von seit langer Zeit erprobter Rechtschaffenheit hierher beschreiben: Isaac Samuel. Er verdankt mir das Leben, und täglich wünsche ich mir Glück, daß ich der Welt ein so rechtschaffenes, so vortreffliches Wesen habe erhalten können.

Vor der Einziehung meines Vermögens hatte es Samuel immer mit eben so viel Umsicht als Rechtschaffenheit verwaltet. Ich habe ihm die fünfzigtausend Thaler anvertraut, die ein getreuer Verwahrer mir zurückgegeben hatte.

Isaac Samuel, und nach ihm seine Nachkommen, denen er diese Pflicht der Dankbarkeit vermachen wird, übernehmen es, diese Summe bis nach Ablauf von hundert und fünfzig Jahren, von heute an gerechnet, anzulegen, und die Zinsen zum Kapitale zu schlagen.

Diese so vermehrte Summe kann ungeheuer werden, ein königliches Vermögen ausmachen, . . . wenn die Ereignisse seiner Verwaltung nicht zuwider sind.

Möchten meine Wünsche über die Theilung und Verwendung dieser unermesslichen Summe erhört werden.

Unglücklicher Weise ereignen sich in anderthalb Jahrhunderten so viele Veränderungen, es findet so vieler Wechsel, so viele Umwälzungen der Glücksumstände unter den auf einander folgenden Genera-

konnen einer Familie statt, daß meine Nachkommen in hundert und fünfzig Jahren wahrscheinlich den verschiedenen Ständen der Gesellschaft angehören, und so die verschiedenen Elemente der Gesellschaft ihrer Zeit repräsentiren werden.

Vielleicht werden sich unter ihnen Männer mit einem großen Verstande, oder einem großen Muth, oder einer großen Tugend begabt befinden; vielleicht Gelehrte, in dem Kriege oder in den Künsten berühmte Namen; vielleicht auch unbekannte Handwerker, bescheidene Bürger; vielleicht auch, ach! große Missethäter . . .

Was sich auch ereignen möge, mein heißester, theuerster Wunsch ist, daß meine Nachkommen sich einander wieder nähern, und durch eine enge, aufrichtige Vereinigung meine Familie wieder herstellen, indem sie diese göttlichen Worte Christi unter sich in Ausübung bringen: Liebet Euch unter einander.

Diese Verbindung wird ein heilsames Beispiel sein . . . denn ich meine, daß aus der Einigkeit, aus der Verbindung von Menschen unter sich, das zukünftige Glück der Menschheit hervorgehen muß.

Die Gesellschaft, welche seit so langer Zeit meine Familie verfolgt hat, ist eines der glänzendsten Beispiele der Allmacht der Verbindung, selbst auf das Böse angewandt.

Es liegt in diesem Grundsatz etwas so Fruchtba-

res, etwas so Göttliches, daß es die bösesten, die gefährlichsten Verbindungen zuweilen zum Guten zwingt.

So haben die Missionen seltene, aber reine, edelmüthige Lichter auf die im Finstern schleichende Gesellschaft Jesu geworfen . . . die doch zu dem abscheulichen und gottlosen Zwecke gestiftet ist, durch eine mörderische Erziehung allen Willen, alles Denken, alle Freiheit, allen Verstand bei den Völkern zu vernichten, um sie zitternd, abergläubig, abgestumpft und entwaffnet dem Despotismus der Könige zu überliefern, die ihrerseits durch ihre Beichtväter zu beherrschen, die Gesellschaft sich vorbehielt."

Bei dieser Stelle des Testaments wurde ein neuer und seltsamer Blick zwischen Gabriel und dem Pater d'Aigrigny ausgetauscht.

Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verderbte, auf die menschliche Herabwürdigung, auf die Furcht, auf den Despotismus gegründete, und mit dem Fluche der Völker verfolgte Verbindung Jahrhunderte hindurch bestanden, und oft die Welt durch List und durch Schrecken beherrscht hat . . . was würde es da mit einer Verbindung sein, welche, durch die Bruderliebe, durch die evangelische Liebe verfahren, zum Zwecke hätte, den Mann und das Weib von jeder entwürdigenden Knechtschaft zu befreien, diejenigen hienieden zum Glücke einzuladen, welche von dem Leben nur die Leiden und das Elend

gekannt haben, die nährenden Arbeit zu verherrlichen und zu bereichern? diejenigen aufzuklären, welche die Unwissenheit verdirbt? die freie Ausdehnung aller der Neigungen zu begünstigen, welche Gott in seiner unendlichen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Güte den Menschen gleich eben so vielen mächtigen Hebeln zugetheilt hat? alles von Gott Kommende zu heiligen, die Liebe wie die Mutterschaft, die Kraft wie den Verstand, die Schönheit wie das Genie? kurz die Menschen wahrhaft religiös und innig erkenntlich gegen den Schöpfer dadurch zu machen, daß man ihnen das Versehen der Herrlichkeiten der Natur und ihren verdienten Antheil an den Schätzen verleiht, mit denen sie uns überhäuft.

O! wenn der Himmel will, daß in anderthalb Jahrhunderten die Nachkommen meiner Familie, getreu dem letzten Willen eines Freundes-Hezens der Menschheit, sich so zu einer heiligen Gemeinde mit einander verbänden!

Wenn der Himmel will, daß sich unter ihnen mildthätige Seelen voller Erbarmen gegen diejenigen, welche leiden! erhabene, freiheitsliebende Geister! beredte und feurige Herzen! entschlossene Charaktere, Frauen, welche die Schönheit, den Geist und die Güte in sich vereinigen, — befinden, — wie fruchtbar und mächtig wird dann die übereinstimmende Vereinigung aller dieser Ideen, alles dieses Einflusses, aller dieser Kräfte, aller dieser um dies königliche Vermögen gestellten

Reize sein, das durch die Verbindung zusammengehalten und auf eine kluge Weise verwaltet, die wundervollsten Träume ausführbar machen würde!

Welch herrlicher Sammelplatz fruchtbarer, edelmüthiger Gedanken! welche heilsame und belebende Strahlen würden unaufhörlich von diesem Mittelpunkt der Milthätigkeit, der Emancipation und der Liebe ausgehen!

Welche erhabenen Dinge zu versuchen, welche herrlichen Beispiele der Welt durch die Ausübung zu geben! Welches göttliche Apostelamt! Kurz, welches unwiderstehliche Streben zum Guten eine so gestellte, über solche Mittel zum Handeln verfügende Familie der ganzen Menschheit einprägen könnte!

Und dann wäre diese Verbindung zum Guten im Stande, die unheilbringende Gesellschaft zu bekämpfen, deren Opfer ich bin, und die vielleicht nach anderthalb Jahrhunderten nichts von ihrer furchtbaren Gewalt verloren haben wird.

Dann könnten diesem Werke der Finsterniß, des Drudes und des Despotismus, welches auf der christlichen Welt lastet, die Meinigen ein Werk des Lichtes, der Ausdehnung und der Freiheit entgegen stellen.

Der Genius des Guten und der Dämon des Bösen befänden sich einander gegenüber.

Der Kampf würde beginnen, und Gott würde die Gerechten beschützen . . .

Und damit sich die unermesslichen Geldmittel, welche meiner Familie so viel Gewalt verliehen hätten, sich nicht erschöpften und sich mit den Jahren wieder erneuerten, so sollten meine Erben, wenn sie meinen Willen erhörten, unter denselben Bedingungen der Zinsaufhäufung, das Doppelte der Summe anlegen, welche ich angelegt habe . . . Welche neue Quelle von Macht und Wirkung wäre dann nach anderthalb Jahrhunderten für ihre Nachkommen vorhanden!! welche Fortdauer in dem Guten!!

Man wird außerdem in der großen Ebenholz-Lade des Trauersaales einige praktische Ideen in Bezug auf diese Verbindung finden.

Das sind meine letzten Willensmeinungen, oder vielmehr meine letzten Hoffnungen . . .

Wenn ich durchaus verlange, daß die meines Geschlechtes sich persönlich am Tage der Eröffnung des Testaments in der Straße Saint-François befinden, so ist es, damit, in diesem feierlichen Momente vereinigt, sie sich sehen, sich kennen lernen; vielleicht werden sie meine Worte dann überzeugen; anstatt getrennt zu leben, werden sie sich vereinigen; ihre Interessen selbst werden dabei gewinnen und mein Wille wird erfüllt sein.

.

Als ich vor einigen Tagen an diejenigen meiner Familie, welche die Verbannung in Europa zerstreut

hat, eine Medaille abgesandt, auf welcher das Datum dieser Zusammenberufung für meine Erben in anderthalb Jahrhunderten, vom heutigen Tage an gerechnet, ausgeprägt ist, habe ich ihren wahren Beweggrund geheim halten müssen, indem ich nur sagte, daß meine Nachkommenschaft ein großes Interesse hätte, sich zu dieser Zusammenkunft einzufinden.

Ich habe so gehandelt, weil ich die List und die Beharrlichkeit der Gesellschaft kenne, deren Opfer ich bin; wenn sie hätte wissen können, daß meine Nachkommen zu diesem Zeitpunkte unermessliche Summen zu theilen haben würden, so hätten große Betrügereien, große Gefahren vielleicht, meine Familie bedrohet, denn verderbliche Empfehlungen würden sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Gesellschaft Jesu fortgepflanzt haben.

Möchte diese Vorsichtsmaßregel wirksam werden.

Möchte mein auf den Medaillen ausgesprochener Wunsch getreulich von Geschlecht zu Geschlecht übergeben werden.

Wenn ich den Tag und die verhängnißvolle Stunde festsetze, an welchen meine Hinterlassenschaft unwiderstehlich zu Gunsten derjenigen meiner Nachkommen geschlossen sein soll, die sich am 13. Februar 1832 in der Straße Saint-François Vormittag eingefunden haben, so ist es deshalb geschehen, weil es für jede Frist eines Zieles bedarf, und weil meine Erben seit so

vielen Jahren hinlänglich benachrichtigt gewesen sein werden, um bei dieser Zusammenkunft nicht zu fehlen.

Nach der Lesung meines Testamentes wird die Person, welche der Verwahrer der aufgehäuften Summen ist, ihren Werth und ihren Betrag mittheilen, damit bei dem letzten Schlage der Mittagsstunde diese Summen den anwesenden Erben zugefallen und ihnen zugetheilt sind.

Dann sollen ihnen die Zimmer des Hauses geöffnet werden. Sie werden in demselben ihrer Theilnahme, ihres Mitleidens, ihrer Achtung würdige Dinge sehen . . . besonders in dem TrauerSaale.

Mein Wunsch ist, daß dieses Haus nicht verkauft wird, daß es so meublirt bleibt, und daß es meinen Nachkommen zum Vereinigungs-Punkte dient, wenn, wie ich hoffe, sie meine letzte Bitte erhören.

Wenn sie im Gegentheile sich trennen; wenn sie, anstatt sich zu vereinigen, um an einer der edelsten Unternehmungen mitzuwirken, die jemals ein Jahrhundert bezeichnet hat, sich selbstsüchtigen Leidenschaften hingeben; wenn sie das unfruchtbare Alleinsehen der fruchtbaren Verbindung vorziehen; wenn sie in diesem unermesslichen Vermögen nur eine Gelegenheit leichtsinniger Verschwendung oder sitziger Bereicherung sehen . . . so mögen sie von allen denjenigen verwünscht sein, die sie hätten lieben, denen sie hätten beistehen und sie hätten emancipiren können; . . . dieses Haus

soll dann niedergerissen und geschleift, und alle Papiere, von denen Isaac Samuel das Verzeichniß hinterlassen haben wird, sollen, so wie die beiden Portraits des rothen Saales, durch den Aufseher meiner Exekution verbrannt werden.

Ich habe es gesagt . . .

Jetzt ist meine Pflicht erfüllt.

In alle diesem habe ich den Rath des Mannes befolgt, den ich verehere und den ich als das wahre Ebenbild Gottes auf Erden liebe.

Der treue Freund, welcher mir die fünfzigtausend Thaler, den Rest meines Vermögens, zurück gegeben hat, kennt allein die Verwendung, welche ich damit machen will; . . . ich habe seiner so sicheren Freundschaft diesen Beweis von Vertrauen nicht verweigern können; aber auch ihm habe ich den Namen Isaac Samuels verschweigen müssen; . . . ich hätte sonst diesen Letzteren und besonders seine Nachkommen großen Gefahren ausgesetzt.

Sogleich wird dieser Freund, der nicht weiß, daß mein Entschluß zu sterben seine Erfüllung erhalten wird, mit meinem Notar hierher kommen; in ihre Hände werde ich nach den gebräuchlichen Förmlichkeiten dieses versiegelte Testament niederlegen.

Das ist mein letzter Wille.

Ich stelle seine Erfüllung unter den Schutz der Vorsehung.

Gott kann diese Wünsche der Liebe, des Friedens, der Einigkeit und der Freiheit nur beschützen.

Da dieses mystische *) Testament aus freiem Willen von mir gemacht, und gänzlich von meiner Hand geschrieben worden ist, so erwarte und will ich, daß es gewissenhaft in seinem Sinne und in seinem Buchstaben ausgeführt wird.

Heute, den 13. Febr. 1682, um ein Uhr Nachmittags.

Marius v. Rennepont."

In dem Maße, als der Notar mit dem Lesen des Testaments fortgefahren, war Gabriel bald von schmerzlichen und bald von verschiedenen anderen Eindrücken bewegt worden.

Wie wir bemerkt, hatte er es zudörberst seltsam gefunden, daß das Verhängniß gewollt, daß dieses, von einem Opfer seiner Gesellschaft herrührende Vermögen durch die so eben von ihm erneuerte Schenkung in die Hände dieser Gesellschaft zurückfallen sollte.

Dann, da seine mildthätige und erhabene Seele ihn sogleich hatte begreifen lassen, von welcher wunderbaren Bedeutung die edle, von Marius von Rennepont so inständigst anempfohlene Familien-Verbindung hätte werden können . . . so dachte er mit einer unendlichen Bitterkeit daran, daß in Folge seiner Verzichtleistung und

*) Das ist der durch die Jurisprudenz angenommene Ausdruck.

in Abwesenheit jedes anderen Erben dieser erhabene Gedanke unausführbar wäre, und daß dieses bei weitem beträchtlichere Vermögen, als er geglaubt, in die Hände einer vererbten Gesellschaft fallen würde, die sich desselben als eines schrecklichen Mittels zum Wirken in ihrem Sinne bedienen konnte.

Aber, wir müssen es sagen, Gabriels Seele war so schön, so rein, daß er nicht das geringste persönliche Bedauern empfand, als er erfuhr, daß das Vermögen, auf welches er verzichtet hatte, von einem hohen Werthe sein konnte; durch einen rührenden Widerspruch gefiel er sich sogar bei der Entdeckung, daß er beinahe so reich geworden wäre, darin, seine Gedanken wieder auf die bescheidene Pfarre zu richten, in welcher er bald in der Ausübung der heiligsten evangelischen Tugenden zu leben hoffte.

Diese Gedanken kreuzten sich verworren in seinem Geiste. Der Anblick von dem Portrait der Frau, die traurigen, in dem Testament enthaltenen Offenbarungen, die Erhabenheit der Ansichten, welche in dem letzten Willen des Herrn von Kennepont an den Tag gelegt waren, so viele außerordentliche Vorfälle, versetzten Gabriel in eine Art von bestürzten Erstaunens, in welchem er noch versunken war, als Samuel zu dem Notar sagte, indem er ihm den Schlüssel zu dem Conto-Buche überreichte:

— In diesem Buche, mein Herr, werden Sie den gegenwärtigen Stand der Summen finden, welche in

Folge der Anlagen und der Zinsenaufhäufung der 150,000 Franken in meiner Verwahrung sind, die Herr Martin von Rennepont meinem Großvater anvertraut hatte ...

— Ihrem Großvater! ... — rief der Vater d'Aigrigny, auf das Höchste erstaunt, aus; — also Ihre Familie hat diese Summen beständig verwaltet.

— Ja, mein Herr, und meine Frau wird in einigen Augenblicken die Kiste hierher bringen, welche die Papiere enthält.

— Und zu welcher Höhe belaufen sich diese Beträge? — fragte Rodin mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

— Wie der Herr Notar sich durch diese Aufstellung überzeugen kann, — antwortete Samuel mit einer vollkommenen Einfachheit, und als ob es sich nur um die ursprünglichen 150,000 Franken gehandelt hätte, — habe ich in der Kasse in gangbaren Papieren die Summe von zweihundert und zwölf Millionen . . . hundert und fünf und siebenzig ...

— Was sagen Sie, mein Herr! — rief der Vater d'Aigrigny aus, ohne Samuel aussprechen zu lassen; denn der Nachschuß kummerte den ehrwürdigen Vater ziemlich wenig.

— Ja, die Summe! — fügte Rodin mit einer stöhnenden Stimme hinzu, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben verlor er seine Kaltblütigkeit, — die Summe ... die Summe ... die Summe ...

— Ich sage, mein Herr! — erwiderte der Geist;
— daß ich für 212 Millionen 175 Tausend Franken in
. . . theils auf den Namen, theils auf den Bringer
ausgestellten Obligationen in der Kasse habe . . . wie
Sie sich sogleich überzeugen werden, Herr Notar, denn
da bringt meine Frau dieselben.

In der That, Bethseba trat in diesem Augenblicke
ein, indem sie in ihren Armen die Kiste von Cedernholz
trug, in welcher die Obligationen enthalten waren; sie
stellte dieselbe auf den Tisch, und verließ den Saal,
nachdem sie einen liebevollen Blick mit Samuel aus-
getauscht hatte.

Als dieser die ungeheure Höhe der in Rede stehen-
den Summe erklärt hatte, empfing ein Schweigen des
höchsten Erstaunens seine Worte.

Mit Ausnahme Samuels hielten sich alle bei diesem
Auftritte Anwesende für das Spielwerk eines Traumes.

Der Pater d'Algrigny und Robin rechneten auf vier-
zig Millionen . . . Diese bereits ungeheure Summe
war mehr als verfünffacht . . .

Als Gabriel den Notar die Stellen des Testaments
vorlesen hörte, in welchen von einem königlichen Ver-
mögen die Rede war, und da er die Wunder der zum
Kapital geschlagenen Zinsen nicht kannte, hatte er dieses
Vermögen auf drei bis vier Millionen geschätzt . . .
Diese ungeheure Summe, die man ihm so eben ange-
zeigt hatte, betäubte ihn demnach auch . . . Und trotz

seiner bewunderungswürdigen Uneigennützigkeit und seiner gewissenhaften Rechtlichkeit empfand er eine gewisse Art von Verblendung, von Schwindel, bei dem Gedanken, daß dieses unermessliche Vermögen ihm . . . ihm allein hätte angehören können . . .

Der fast eben so, als er, erstaunte Notar untersuchte den Stand von Samuels Kasse, und schien kaum seinen Augen zu trauen.

Der auch stumme Jude war schmerzlich in den Gedanken versunken, daß sich kein anderer Erbe meldete.

Inmitten dieses tiefen Schweigens begann die in dem benachbarten Zimmer befindliche Standuhr langsam die Mittagsstunde zu schlagen . . .

Samuel erbehte . . . dann floss er einen tiefen Seufzer aus . . .

Noch einige Sekunden, und die verhängnißvolle Frist war abgelaufen.

Robin, der Pater d'Aigrigny, Gabriel und der Notar waren so unendlich belommen, daß keiner von ihnen bemerkte, wie seltsam es sei, diese Uhr schlagen zu hören . . .

— Zwölf Uhr! . . . — rief Robin aus, und mit einer unwillkürlichen Bewegung legte er seine beiden Hände auf die Kiste, wie um Besitz von ihr zu nehmen.

— Endlich!! . . . — rief der Pater d'Aigrigny, mit einem Ausdruck der Freude, des Triumphes, des trunkenen Entzückens aus, die unmöglich zu schildern sind;

dann fügte er hinzu, indem er sich Gabriel um den Hals warf, den er mit Begeisterung umarmte:

— Ach! mein lieber Sohn... wie viel Arme werden Sie segnen... Sie sind ein heiliger Vincent de Paula... Sie werden heilig gesprochen werden... ich schwöre es Ihnen...

Danken wir zuvor der Vorsehung, — sagte Robin mit einem ernstern und erschütterten Tone, indem er auf die Kniee sank, — danken wir der Vorsehung, daß sie zugelassen hat, daß so vieler Reichthum zur höchsten Verherrlichung des Herrn verwandt werden soll.

Nachdem er Gabriel nochmals umarmt, nahm ihn der Vater d'Algrigny bei der Hand, und sagte zu ihm:

— Robin hat Recht... Auf die Kniee, mein lieber Sohn, und statten wir der Vorsehung Dank ab.

Indem er dieses sagte, kniete der Vater d'Algrigny nieder und zog Gabriel nach sich, der betäubt, bestürzt, nicht mehr Herr seines Kopfes, so sehr drängten sich die Ereignisse, maschinenmäßig niederkniete.

Der letzte Schlag der Mittagsstunde erklang... Alle standen wieder auf...

Nun sagte der Notar mit einer leicht angegriffenen Stimme, denn es lag etwas Ungewöhnliches und Feierliches in diesem Auftritte:

— Da sich kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor Mittag gemeldet hat, so vollstrecke ich den Willen des Erblassers, indem ich im Namen der

Gerechtigkeits und des Gesetzes den hier anwesenden Herrn Franz Maria Gabriel von Kennepont als einzigen und alleinigen Erben und Besitzer des beweglichen und unbeweglichen Vermögens, so wie der Rechte aller Art erkläre, welche aus der Nachlassenschaft des Erblassers herrühren; mit welchem Vermögen der Herr Gabriel von Kennepont, Priester, frei und freiwillig, durch einen notariellen Act, dem Herrn Friedrich Emanuel von Bordeville, Marquis von Aigrigny, Priester, ein Geschenk gemacht, und er es durch denselben Act angenommen hat, und sich demnach an der Stelle genannten Gabriels von Kennepont, und durch diese, heute Morgen von mir entworfene, und Gabriel von Kennepont und Friedrich von Aigrigny, Priester, unterzeichnete Schenkung unter Lebenden, als dessen rechtmäßiger Besitzer befindet.

In diesem Augenblicke hörte man in dem Garten einen lauten Lärm von Stimmen.

Bethseba trat eilig ein, und sagte zu ihrem Gatten mit einer stoßenden Stimme:

— Samuel . . . ein Soldat . . . er will . . .

Bethseba vermochte nicht mehr zu sagen.

Dagobert erschien unter der Thür des rothen Saales.

Der Soldat war entsetzlich bleich; er schien beinahe ohnmächtig, trug seinen linken Arm in der Binde und stützte sich auf Agricol.

Bei dem Anblicke Dagoberts unterliefen die matten

und bleichen Augenlider Robins plötzlich mit Blut, als ob all sein Blut nach seinem Gehirne zugeströmt wäre.

Dann stürzte sich der Socius mit einer Bewegung des Zorns und so grimmen Besärgreifens auf die Rasse, daß man hätte sagen können, er sei entschlossen, sie auf die Gefahr seines Lebens hin zu vertheidigen, indem er sie mit seinem Leibe bedeckte.

XXV.

Die Schenkung unter Lebenden.

Der Vater d'Aigrigny erkannte Dagobert nicht wieder, und hatte Agricol niemals gesehn; er legte sich demnach auch anfänglich keine Rechenschaft von dem zornigen, von Robin an den Tag gelegten Schrecken ab; aber der ehrwürdige Vater begriff Alles, als er Gabriel einen Freudenschrei hatte ausstoßen hören, und ihn sich dem Schmied mit den Worten in die Arme werfen sah:

— Du . . . mein Bruder . . . und Sie . . . mein zweiter Vater . . . Ach! Gott sendet Euch mir . . .

Nachdem er Gabriel die Hand gedrückt, schritt Dagobert auf den Vater d'Aigrigny mit einem raschen, obgleich ein wenig schwankenden Schritte zu.

Als er das drohende Gesicht des Soldaten bemerkte, wich der ehrwürdige Vater, sich auf seine erworbenen Rechte stützend, und sich seit der Mittagsstunde ganz wie zu Hause fühlend, um einen Schritt zurück, und sagte auf gebleterische Weise zu dem Veteran:

— Wer sind Sie, mein Herr, und was wollen Sie? Statt ihm zu antworten, schritt der Soldat noch

einige Schritte weiter vor; indem er hierauf stehen blieb, und sich dem Vater d'Algrigny gerade gegenüber stellte, betrachtete er ihn eine Secunde lang mit einer so entseßlichen Mischung von Neugierde, Verachtung, Abneigung und Kühnheit, daß der ehemalige, einen Augenblick lang verwirrte Husaren-Obrist vor dem bleichen Gesichte und dem leuchtenden Blicke des Veteranen die Augen niederschlug.

Auf das Höchste erstaunt, blieben der Notar, Samuel und Bethseba stumme Zuschauer dieses Auftrittes, während Agricol und Gabriel mit Bangigkeit den geringsten Bewegungen Dagoberts folgten.

Was Robin anbetrifft, so hatte er gethan, als ob er sich auf die Kiste stütze, um sie mit seinem Leibe bedecken zu können.

Endlich, die Verlegenheit überwindend, welche ihm der hartnäckige Blick des Soldaten verursachte, erhob der Vater d'Algrigny wieder das Haupt und wiederholte:

— Ich frage Sie, mein Herr, wer Sie sind, und was Sie wollen?

— Sie erkennen mich also nicht wieder? — sagte Dagobert, indem er sich kaum faßte.

— Nein, mein Herr . . .

— In der That, — erwiderte der Soldat mit einer unendlichen Verachtung, — Sie schlugen die Augen vor Scham nieder, als bei Leipzig, wo Sie sich mit den Russen gegen die Franzosen schlugen, der von Wunden

durchbohrte General Simon, dem Sie seinen Degen abforderten, Ihnen, dem Renegat, geantwortet hat: Ich übergebe meinen Degen keinem Verräther, und er schleppte sich bis zu einem russischen Grenadier, dem er ihn übergeben hat ... Zur Seite des Generals Simon lag ein auch verwundeter Soldat ... dieser Soldat war ich ...

— Kurz, mein Herr ... was wollen Sie? — sagte der Pater d'Aigrigny, sich kaum fassend.

— Ich will Sie entlarven, Sie, der Sie ein eben so ehrloser, eben so von Allen verfluchter Priester sind, als Gabriel hier ein herrlicher und von Allen gesegneter Priester ist.

— Mein Herr, — rief der Marquis aus, indem er todtensbleich vor Zorn und Gemüthserschütterung wurde.

— Ich sage Ihnen, daß Sie ein Ehrloser sind, — begann der Soldat noch mit mehr Nachdruck wieder. — Um die Töchter des Marschalls Simon, Gabriel und Fräulein von Cardoville ihres Erbes zu berauben, haben Sie sich der abscheulichsten Mittel bedient.

— Was sagen Sie? — rief Gabriel aus, — die Töchter des Marschalls Simon? ...

— Sind Deine Verwandte, mein waderer Sohn, so wie dieses würdige Fräulein von Cardoville ... die Wohlthäterin Agricols; demnach hat auch dieser Priester, — und er deutete auf den Pater d'Aigrigny, — die Eine als wahnsinnig in eine Heilanstalt einsperren ... und

die Waisen in ein Kloster bei Seite schaffen lassen . . . Was Dich anlangt, mein waderer Sohn, so hoffte ich nicht, Dich hier zu sehen, weil man Dich auch gern zurückgehalten hätte, um Dich, wie die Anderen, zu verhindern, Dich heute Morgen hier einzufinden, wie es die Medaillen vorschreiben; aber, Gott sei Dank, Du bist da . . . und ich komme noch zeitig genug; ich konnte wegen meiner Wunde nicht früher kommen. Ich habe so viel Blut verloren, daß ich den ganzen Morgen hindurch Ohnmachten gehabt habe.

— In der That, — rief Gabriel beunruhigt aus, — ich hatte Ihren Arm in der Binde nicht bemerkt . . . Was ist das für eine Wunde?

Auf einen Wink Agricols begann Dagobert wieder:

— Es ist nichts, . . . die Folge eines Falles . . . Aber da bin ich, und gar manche Schändlichkeiten werden sich entschleiern . . .

Es ist unmöglich, die Neugierde, die Angst, das Erstaunen oder die Furcht der verschiedenen Handelnden in diesem Auftritte bei dem Anhören der drohenden Worte Dagoberts zu schildern. Aber von Allen war Gabriel der am meisten Bestürzte. Sein Engelsgesicht entstellte sich, seine Kniee bebten. Durch Dagoberts Offenbarung niedergeschmettert, indem er auf diese Weise das Bestehen anderer Erben erfuhr, vermochte er während einiger Minuten kein Wort auszusprechen; endlich rief er mit einer herzerreißenden Stimme aus:

— Und ich ... mein Gott ... ich ... ich bin die Ursache der Beraubung dieser Familie! ...

— Du! mein Bruder? — rief Agricola aus.

— Hat man Dich nicht auch berauben wollen? — fügte Dagobert hinzu.

— Das Testament — erwiderte Dagobert mit einer wachsenden Bangigkeit, — schrieb vor, daß die Erbschaft denjenigen der Erben gehören solle, welche sich vor Mittag einfänden würden ...

— Nun! ... — sagte Dagobert, entsetzt über die Gemüthserschütterung des jungen Priesters.

— Die Mittagsstunde hat geschlagen — erwiderte Dieser. — Ich allein war hier von der Familie anwesend; begreift Ihr jetzt? ... Die Frist ist verfloßen ... die Erben sind durch mich ihres Erbes beraubt! ...

— Durch Dich, — sagte Dagobert, vor Freude stammelnd, — durch Dich, mein wackerer Sohn ... dann ist Alles gerettet! ...

— Ja, ... aber ...

— Alles ist gerettet! ... — erwiderte Dagobert strahlend, indem er Gabriel unterbrach; — Du wirst mit den Andern theilen ... Ich kenne Dich ...

— Aber ich habe dieses ganze Vermögen auf eine unwiderrufliche Weise abgetreten! — rief Gabriel verzweifelt aus.

— Abgetreten ... dieses Vermögen! ... — sagte Dagobert, auf's Höchste bestürzt; — aber an wen ... an wen? ...

— An den Herrn . . . — sagte Gabriel, indem er den Pater d'Algrigny bezeichnete.

— An ihn! — wiederholte Dagobert vernichtet, — an ihn! . . . an den Renegaten . . . den ewigen Dämon dieser Familie.

— Aber, mein Bruder, — rief Agricol aus, — Du kanntest also Deine Rechte auf diese Erbschaft?

— Nein, — antwortete der junge Priester niedergeschlagen, — nein . . . ich habe erst heute Morgen und zwar durch den Pater d'Algrigny erfahren: . . . daß er, wie er mir gesagt, vor Kurzem durch früher bei mir gefundene und von unserer Mutter an ihren Beichtvater gesandte Familienpapiere von meinen Rechten unterrichtet worden sei.

Der Schmied schien von einem Lichtstrahle getroffen, und rief aus:

— Jetzt verstehe ich Alles: . . . man wird aus diesen Papieren gesehen haben, daß Du eines Tages reich werden könntest; da hat man sich für Dich interessiert; man hat Dich in dieses Kollegium gelockt, wo wir Dich niemals sehen konnten . . . und späterhin hat man Dich über Deinen Beruf durch unwürdige Lügen getäuscht, um Dich zu nöthigen, Priester zu werden, und Dich nachher dazu zu bringen, diese Schenkung zu machen . . . Ha! mein Herr, — begann Agricol wieder, indem er sich empört an den Pater d'Algrigny wandte, — mein Vater hat Recht, ein solches Treiben ist ehrlos! . . .

Während dieses Auftrittes hatten der ehrwürdige

Vater und sein Socius, die anfangs erschreckt und in ihrer Furcht erschüttert waren, allmählig wieder eine vollkommene Kaltblütigkeit angenommen.

Immer auf seine Kiste gelehnt, hatte Robin dem Vater d'Aigrigny einige Worte mit leiser Stimme gesagt. Als demnach auch Agricol, durch die Empörung hingerissen, dem Letzteren seine schändlichen Ränke vorgeworfen hatte, hatte dieser den Kopf gesenkt und bescheidener Weise geantwortet:

— Wir müssen die Beleidigungen verzeihen . . . und sie dem Herrn als Beweis unserer Demuth darbringen.

Bestürzt, vernichtet durch Alles das, was er so eben gehört hatte, fühlte Dagobert fast seinen Verstand sich verwirren; nach so vieler Seelenangst versagten ihm seine Kräfte vor diesem neuen und schrecklichen Schlage.

Die richtigen und vernünftigen Worte Agricols, mit gewissen Stellen des Testaments verglichen, klärten Gabriel plötzlich über den Zweck auf, welchen der Vater d'Aigrigny vor Augen gehabt hatte, als er zuerst seine Erziehung übernahm, und ihn dann in die Gesellschaft Jesu lockte. Zum ersten Male in seinem Leben vermochte Gabriel mit einem Blicke, alle die Kunstgriffe der schwarzen Intrigue zu überschauen, deren Opfer er war; da überwandten die Empörung, die Verzweiflung seine gewöhnliche Schüchternheit, und der Missionair rief mit leuchtenden Augen, mit von einem edlen Zorne flammenden Wangen aus, indem er sich an den Vater d'Aigrigny wandte:

— Demnach also, mein Vater, als Sie mich in einem Ihrer Kollegien untergebracht haben, geschah es, nicht aus Theilnahme oder aus Mitleid, es geschah nur: in der Hoffnung, mich eines Tages dazu zu bringen, daß ich einst zu Gunsten Ihres Ordens auf meinen Antheil an dieser Erbschaft verzichte . . . und es genügte Ihnen nicht, mich Ihrer Habgierde zu opfern! . . . Sie mußten mich auch noch zum unfreiwilligen Werkzeuge einer schändlichen Beraubung machen! Wenn es sich nur um mich . . . nur um meine Rechte auf diese Reichthümer handelte, nach denen Sie lüstern sind . . . so würde ich nichts zurückfordern; ich bin Diener einer Religion, welche die Armuth verherrlicht, geheiligt hat; die Schenkung, in welche ich eingewilligt habe, gehört Ihnen, ich verlange . . . ich werde niemals etwas davon verlangen; . . . aber es handelt sich um Güter, die armen, von meinem Adoptiv-Vater aus der Tiefe eines Verbannungsortes hergeführten Waisen angehören, und ich will nicht, daß Sie dieselben berauben . . . Aber es handelt sich um die Wohlthäterin meines Adoptiv-Bruders, und ich will nicht, daß Sie dieselbe berauben . . . aber es handelt sich um den letzten Willen eines Sterbenden, der, in seiner heißen Liebe zur Menschheit, seinen Nachkommen eine evangelische Sendung, eine wundervolle Sendung des Fortschrittes, der Liebe, der Einigkeit und der Freiheit vermacht hat, und ich will nicht, daß diese Sendung in ihrem Reime erstickt werden soll. Nein . . . nein . . . und ich sage Ihnen, daß diese Sendung Ihre

Vollstreckung erhalten wird, . . . müßte ich selbst diese von mir gemachte Schenkung widerrufen.

Bei diesen Worten blickten der Pater d'Aigrigny und Robin einander an, indem sie leicht die Achseln zuckten.

Auf einen Wink des Socius nahm der Pater d'Aigrigny mit einer unerschütterlichen Ruhe das Wort, und sprach mit einer langsamen, salbungsvollen Stimme, indem er besorgt war, seine Augen beständig niedergeschlagen zu halten:

— Es bieten sich in Bezug auf die Erbschaft des Herrn von Rennepont mehrere, dem Anscheine nach sehr verwinkelte Zwischenfälle, mehrere, dem Anscheine nach, sehr drohende Phantome; nichts ist indessen einfacher, nichts natürlicher, als Alles dieses . . . Versahren wir nach der Ordnung, . . . lassen wir die verläumbertischen Beschuldigungen bei Seite; wir werden darauf zurückkommen, Herr Abbé Gabriel von Rennepont, . . . und ich bitte Sie demüthiger Weise, meinen Worten zu widersprechen oder sie zu berichtigen, wenn ich im Gerینگsten von der strengsten Wahrheit abweichen sollte. Um für die Erziehung erkenntlich zu sein, die er von der Gesellschaft empfangen hat, der ich die Ehre habe anzugehören, hat der Herr Abbé Gabriel mir, als dem Vertreter dieser Gesellschaft, frei und freiwillig ein Geschenk mit dem Vermögen gemacht, das ihm eines Tages zufallen könnte, und dessen Werth er eben so wenig wie ich kannte.

Der Pater d'Aigrigny befragte Gabriel mit dem Blicke, wie um ihn zum Zeugen dieser Worte zu nehmen.

— Das ist wahr, — sagte der junge Priester, — ich habe diese Schenkung freiwillig gemacht.

— Heute Morgen, in Folge einer besonders geheimen Unterredung, deren Gegenstand ich, im Voraus der Billigung des Herrn Abbé Gabriel gewiß, verschweige . . .

— In der That, — antwortete Gabriel auf eine großmüthige Weise; — es liegt wenig an dem Gegenstand dieser Unterredung . . .

— Es geschah also in Folge dieser Unterredung, daß der Herr Abbé Gabriel mir von Neuem den Wunsch an den Tag gelegt hat, diese Schenkung bestehen zu lassen . . . ich sage nicht zu meinen Gunsten . . . denn die irdischen Güter rühren mich sehr wenig . . . sondern zu Gunsten frommer und mildthätiger Stiftungen; deren Spenderin unsere Gesellschaft ist . . . Ich berufe mich auf die Rechtschaffenheit des Herrn Abbé Gabriel, indem ich ihn bitte zu erklären, ob er sich, nicht allein durch den furchtbarsten Eid, sondern auch noch durch einen vollkommen gesetzmäßigen, vor dem hier-anwesenden Meister Dumesnil ausgestellten Act dazu verpflichtet hat oder nicht.

— Es ist wahr, — antwortete Gabriel.

— Der Act ist von mir aufgesetzt worden, — fügte der Notar hinzu.

— Aber Gabriel trat Ihnen nur das ab, was

ihm angehörte, — rief Dagobert aus. — Dieser wadere Mensch konnte nicht wissen, daß Sie sich seiner bedienten, um Andere zu beräuben.

— Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mein Herr, mir zu erlauben, daß ich mich erkläre, — erwiderte der Vater d'Aigrigny auf eine bössliche Weise, — Sie werden nachher antworten.

Dagobert unterdrückte mit Mühe eine schmerzliche Regung der Ungebuld.

Der ehrwürdige Vater fuhr fort:

— Der Herr Abbé Gabriel hat also durch die doppelte Verpflichtung eines Actes und eines Eides seine Schenkung bestätigt, noch mehr, — begann der Vater d'Aigrigny wieder, — als zu seinem, wie zu unserm höchsten Erstaunen die ungeheure Summe der Erbschaft bekannt geworden, hat der Herr Abbé Gabriel, getreu seiner bewunderungswürdigen Großmuth und weit davon entfernt, seine Schenkung zu bereuen, sie so zu sagen von Neuem durch eine fromme Regung der Dankbarkeit gegen die Vorsehung geheiligt; denn der Herr Notar wird sich ohne Zweifel erinnern, daß, nachdem ich den Herrn Abbé Gabriel innig gerührt umarmt, indem ich zu ihm sagte, daß er in Bezug auf Wohlthätigkeit ein zweiter heiliger Vincent de Paula wäre, habe ich ihn bei der Hand genommen, und er ist, so wie ich, auf die Kniee gesunken, um dem Himmel dafür zu danken, daß er ihm den Gedanken eingegeben

hätte, dieses unermessliche Vermögen zur größten Verherrlichung des Herrn dienen zu lassen.

— Das ist wahr, — antwortete Gabriel auf eine ehrliche Weise; — so lange es sich nur um mich gehandelt hat, trotz eines, durch die Entdeckung eines so unermesslichen Vermögens, verursachten Momentes der Verblendung, habe ich keinen Augenblick daran gedacht, die von mir freiwillig gemachte Schenkung zurückzunehmen.

— Unter diesen Umständen, — begann der Vater d'Aigrigny wieder, — hat die Stunde geschlagen, zu welcher diese Erbschaft geschlossen werden sollte, und da der Herr Abbé Gabriel der einzige anwesende Erbe war, so ist er nothwendiger . . . gezwungener Weise der einzige und rechtmäßige Besitzer dieses unermesslichen . . . gewiß ungeheuren Vermögens gewesen; und in meiner christlichen Liebe freue ich mich darüber, daß es unermesslich ist, da vermöge desselben vielem Elende Hilfe geleistet, viele Thränen gestillt werden können. Aber da eilt plötzlich dieser Herr, — und der Vater d'Aigrigny bezeichnete Dagobert, — in einer Verirrung, die ich ihm von Grund meiner Seele aus verzeihe, und die er sich, ich bin überzeugt davon, vorwerfen wird, mit der Beleidigung, der Drohung im Munde herbei, und beschuldigt mich, daß ich, ich weiß nicht wo, und weiß nicht welche Verwandte hätte einsperren lassen, um sie zu verhindern, sich hier . . . zur rechten Zeit einzufinden . . .

— Ja, ich klage Sie dieser Schändlichkeit an! — rief der Soldat, durch die Ruhe und die Frechheit des ehrwürdigen Vaters auf das Höchste erbittert aus. — Ja, ... und ich will ...

— Noch einmal, mein Herr, ich beschwöre Sie darum, sein Sie so gütig, mich fortfahren zu lassen, ... Sie werden mir nachher antworten, — sagte der Vater d'Aigrigny auf eine demüthige Weise, und mit der sanftesten und heuchlerischsten Stimme.

— Ja, ich werde Ihnen antworten und Sie zu Schanden machen, — rief Dagobert aus.

— Laß ... laß ..., mein Vater, — sagte Agricol, — sogleich wirst Du sprechen.

Der Soldat schwieg.

Der Vater d'Aigrigny fuhr mit einer neuen Zuversicht fort:

— Wenn wirklich andere Erben, als der Herr Abbé Gabriel vorhanden sind, so ist es ohne Zweifel betrübt für sie, daß sie sich nicht zur rechten Zeit hier haben efinden können. Ei! mein Gott! wenn ich, statt die Ansprüche des Leidens und der Bedürftigkeit zu vertheidigen, meine Interessen vertheidigte, so wäre ich weit davon entfernt, diesen, durch den Zufall veranlaßten Vortheil geltend zu machen, aber als der Vertreter der großen Familie der Armen bin ich genöthigt, meine unumschränkten Rechte auf diese Erbschaft zu behaupten, und ich zweifle nicht, daß der Herr Notar die Gültigkeit meiner Ansprüche anerkennen wird, indem er mich

n den Besitz dieser Summen setzt, die nach Allem mir rechtmäßiger Weise angehören.

— Meine einzige Sendung ist, — erwiderte der Notar mit einer bewegten Stimme, — getreulich den echten Willen des Erblassers auszuführen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont hat sich allein vor dem letzten, für die Schließung der Erbschaft festgesetzten Termine gemeldet. Der Act der Schenkung ist in seiner gehörigen Form; ich kann mich demnach nicht weigern, den Betrag der Erbschaft den Händen des Beschenkten zu übergeben.

Bei diesen Worten verbarg Samuel sein Gesicht in seine Hände, indem er ein tiefes Stöhnen ausstieß; er war genöthigt, die strenge Richtigkeit der Bemerkungen des Notars anzuerkennen.

— Aber, mein Herr, — rief Dagobert aus, indem er sich an den Mann des Gesetzes wandte, — das kann nicht sein . . . Sie können zwei so arme Waisen nicht berauben lassen . . . Im Namen ihres Vaters, ihrer Mutter, rede ich zu Ihnen . . . Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei meiner Ehre als Soldat, daß man das Vertrauen und die Schwäche meiner Frau mißbraucht hat, um die Töchter des Marschalls Simon ins Kloster zu führen, um auf diese Weise zu verhindern, daß ich sie heute Morgen hierher brächte. Das ist so wahr, als ich meine Klage vor einer obrigkeitlichen Person vorgebracht habe.

— Nun! was hat man Ihnen geantwortet? — sagte der Notar.

— Daß meine Aussage nicht genüge, um diese jungen Mädchen dem Kloster zu entführen, in welchem sie sich befänden, und daß das Gericht untersuchen würde . . .

— Ja, mein Herr, — begann Agricol; — eben so ist es in Bezug auf Fräulein von Cardoville geschehen, die man als wahnsinnig in einer Heilanstalt zurückhält, und die dennoch ihrer ganzen Vernunft genießt; sie hat, wie die Töchter des Marschalls Simon, Rechte auf diese Erbschaft; ich habe für sie dieselben Schritte gethan, welche mein Vater für die Töchter des Marschalls Simon gethan hat.

— Nun? — fragte der Notar.

— Unglücklicher Weise, mein Herr, — antwortete Agricol, — hat man mir, wie meinem Vater gesagt, daß man auf meine einfache Erklärung nicht handeln könne . . . und daß man berathen wolle.

In diesem Augenblicke verließ Bethseba, welche an der Thür des Gebäudes nach der Straße hatte läuten hören, auf einen Wink Samuels den rothen Saal.

Der Notar begann wieder, indem er sich an Agricol und an seinen Vater wandte.

— Der Gedanke, Ihre Rechtschaffenheit in Zweifel zu ziehen, sei fern von mir, meine Herren, aber es ist mir zu meinem großen Bedauern unmöglich, Ihren Anklagen, deren Wirklichkeit mir nichts beweiset, Wichtigkeit genug beilegen zu können, um den gesetzmäßigen

Lauf der Dinge auszufegen; denn am Ende, meine Herren, hat nach Ihrer eigenen Aussage die richterliche Gewalt, an welche Sie sich gewendet haben, nicht geglaubt, Ihren Aussagen Folge geben zu müssen, und hat Ihnen gesagt, daß man untersuchen, daß man berathen würde; mit gutem Bewußtsein wende ich mich demnach an Sie, meine Herren, ob ich bei einer so wichtigen Veranlassung eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann, welche die Richter nicht zu übernehmen gewagt haben?

— Ja, im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre, müssen Sie es! — rief Dagobert aus.

— Vielleicht nach Ihrer Ansicht, mein Herr; aber nach der meinigen bleibe ich der Gerechtigkeit, der Ehre getreu, indem ich getreulich das vollziehe, was durch den heiligen Willen eines Sterbenden vorgeschrieben ist. Uebrigens ist nichts für Sie hoffnungslos. Wenn die Personen, deren Interessen Sie sich annehmen, sich für verkürzt halten, so könnte das späterhin zu einem Verfahren, zu einer Ersatklage gegen den Beschenkten des Herrn Abbé Gabriel Veranlassung geben . . . Aber inzwischen ist es meine Pflicht, ihn unmittelbar in Besiß der Erbschaft zu setzen . . . Ich würde mich auf das Höchste compromittiren, wenn ich anders handelte.

Die Bemerkungen des Notars schienen so sehr dem strengen Rechte gemäß, daß Samuel, Dagobert und Agricol befürzt blieben.

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung faßten Gabriel einen verzweifelten Entschluß zu fassen; und sagte zu dem Notar mit einer festen Stimme:

— Da das Gesetz bei diesem Umstande ohnmächtig ist, das gute Recht zu unterstützen, so will ich, mein Herr, einen äußersten Entschluß fassen; bevor ich mich dazu entschieße, frage ich den Herrn Abbé d'Algrigny zum letzten Mal, ob er sich mit dem begnügen will, was mir von diesem Vermögen zukommt, unter der Bedingung, daß die anderen Theile der Erbschaft so lange in sicheren Händen bleiben, bis die anderen Erben, in deren Namen man Anforderungen stellt, ihre Ansprüche haben beweisen können.

— Auf diesen Vorschlag antworte ich, was ich bereits gesagt habe, — erwiderte der Pater d'Algrigny. — Es handelt sich hier nicht von mir, sondern von einem unermesslichen Interesse christlicher Barmherzigkeit; ich bin demnach genöthigt, das theilweise Anerbieten des Herrn Abbé Gabriel auszuschlagen, und ihn an seine Verpflichtungen aller Art zu erinnern.

— Demnach also, mein Herr, weisen Sie diesen Vergleich zurück? — sagte Gabriel mit einer bewegten Stimme.

— Die christliche Liebe gebietet es mir.

— Sie weisen ihn zurück . . . durchaus . . .

— Ich denke an alle diese frommen Stiftungen, welche diese Schätze zur höchsten Verherrlichung des Herrn

gründen werden, und ich habe weder den Muth noch den Willen, die geringste Vergünstigung zu bewilligen.

— Dann, mein Herr, — erwiderte der junge Priester mit einer bewegten Stimme, — widerrufe ich meine Schenkung, da Sie mich dazu zwingen; ich habe nach meiner Meinung nur dasjenige vergeben wollen, was mir angehörte, und nicht das, was Anderen angehörte.

— Nehmen Sie sich in Acht, Herr Abbé, — sagte der Pater d'Aigrigny, — ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich einen schriftlichen, förmlichen Schwur in Händen habe ...

— Ich weiß es, mein Herr, Sie haben ein schriftliches Versprechen, durch welches ich eidlich erhartet habe, diese Schenkung, unter welchem Vorwande es auch sein möge, bei Strafe des Abscheues und der Verachtung rechtschaffener Leute, nicht zu widerrufen ... Wohl-an, mein Herr, es sei ... — sagte Gabriel mit einer unendlichen Bitterkeit, — ich werde mich allen Folgen meines Meineides aussetzen, Sie machen ihn überall bekannt; ich werde der Geringschätzung, dem Abscheue Aller ausgesetzt sein ... aber Gott wird mich richten ...

Und der junge Priester trocknete eine aus seinen Augen rollende Thräne ab.

— O! beruhige Dich, mein wackerer Sohn! — rief Dagobert, wieder zur Hoffnung auflebend, aus, — alle rechtschaffenen Leute werden auf Deiner Seite sein!

— Schön! schön! mein Bruder, — sagte Agricol.

— Herr Notar, — sagte nun Robin mit seiner fet-

nen, schneidenden Stimme, — Herr Notar, wollen Sie gefälligst dem Herrn Abbé Gabriel begreiflich machen, daß er, so viel es ihm gefällt, meineidig sein kann, daß aber das bürgerliche Gesetzbuch minder bequem ist, als ein einfaches . . . und nur geheiligtes ! . . . Versprechen!! . . .

— Reden Sie, mein Herr, — sagte Gabriel.

— So sagen Sie denn dem Herrn Abbé Gabriel, — begann Robin wieder, — daß eine Schenkung unter Lebenden, wie diejenige, welche er dem ehrwürdigen Vater d'Aigrigny gemacht hat, nur aus drei Gründen widerruflich ist, nicht wahr?

— Ja, mein Herr, aus drei Gründen, — sagte der Notar.

— Erstens, durch die Dazwischenkunft eines Kindes, — sagte Robin, — und ich würde mich schämen, dem Herrn Abbé Gabriel von diesem Falle der Richtigkeit zu reden. Der zweite Grund der Aufhebung würde die Undankbarkeit des Beschenkten sein . . . Nun aber kann der Herr Abbé Gabriel unserer innigen und ewigen Dankbarkeit gewiß sein. Endlich ist der dritte Fall die Nichtausführung des Willens des Gebers, in Bezug auf die Verwendung seiner Gaben. Welche schlechte Meinung nun auch plötzlich der Herr Abbé Gabriel über uns gefaßt haben mag, so wird er uns doch zum Mindesten einige Zeit der Prüfung bewilligen, um ihn zu überzeugen, daß seine Schenkung, wie er es wünschte,

zu Stiftungen verwendet werde, welche die höchste Verherrlichung des Herrn zum Zwecke haben.

— Jetzt, Herr Notar, — begann der Vater d'Agriigny wieder, — ist es an Ihnen, auszusprechen und zu sagen, ob der Herr Abbé Gabriel seine mir gemachte Schenkung widerrufen kann, oder nicht.

In dem Augenblicke, als der Notar zu antworten im Begriffe stand, trat Bethseba wieder ein, indem sie zwei neuen Personen vorausschritt, die in geringer Entfernung von einander in dem rothen Saale erschienen.

XXVI.

Ein Schutzgeist.

Die erste der beiden Personen, deren Ankunft die Antwort des Notars unterbrochen hatte, war Faringhea.

Bei dem Anblicke dieses Mannes mit Unheil verkündendem Gesicht schritt Samuel heran, und sagte zu ihm:

— Wer sind Sie, mein Herr?

Nachdem er einen durchbohrenden Blick auf Robin geworfen, der unmerklich erbehte, antwortete Faringhea Samuel:

— Der Prinz Djalma ist vor Kurzem aus Indien angelangt, um sich heute hier einzufinden, wie ihm dies durch die Inschrift einer Medaille anempfohlen war, die er am Halse trug . . .

— Er auch, — rief Gabriel aus, der, wie man weiß, der Reisegefährte des Indiers von den azorischen Inseln an gewesen war, wo das von Alexandrien kommende Schiff gelandet hatte, — er auch Erbe . . . In der That . . . während der Ueberfahrt hat der Prinz mir gesagt, daß seine Mutter von französischer Abkunft

wäre . . . Aber ohne Zweifel hat er geglaubt, mir den Zweck seiner Reise verschweigen zu müssen . . . O! dieser Indier ist ein edler und mutziger junger Mann; wo ist er?

Der Erbroßler warf einen neuen Blick auf Robin, und sagte, indem er seine Worte langsam betonte:

— Ich habe den Prinzen gestern Abend verlassen . . . er hat mir anvertraut, daß, obgleich er ein großes Interesse hätte, sich hier einzufinden, es doch möglich wäre, daß er dieses Interesse anderen Umständen opfere; . . . ich habe die Nacht in demselben Gasthause mit ihm zugebracht . . . Als ich mich heute Morgen gemeldet habe, um ihn zu besuchen, hat man mir gesagt, daß er schon ausgegangen wäre . . . Meine Freundschaft für ihn hat mich veranlaßt, in dieses Haus zu kommen, indem ich hoffte, daß die Auskünfte, welche ich über den Prinzen geben könnte, vielleicht nützlich sein würden.

Indem er kein Wort von dem Hinterhalte sagte, in welchen er den Tag zuvor gefallen war, indem er über Robins Ränke in Bezug auf Dialma schwieg, indem er besonders die Abwesenheit dieses Letzteren einer freiwilligen Ursache zuschrieb, wollte der Erbroßler augenscheinlich dem Socius dienen, indem er fest darauf rechnete, daß dieser seine Verschwiegenheit zu belohnen wissen würde.

Es ist unnöthig zu sagen, daß Faringhea auf eine freche Weise log. Nachdem es ihm gelungen war, am Morgen durch ein Wunder der List, Gewandtheit und

Rühnheit aus seinem Gefängnisse zu entrichten, war er nach dem Hotel geeilt, in welchem er Djalma gelassen hatte; dort hatte er erfahren, daß ein Mann und eine Frau von sehr ehrwürdigem Alter und Gesicht, die sich für Verwandte des jungen Indiers ausgegeben, ihn zu besuchen verlangt hätten, und erschreckt über den Zustand gefährlicher Schlassucht, in welche er versunken schien, hatten sie ihn in ihren Wagen bringen lassen, um ihn in ihre Wohnung zu führen und ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

— Es ist zu bedauern, — sagte der Notar, — daß dieser Erbe sich auch nicht eingefunden hat; aber er ist unglücklicher Weise seiner Rechte auf die unermessliche Erbschaft, um die es sich handelt, verlustig.

— Ah! . . . es handelt sich um eine unermessliche Erbschaft, — sagte Faringhea, indem er Robin fest anblickte, der kluger Weise das Gesicht abwandte.

Die zweite von den beiden Personen, von denen wir gesprochen haben, trat in diesem Augenblicke ein.

Es war der Vater des Marschalls Simon, ein Greis von hoher Gestalt, noch munter und kräftig für sein Alter; seine Haare waren weiß und kurz geschnitten; sein leicht geröthetes Gesicht drückte zu gleicher Zeit Scharfsinn, Milde und Energie aus.

Agricol ging ihm rasch entgegen.

— Sie hier, Herr Simon? — rief er aus.

— Ja, mein Junge, — sagte der Vater des Marschalls, indem er Agricol herzlich die Hand drückte, — ich

komme so eben von der Reise. Herr Hardy sollte sich, wie ich vermuthe, wegen einer Erbschaftsangelegenheit hier einfinden; da er aber noch für einige Zeit von Paris abwesend ist, so hat er mich beauftragt . . .

— Auch er . . . Erbe . . . Herr Franz Hardy . . . — rief Agricola aus, indem er den alten Arbeiter unterbrach.

— Aber wie bist Du so bleich und bestürzt! . . . mein Junge. Was giebt es denn? — begann der Vater des Marschalls wieder, indem er mit Verwunderung um sich blickte, — warum handelst es sich denn?

— Warum es sich handelt? um Ihre Enkelinnen, die man beraubt hat, — rief Dagobert verzweifelt aus, indem er auf den Werksführer zuschritt, — und um dieser Schändlichkeit beizuwohnen, habe ich sie aus der Tiefe von Sibirien hergeführt.

— Sie . . . — erwiderte der alte Arbeiter, indem er die Züge des Soldaten wieder zu erkennen versuchte, — aber Sie sind also . . .

— Dagobert . . .

— Sie . . . Sie . . . so edelmüthig meinem Sohne ergeben! — rief der Vater des Marschalls aus, und er drückte Dagoberts Hände gerührt in die seinigen, — aber haben Sie nicht von der Tochter Simons gesprochen? . . .

— Von seinen Töchtern . . . denn er ist glücklicher; als er glaubt, — sagte Dagobert, — diese armen Kinder sind Zwillinge.

— Und wo sind sie? — fragte der Greis.

— Im Kloster . . .

— Im Kloster!

— Ja, durch den Verrath dieses Mannes, der dadurch, daß er sie darin zurückhielt, sie hat enterben lassen.

— Welcher Mann?

— Der Marquis d'Aigrigny . . .

— Der größte Todfeind meines Sohnes, — rief der alte Arbeiter aus, indem er einen Blick des Widerwillens auf den Pater d'Aigrigny warf, dessen Frechheit sich nicht verleugnete.

— Und das ist nicht Alles, — begann Agricol wieder, — Herr Hardy, mein würdiger und waderer Brodherr, ist unglücklicher Weise auch seiner Rechte auf diese unermessliche Erbschaft verlustig.

— Was sagst Du? — rief der Vater des Marshalls Simon aus; — aber Herr Hardy wußte nicht, daß es sich für ihn um so wichtige Interessen handelte . . . Er ist eilig abgereiset, um zu einem seiner Freunde zu gehen, der seiner bedurfte.

Bei jeder dieser auf einander folgenden Offenbarungen fühlte Samuel seine Verzweiflung zunehmen; aber er konnte nur jammern, denn unglücklicher Weise war der Wille des Erblassers förmlich.

Begierig diesem Auftritte ein Ende zu machen, der ihn trotz seiner scheinbaren Ruhe in eine grausame Verlegenheit setzte, sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Notar mit einer ernstern und überzeugten Stimme:

— Alles dieses muß indessen ein Ende nehmen, ein Herr; wenn die Verklümbung mich treffen könnte, würde ich siegetlich durch die Thatsachen, die sich so angetragen, darauf antworten . . . Warum aber die Berechnungen die Abwesenheit von Erben zu reiben, in deren Namen dieser Soldat und sein Sohn auf eine so beleidigende Weise Ansprüche erheben? Warum sollte ihre Abwesenheit minder erklärlich sein, als die dieses jungen Indiers? als die des Herrn Harter, der, wie sein vertrauter Diener sagt, die Wichtigkeit der Interessen, welche ihn hierher beriefen, nicht in Betrachtete? Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Töchter des Marschalls Simon und Fräulein von Cardoville aus sehr natürlichen Gründen heute Morgen hier angekommen haben? Noch einmal, das hat zu lange gedauert; ich glaube, daß der Herr Notar wie ich der Meinung sein wird, daß diese Entdeckung neuer Erben durchaus nichts an der Frage ändert, welche ich so eben

Ehre hatte zu stellen: daß ich als Vertreter der Ar-
n, welchen der Herr Abbé Gabriel alles das, was
besaß, geschenkt hat . . . trotz seines verspäteten und
gesetzmäßigen Einspruches, der alleinige Besitzer dieses
mögens bleibe, das ich mich verpflichtet habe und
hinals in diesem feierlichen Augenblick im Angesichte
er verpflichte, zu der höchsten Verherrlichung des
rrn zu verwenden . . . Wollen Sie mir gefälligst
z und bündig antworten, Herr Notar, und auf diese
weise einen für Alle schmerzlichen Auftritt beendigen . . .

— Mein Herr, — erwiderte der Notar mit einer feierlichen Stimme, — bei meiner Seele und bei meinem Gewissen, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes, erkläre ich als getreuer und unparteiischer Vollstrecker von dem letzten Willen des Herrn Marius von Rennepont, daß Sie, Herr Abbé von Aigrigny, durch die Schenkung des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont der alleinige Besitzer dieses Vermögens sind, in dessen Genuß ich Sie hiermit setze, damit Sie darüber nach dem Willen des Schenkers verfügen.

Diese mit Ueberzeugung und mit Würde ausgesprochenen Worte vernichteten die letzten und unbestimmten Hoffnungen, welche die Vertheidiger der Erben noch hätten hegen können.

Samuel wurde noch bleicher, als er gewöhnlich war; er drückte krampfhaft Bethseba's Hand, die wieder zu ihm getreten war; und diese Thränen rollten langsam über die Wangen der beiden alten Leute.

Dagobert und Agricol waren in eine finstere Niedergeschlagenheit versunken; überzeugt durch den Schluß des Notars, welcher sagte, daß er ihren Einsprüchen nicht mehr Glauben und Gewicht schenken könnte, als die Obrigkeit selbst ihnen bewilligt hätte, sahen sie sich gezwungen, auf alle Hoffnung zu verzichten.

Gabriel litt mehr, als irgend Jemand; er empfand schreckliche Gewissensbisse bei dem Gedanken, daß er durch seine Verblendung die Ursache und das unfrei-

illige Werkzeug dieser abscheulichen Verraubung geordnet.

Als demnach der Notar, nachdem er sich über den Verlauf der in der Cedern-Kiste enthaltenen Obligationen versichert hatte, zu dem Pater d'Aigrigny sagte:

Nehmen Sie Besitz von dieser Kiste, mein Herr; —
als Gabriel mit einer bitteren Entmuthigung und unerbittlichen Verurtheilung aus:

— Ach! man könnte sagen, daß bei diesem Falle ein unerbittliches Verhängniß auf allen denen lastet, welche der Theilnahme, der Liebe oder der Achtung würdig sind . . . O! mein Gott, — fügte der junge Priester, mit Inbrunst die Hände faltend, hinzu, — Deine allbeherrschende Gerechtigkeit kann den Triumph einer solchen Missethat nicht zulassen!!!

Man hätte sagen können, daß der Himmel das Gebet des Missionairs erhörte . . .

Raum hatte er gesprochen, als sich etwas Seltsames ereignete.

Ohne das Ende von Gabriels Anrufung abzuwarten, hatte Robin in Folge der Vollmacht des Notars die Kiste in seine Arme genommen, wobei er ein tiefes Athmen der Freude und des Triumphes nicht unterlassen konnte.

In dem Augenblicke selbst, als der Pater d'Aigrigny und der Socius sich endlich für die Besitzer des Schatzes hielten, öffnete sich plötzlich die Thür des Ge-

maches; in welchem man die Standuhr hatte schlagen hören.

Eine Frau erschien auf der Schwelle . . .

Bei ihrem Anblicke stieß Gabriel einen lauten Schrei aus, und blieb wie verblendet.

Samuel und Bethseba sanken mit gefalteten Händen auf die Kniee. Die beiden Israeliten fühlten sich wieder durch eine unerklärliche Hoffnung belebt.

Alle anderen an diesem Austritte Theilnehmenden blieben von Bestürzung getroffen.

Robin . . . selbst Robin . . . wich um zwei Schritte zurück, und stellte die Kiste wieder mit zitternder Hand auf den Tisch.

Obgleich in diesem Vorfalle: eine Frau, die auf der Schwelle einer Thür erschien, welche sie so eben geöffnet hatte, nur etwas sehr Natürliches lag, so entstand doch ein Moment tiefer, feierlicher Stille.

Aller Herzen waren beklommen, Aller Athem stockte, . . . kurz, Alle empfanden bei dem Anblicke dieses Weibes ein, mit dem geheimen Entsetzen einer unerklärlichen Bangigkeit gemischtes Erstaunen . . . denn dieses Weib schien das leibhaftige Original des seit hundert und fünfzig Jahren in diesem Saale hängenden Portraits zu sein.

Es war derselbe Kopfschuß, dasselbe faltige, ein wenig schleppende Kleid, dieselben Züge voll schmerzlicher und ergebener Traurigkeit.

Dieses Weib schritt langsam heran, und ohne daß sie

den tiefen Einbruch zu bemerken schien, den ihre Anwesenheit verursachte.

Sie trat an ein mit Messing und Zinn eingelegtes Meubel, drückte eine in den Verzierungen von vergoldeter Bronze eingelegte Feder, öffnete die obere Schublade dieses Meubels, nahm aus ihr ein Couvert von versiegeltem Pergament, schritt dann an den Tisch, und legte dasselbe vor den Notar, der, bis dahin regungslos und stumm, es maschinenmäßig nahm.

Nachdem sie auf Gabriel, der durch ihre Gegenwart bezaubert schien, einen langen, schwermüthigen und sanften Blick geworfen hatte, schritt diese Frau nach der offen gebliebenen Thür des Vorplatzes zu.

Als sie bei Samuel und Bethseba vorüber kam, die immer noch knieten, blieb sie einen Augenblick lang stehen, neigte ihren schönen Kopf zu den beiden Greisen, und blickte sie voll zärtlicher Sorge an; dann, nachdem sie ihnen ihre Hände zum Küssen gereicht, verschwand sie eben so langsam, als sie erschienen war ... indem sie einen letzten Blick auf Gabriel geworfen hatte.

Das Fortgehen dieser Frau schien den Zauber zu brechen, unter welchem alle Anwesenden während einiger Minuten geblieben waren.

Gabriel brach zuerst das Schweigen, indem er mit einer bewegten Stimme flüsterte:

— Sie ist es! ... wieder sie ... hier ... in diesem Hause?

— Wer ... sie ... mein Bruder? — sagte Agri-

col, besorgt über die Blässe und die fast verpirrte Miene des Missionairs, denn der Schmied, welcher bis dahin noch nicht die seltsame Aehnlichkeit dieses Weibes mit dem Bilde bemerkt hatte, theilte doch, ohne sich Rechenschaft davon ablegen zu können, die allgemeine Bestürzung.

Dagobert und Faringhea befanden sich in einer gleichen Geistesstimmung.

— Wer ist diese Frau? — begann Agricol wieder, indem er Gabriel bei der Hand nahm, die er feucht und eisig fühlte.

— Sieh dort! . . . — sagte der junge Priester; — seit länger als anderthalb Jahrhunderten hängen diese Bilder da . . .

Und mit der Geberde deutete er auf die beiden Bilder, denen er jetzt gegenüber saß.

Bei der Bewegung Gabriels erhoben Agricol, Dagobert und Faringhea die Augen auf die beiden, zu jeder Seite des Kamines hängenden Bilder.

Drei Ausrufungen ließen sich zu gleicher Zeit hören.

— Das ist sie . . . das ist dieselbe Frau! — rief der Schmied auf das Höchste erstaunt aus; — und seit hundert und fünfzig Jahren befindet sich ihr Bild hier! . . .

— Wen sehe ich? . . . den Freund und Abgesandten des Marschalls Simon! — rief Dagobert aus, indem er das Bild des Mannes betrachtete. — Ja, das ist ganz das Gesicht dessjenigen, der uns im vergangenen Jahre in Sibirien besucht hat . . . O! ich erkenne ihn

an seiner traurigen und sanften Miene, und auch an seinen schwarzen Augenbrauen, die nur eine ausmachten.

— Meine Augen täuschen mich nicht . . . nein . . . das ist ganz der Mann mit schwarz gestreifter Stirn, den wir an den Ufern des Ganges erdroffelt und begraben haben, — sagte sich Faringhea leise, indem er vor Entsetzen schauderte, — der Mann, dem er im vergangenen Jahre, wie einer der Söhne Bohnanies versicherte, auf Java, in den Ruinen von Eschandi . . . nach dem Morde vor einem der Thore Bombays begegnet sei . . . Dieser verwünschte Mann, der, wie er sagte, . . . überall auf seinem Wege den Tod zurückließ . . . und dieses Gemälde besteht seit anderthalb Jahrhunderten! . . .

Und wie Dagobert und Agricol, vermochte der Erdroffler seine Augen nicht von diesem seltsamen Bilde abzuwenden.

— Welche geheimnißvolle Aehnlichkeit! — dachte der Vater d'Aigrigny, — dann, wie von einem plötzlichen Gedanken getroffen, sagte er zu Gabriel:

— Aber diese Frau ist diejenige, welche Ihnen das Leben in Amerika gerettet hat?

— Sie ist es selbst . . . — antwortete Gabriel erhebend, — und dennoch hatte sie mir gesagt, daß sie nach dem Norden Amerikas ginge . . . — fügte der junge Priester hinzu, indem er mit sich selbst sprach.

— Aber wie befindet sie sich hier in diesem Hause?
— sagte der Vater d'Aigrigny, indem er sich an Sa-

muel wandte. — Antworten Sie, Aufseher . . . Diese Frau hat sich also vor uns und mit Ihnen hier eingeschlichen? . . .

— Ich bin zuerst und allein hier eingetreten, als, zum ersten Male seit anderthalb Jahrhunderten, die Thür geöffnet worden ist, — sagte Samuel auf eine ernste Weise.

— Wie wollen Sie dann die Anwesenheit dieser Frau hier erklären? — fügte der Pater d'Aigrigny hinzu.

— Ich suche nicht zu erklären, — sagte der Jude; — ich sehe . . . ich glaube . . . und jetzt hoffe ich, — fügte er hinzu, indem er Bethseba mit einem unaussprechlichen Ausdrücke anblickte.

— Aber, noch einmal, Sie müssen die Anwesenheit dieser Frau erklären, — sagte der Pater d'Aigrigny, der eine unbestimmte Besorgniß empfand, — wer ist sie? wie befindet sie sich hier?

— Alles, was ich weiß, mein Herr, ist, daß nach dem, was mir mein Vater oft gesagt hat, unterirdische Verbindungen zwischen diesem Hause und von, diesem Quartiere entfernten Orten bestehen.

— Ah! jetzt ist nichts natürlicher, — sagte der Pater d'Aigrigny, — es bleibt nur noch zu wissen übrig, in welcher Absicht sich dieses Weib so in dieses Haus eingeschlichen hat. Was die seltsame Aehnlichkeit mit diesem Wilbe anbetrifft, so ist es ein Naturspiel.

Robin hatte die allgemeine Gemüthsbewegung bei dem Erscheinen dieser geheimnißvollen Frau getheilt;

als er sie aber dem Notar, ein versiegeltes Packet hatte übergeben sehen, war der Socius, anstatt sich um die Seltsamkeit dieser Erscheinung zu bekümmern, nur noch mit dem lebhaften Verlangen beschäftigt, dieses Haus mit dem nun seiner Gesellschaft erworbenen Schätze zu verlassen; er empfand eine unbestimmte Besorgniß bei dem Anblicke dieses schwarz versiegelten Couvertes, welches Gabriels Beschützerin dem Notar übergeben hatte, und das dieser maschinenmäßig in seinen Händen hielt.

Der Socius, der es demnach für sehr angemessen und für sehr an seinem Plage hielt, inmitten der Bestürzung und des Schwelgens, welches noch fortbauerte, zu verschwinden, stieß den Pater d'Aigrigny leicht mit dem Ellbogen an, gab ihm ein Zeichen des Einverständnisses und, die Kiste von Ebernholz unter den Arm nehmend, schritt er auf die Thür zu.

— Einen Augenblick, mein Herr, — sagte Samuel zu ihm, indem er aufstand und ihm den Weg verspernte, — ich bitte den Herrn Notar das Couvert zu untersuchen, das ihm so eben übergeben worden ist; ... Sie werden nachher fortgehen ...

— Aber, mein Herr, — sagte Rodin, indem er den Ausgang zu erzwingen versuchte, — die Frage ist ganz bestimmt zu Gunsten des Pater d'Aigrigny entschieden ... Erlauben Sie demnach ...

— Ich sage Ihnen, mein Herr, — erwiderte der Greis mit einer tönenden Stimme, — daß diese Kiste die-

ses Zimmer nicht verlassen wird, bevor der Herr Notar Einsicht von dem Paket genommen hat, das man ihm so eben übergeben hat.

Diese Worte Samuels zogen die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Robin war gezwungen wieder umzukehren.

Trotz seiner Festigkeit erbehte der Jude bei dem unversöhnlichen Blicke, welchen ihm Robin in diesem Augenblicke zuschleuderte.

Der Notar, welcher Samuels Wunsch nachgegeben, untersuchte den Umschlag mit Aufmerksamkeit.

— Himmel! . . . — rief er plötzlich aus, — was sehe ich? . . . Ah! um so besser!

Bei dem Ausrufe des Notars wandten sich Aller Augen nach ihm.

— O! lesen Sie, lesen Sie, mein Herr, — rief Samuel, die Hände faltend, aus, — meine Ahnungen werden mich vielleicht nicht getäuscht haben!

— Aber, mein Herr, — sagte der Vater d'Aigrigny zu dem Notar, indem er Robins Bangigkeit zu theilen begann; — aber, mein Herr . . . was ist das für ein Schreien?

— Ein Codicill, — erwiderte der Notar, — ein Codicill, welches das ganze Verfahren aufhebt.

— Wie, mein Herr, — rief der Vater d'Aigrigny wüthend aus, indem er rasch auf den Notar zuschritt, — Alles wird verschoben und mit welchem Recht?

— Das ist unmöglich, — fügte Robin hinzu, — willst du Einspruch.

— Gabriel . . . mein Vater . . . hört doch, — rief Agricol aus, — noch ist nicht Alles verloren . . . es ist Hoffnung vorhanden . . . Gabriel . . . hörst Du? . . . es ist Hoffnung vorhanden.

— Was sagst Du . . . erwiderte der junge Priester, indem er aufstand und kaum an das glaubte, was ihm sein Adoptiv-Bruder sagte.

— Meine Herren, — sagte der Notar, — ich muß Ihnen die Aufschrift dieses Umschlages vorlesen . . . Sie verändert oder vertagt vielmehr alle testamentlichen Verfügungen.

— Gabriel, — rief Agricol aus, indem er dem Missionair um den Hals fiel, — Alles ist vertagt, nichts ist verloren!!

— Hören Sie, meine Herren, — begann der Notar wieder, und er las Folgendes:

„Dieses ist ein Codicill, welches aus Gründen, die man darin auseinandergesetzt finden wird, auf den 1. Juni 1832, aber ohne sie in etwas zu verändern, alle Verfügungen vertagt und verlegt, welche in dem heute um ein Uhr Nachmittags gemachten Testamente enthalten sind . . . Das Haus soll wieder verschlossen und die Kapitale fortwährend dem Verwahrer überlassen bleiben, um am

1. Juni 1832 an die, welche Rechte daran haben, vertheilt zu werden.

Billetaneuse ... heute, am 13. Februar 1682,
um elf Uhr Abends.

Marius von Kennepont."

— Ich erkläre dieses Codicill für falsch! — rief der Pater d'Aigrigny todtensbleich vor Verzweiflung und Wuth aus.

— Das Weib, welches es den Händen des Notars übergeben hat, ist uns verdächtig ... — fügte Robin hinzu. — Dieses Codicill ist falsch.

— Nein, mein Herr, — sagte der Notar auf eine strenge Weise, — denn ich habe so eben die beiden Unterschriften verglichen, und sie sind durchaus gleich. Uebrigens ... ist das, was ich heute Morgen in Bezug auf die abwesenden Erben sagte, auf Sie anwendbar! ... Sie können die Richtigkeit dieses Codicills angreifen; ... aber Alles bleibt ausgesetzt und als nicht geschehen, ... da die Frist für die Schließung der Erbschaft auf drei und einen halben Monat vertagt ist ...

Als der Notar diese letzten Worte ausgesprochen hatte, waren Robins Nägel blutig; ... zum ersten Male schienen seine bleichen Lippen roth.

— O! mein Gott! Du hast mich gehört ... Du hast mich erhört ... — rief der knieende Gabriel aus, indem er mit einer frommen Inbrunst die Hände salbete und sein Engelsgesicht gen Himmel wandte; — Deine

menbliche Gerechtigkeit konnte die Missethat nicht triumphiren lassen.

— Was sagst Du, mein waderer Sohn? — rief Dagobert aus, der in seinem ersten Freudentaumel die Bedeutung dieses Codicills nicht verstanden hatte.

— Alles ist aufgeschoben; mein Vater, — rief der Schmied aus, — die Frist, um sich einzufinden, ist von heute an auf drei und einen halben Monat festgesetzt ... Und jetzt, wo diese Leute da entlarvt sind ... — Agricol deutete auf Robin und auf den Vater d'Aigrigny, — ist nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird auf seiner Hut sein, und die Waisen, Fräulein von Cardoville, mein waderer Brodherr, Herr Hardy, und der junge Indier, werden ihr Vermögen wieder erhalten.

Wir müssen darauf verzichten, die Trunkenheit, das Entzücken Gabriels und Agricols, Dagoberts und des Vaters vom Marshall Simon, Samuels und Bethsebas zu schildern.

Faringhea allein blieb stumm und finster vor dem Bilde des Mannes mit schwarzgestreifter Stirn.

Was die Wuth des Vater d'Aigrigny und Robins anbetrifft, als sie Samuel die Ledernkiste wieder nehmen sahen, so müssen wir auch auf deren Schilderung verzichten.

Auf die Bemerkung des Notars, welcher das Codicill mitnahm, um es nach den Vorschriften des Gesetzes öffnen zu lassen, sah Samuel ein, daß es weit klüger

set, die unermesslichen Summen, als deren Bewahrer man ihn kannte, auf der Bank von Frankreich zu hinterlegen.

Während alle die edlen Herzen, welche einen Augenblick lang so viel gelitten hatten, vor Bitterkeit, Hoffnung und Seltsamkeit überströmten, verließen der Vater d'Algizny und Robin, die Wuth und den Tod in der Seele, das Haus.

Der ehrwürdige Vater stieg in seinen Wagen, und sagte zu seinen Leuten:

— Nach dem Hotel Saint-Dizier!

Dann, außer sich, vernichtet, sank er auf die Kissen, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg und ein langes Stöhnen ausließ.

Robin setzte sich neben ihn ... und betrachtete mit einer Mischung von Zorn und Verachtung diesen so niedergeschlagenen und entmuthigten Mann.

— Die Memme! ... — sagte er sich im Stillen.

— Er verzweifelt; ... indessen ...

.....
Nach Verlauf einer Viertelstunde gelangte der Wagen in die Straße Babylone, und fuhr in den Hof des Hotels Saint-Dizier.

XXVII.

Die Ersten werden die Letzten, die Letzten werden die Ersten sein.

Der Wagen des Pater d'Algrigny langte rasch in dem Hotel Saint-Dizier an.

Während der ganzen Fahrt sprach Robin kein Wort, indem er sich begnügte, den Pater d'Algrigny zu beobachten und zu behorchen, der die Schmerzen und die Wuth über seine getäuschten Erwartungen in einem langen Selbstgespräche, unterbrochen von Ausrufungen und Klagen in Bezug auf die unbarmherzigen Schläge des Schicksals, welche in einem Augenblicke die am besten begründeten Hoffnungen zerstören, ausschauete.

Als der Pater d'Algrigny in den Hof fuhr, und vor der Anfahrt des Hotels Saint-Dizier hielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fensters, und halb durch einen Vorhang verdeckt, das Gesicht der Prinzessin sehen; in ihrer drückenden Angst war sie gekommen, um zu sehen, ob es der Pater d'Algrigny wäre, der anlangte. Endlich, mit Hintansetzung aller Schicksalheit, that sie diese vornehme Dame, die gewöhnlich ein

so zurückhaltendes, so ceremonielles Benehmen beobachtete, sehr eilig ihr Zimmer, und schritt einige Stufen die Treppe hinab, indem sie so dem Vater d'Algrigny entgegen eilte, der mit einer niedergeschlagenen Miene die Stufen herauf kam. Bei dem Anblicke des todtenbleichen und verstörten Gesichtes des ehrwürdigen Vaters blieb die Prinzessin plötzlich stehen, erbleichte . . . und vermuthete, daß Alles verloren wäre . . . Ein flüchtiger, mit ihrem früheren Liebhaber ausgewechselter Blick ließ ihr keinen Zweifel mehr über den Ausgang übrig, den sie fürchtete.

Robin folgte bescheiden und demüthig dem ehrwürdigen Vater; der Prinzessin folgend, traten Beide bald in ihr Cabinet.

Als die Thür geschlossen war, rief die Prinzessin, indem sie sich an den Vater d'Algrigny wandte, mit einer unbeschreiblichen Angst aus:

— Was ist denn vorgefallen?

Statt auf diese Frage zu antworten, blickte der ehrwürdige Vater mit vor Wuth glühenden Augen, weißen Lippen und krampfhaft zusammengezogenen Zügen die Prinzessin starr an, und sagte zu ihr:

— Wissen Sie, wie hoch sich diese Erbschaft beläuft, die wir auf vierzig Millionen schätzten? . . .

— Ich verstehe! — rief die Prinzessin aus, — man hat uns getäuscht, . . . diese Erbschaft reducirt sich auf Nichts; . . . Sie haben sich umsonst bemüht.

— Ja . . . wir haben uns umsonst Mühe gegeben, —

antwortete der ehrwürdige Vater mit vor Zorn knirschenden Zähnen, — es handelte sich nicht um vierzig Millionen ... sondern um zweimal hundert und zwölf Millionen ...

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wiederholte die Prinzessin mit dem höchsten Erstaunen, indem sie um einen Schritt zurückwich — das ist unmöglich ...

— Ich habe sie gesehen, sage ich Ihnen, in Papieren, die sich in einer von dem Notar inventirten Kiste befanden.

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wiederholte die Prinzessin niedergeschlagen, — aber das ist eine unermessliche, unumschränkte Gewalt ... Und Sie haben verzichtet ... und Sie haben nicht durch alle möglichen Mittel bis auf den letzten Moment gekämpft? ...

— Ei! Madame, ich habe Alles gethan, was zu thun möglich war, trotz dem Verrathe Gabriels, der mir noch heute Morgen erklärt hat, daß er sich von uns los sage ... daß er sich von uns trenne.

— Der Undankbare, — sagte die Prinzessin naiver Weise.

— Der Schenkungsact, den ich die Vorsicht gehabt hatte, durch den Notar rechtsgiltig machen zu lassen, war in so guter Form, daß, trotz den Einsprüchen dieses rasenden Soldaten und seines Sohnes, der Notar mich in den Besitz dieses Schazes gesetzt hatte.

— Zweimal hundert und zwölf Millionen! — wie-

berholte die Prinzessin, die Hände faltend. — Wahrlich . . . das ist wie ein Traum.

— Ja, — antwortete der Vater d'Aigrigny auf eine bittere Weise, — für uns ist dieser Besitz ein Traum gewesen, denn man hat ein Codicill entdeckt, welches alle testamentlichen Verfügungen auf drei und einen halben Monat verschob; nun ist aber, gerade durch unsere Vorsichtsmaßregeln selbst, diese Bande von Erben aufmerksam gemacht; . . . sie kennen das Ungeheure der Summe; . . . sie sind auf ihrer Hut; es ist Alles verloren.

— Aber dieses Codicill, wer ist denn das verwünschte Wesen, das es hat kennen lehren?

— Eine Frau.

— Welche Frau?

— Ich weiß nicht, welches herumziehende Geschöpf, die Gabriel, wie er sagt, bereits in Amerika angetroffen, und die ihm das Leben gerettet hat . . .

— Und wie befand sich diese Frau dort? Wie kannte sie das Bestehen dieses Codicills?

— Alles dieses war, wie ich glaube, mit einem elenden Juden verabredet, dem Aufseher dieses Hauses, dessen Familie seit drei Generationen diese Summen verwaltet; er hatte ohne Zweifel einige geheime Verhaltungsproscriften für den Fall . . . daß man argwöhne, die Erben wären zurückgehalten, denn in seinem Testamente . . . hatte dieser Marius von Kennepont voraus-

eben, daß die Gesellschaft sein Geschlecht beaufsichtigen
rde.

— Kann man aber nicht Klage über die Gültigkeit
es Codicillis führen?

— Klagen . . . in dieser Zeit? Klagen, wegen einer
laments-Angelegenheit? . . . und ohne Gewißheit

Erfolges tausend Gerüchten auslegen? Es ist be-
s unangenehm genug, daß Alles dieses ruchbar wer-
muß . . . Da! es ist abscheulich . . . und in dem
mente, wo wir dem Ziele nahe waren . . . nach so
er Mühe! eine mit so vieler Sorgfalt, so vieler
arrlichkeit seit anderthalb Jahrhunderten betriebene
selegenheit!

— Zweimal hundert und zwölf Millionen . . . —
e die Prinzessin; — da würde sich der Orden nicht
r im Auslande niederlassen; nein, in Frankreich,
Herzen von Frankreich würde er sich mit solchen
smitteln auferlegen . . .

— Ja, — erwiderte der Vater d'Aigrigny bitter,
und durch die Erziehung bewährtesten wir uns der
gen kommenden Generation . . . Das war in poli-
er Rücksicht von einer nicht zu berechnenden Beheu-
3; — dann, mit dem Fuße stampfend, begann er
der: — Ich sage Ihnen, daß man vor Wuth rasend
den möchte. Eine so klug, so geschickt, mit so viel
uld geleitete Sache! . . .

— Also keine Hoffnung mehr?

— Die einzige ist, daß Gabriel seine Sendung in

dem, was ihn betrifft, nicht zurücknimmt. Das wäre schon beträchtlich . . . denn sein Antheil allein würde sich auf dreißig Millionen belaufen.

— Aber das ist ungeheuer . . . das ist ja beinahe das, worauf Sie hofften, — rief die Prinzessin aus, — warum wollen Sie dann verzweifeln?

— Weil es augenscheinlich ist, daß Gabriel gegen diese Schenkung klagen wird; so gesetzmäßig sie auch sein mag, jetzt, wo er frei, über uns aufgeklärt und von seiner Adoptiv-Familie umgeben ist, wird er Mittel finden, sie aufheben zu lassen; ich sage Ihnen, daß Alles verloren ist, es bleibt keine Hoffnung mehr übrig. Ich halte es selbst für klug, nach Rom um die Erlaubniß zu schreiben, Paris für einige Zeit verlassen zu können. Diese Stadt ist mir verhaßt.

— Ach! ja, ich sehe es . . . es muß keine Hoffnung mehr vorhanden sein . . . da Sie, mein Freund . . . Sie sich beinahe zu fliehen entschließen . . .

Und der Pater d'Algrigny erschien gänzlich vernichtet, entmuthigt; dieser schreckliche Schlag hatte in ihm alle Kraft, alle Energie gebrochen; er warf sich niedergeschlagen in einen Sessel.

Während der vorhergehenden Unterhaltung war Robin bescheiden an der Thür stehen geblieben, indem er seinen alten Hut in der Hand hielt.

Zwei bis dreimal, bei gewissen Stellen des Gespräches des Pater d'Algrigny und der Prinzessin, hatte sich das Zeichen-Antlitz des Socius, der von einem unterdrück-

Borne geplagt schien, leicht geröthet, seine matten zentliber waren roth geworden, als ob ihm das in Folge eines gewaltsamen inneren Kampfes zu pfe gestiegen wäre . . . dann hatte sein finsternes Ge- t wieder seine bleiche Farbe angenommen.

— Ich muß auf der Stelle nach Rom schreiben, um se Niederlage zu melden . . . die ein Ereigniß von höchsten Wichtigkeit wird, da sie unermessliche Hoff- igen vernichtet, — sagte der Pater d'Aigrigny nieder- schlagen.

Der ehrwürdige Vater war sitzen geblieben; indem mit der Hand auf einen Tisch zeigte, sagte er mit er barschen und hochmüthigen Stimme zu Robin:

— Schreiben Sie . . .

Der Socius stellte seinen Hut auf den Boden, ant- ortete auf den Befehl des ehrwürdigen Vaters durch e ehrerbietige Verneigung, und mit schiefem Halse, senktem Kopfe und krummen Gange schritt er herbei, i sich auf den Rand des vor dem Schreibtische stehen- n Sessels zu setzen; dann Papier und eine Feder hmend, erwartete er schweigend und regungslos das ictat seines Oberen.

— Sie erlauben, Prinzessin? — sagte der Pater Aigrigny zur Frau von Saint-Dizier.

Diese antwortete nur durch eine ungeduldige Bewe- ung, welche dem Pater d'Aigrigny seine ceremonielle age vorzuwerfen schien.

Der Pater d'Aigrigny verbeugte sich, und blickte
Der ewige Jude. IV. Bd.

folgende Worte mit einer dumpfen und beklommenen Stimme:

„Alle unsere, vor Kurzem beinahe zu Gewissheiten gewordenen Hoffnungen sind plötzlich vereitelt worden. Die Rennepont'sche Angelegenheit ist trotz aller Sorgfalt, aller bis jetzt angewandten Feinheit, gänzlich und unwiederbringlich gescheitert. Auf dem Punkte, wo die Sachen stehen, zeigt sich unglücklicher Weise mehr als ein Nichtgelingen . . . es ist eines der verderblichsten Ereignisse für die Gesellschaft, deren Rechte auf dieses Vermögen, das betrügerischer Weise einer zu ihren Gunsten gemachten Beschlagnahme entzogen worden, außerdem moralisch klar waren . . . Ich zum Mindesten habe das Bewußtsein, bis auf den letzten Moment Alles gethan zu haben, um unsere Rechte zu vertheidigen und zu sichern. Aber, ich wiederhole, wir müssen diese wichtige Angelegenheit als durchaus und für immer verloren betrachten, und nicht mehr daran denken.“

Der Vater d'Algrigny dictirte das, indem er Robin den Rücken zuwandte.

Auf die ungestüme Bewegung, welche der Socius machte, indem er aufstand und seine Feder auf den Tisch warf, anstatt weiter zu schreiben, wandte sich der ehrwürdige Vater um, und Robin auf das Höchste erstaunt anblickend, sagte er zu ihm:

— Nun! . . . was machen Sie?

— Man muß ein Ende machen . . . mit diesem un-

gereimten Menschen!! — sagte Robin, indem er mit sich selbst sprach und langsam auf das Kamin zuschritt.

— Wie! . . . Sie verlassen Ihren Platz . . . Sie schreiben nicht? — sagte der ehrwürdige Vater, auf das Höchste erstaunt. Indem er sich hierauf an die Prinzessin wandte, welche sein Erstaunen theilte, fügte er hinzu, wobei er mit einem verächtlichen Blicke den Socius bezeichnete:

— Ah! so, er verliert den Kopf . . .

— Verzeihen Sie ihm, — erwiderte Frau von Saint-Dizier, — es ist ohne Zweifel derummer, welchen ihm das Scheitern dieser Angelegenheit verursacht.

— Danken Sie der Frau Prinzessin, kehren Sie an Ihren Platz zurück, und fahren Sie fort zu schreiben, — sagte der Vater d'Aigrigny in einem Tone verächtlichen Mitleidens zu Robin, und deutete ihm mit einem gebieterischen Finger den Tisch an.

Vollkommen gleichgiltig gegen diesen neuen Befehl, trat der Socius an das Kamin, dem er den Rücken zulehrte, richtete seinen gewölbten Rücken wieder auf, stellte sich fest auf seine Beine, stampfte den Teppich mit dem Absage seiner plumpen, mit Thran eingeschlurften Schuhe, kreuzte die Hände hinter den Schößen seines alten schmierigen Oberrockes, und den Kopf erhebend, blickte er den Vater d'Aigrigny fest an.

Der Socius hatte kein Wort gesagt, aber seine häßlichen, jetzt leicht gerötheten Züge, legten plötzlich ein solches Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, eine so

hohe Verachtung für den Pater d'Aigrigny, eine so ruhige, und so zu sagen so heitere Kühnheit an den Tag, daß der ehrwürdige Vater und die Prinzessin davon verwirrt wurden.

Sie fühlten sich auf eine seltsame Weise von diesem alten, so häßlichen und schmutzigen Manne beherrscht.

Der Pater d'Aigrigny kannte die Gebräuche seiner Gesellschaft zu gut, um seinen demüthigen Secretair für fähig zu halten, plötzlich ohne Beweggrund, oder vielmehr ohne ein bestimmtes Recht, diese Aene geistiger Ueberlegenheit anzunehmen . . . sehr spät, zu spät sah der ehrwürdige Vater ein, daß dieser Untergeordnete wohl zu gleicher Zeit ein Spion und eine Art von erfahrenem Bundesgenossen sein konnte, welche, nach den Constitutionen des Ordens, die Gewalt und den Auftrag haben, in gewissen dringenden Fällen den unfähigen Agenten, bei dem man ihn vorläufig als Aufseher anstellte, abzusetzen und einstweilen zu ersetzen.

Der ehrwürdige Vater irrte sich nicht; von dem General bis zu dem Provinzial, bis zu den Rectoren der Collegien, haben alle höheren Mitglieder der Gesellschaft, ohne ihr Wissen, sehr oft dem Anscheine nach unter die niedrigsten Berriehlungen versteckt, Männer zur Seite, die sehr fähig sind, in einem vorgeschriebenen Momente ihre Stelle zu übernehmen, und die zu diesem Zwecke beständig und direkt mit Rom correspondiren.

Von dem Augenblicke an, wo sich Robin so hingestellt hatte, änderte sich das gewöhnlich hochmüthige Benehmen

des Pater d'Aigrigny auf der Stelle; obgleich es ihm sehr schwer wurde, sagte er in zögerndem Tone voll Ehrerbietigkeit zu ihm:

— Sie haben ohne Zweifel Vollmacht, mir zu befehlen . . . mir . . . der ich bis jetzt Ihnen befohlen habe.

Ohne zu antworten, nahm Robin aus seiner schmuggen und abgeschabten Priestertasche ein auf beiden Seiten gestempeltes Papier, auf dem einige Zeilen in lateinischer Sprache geschrieben standen.

Nachdem er sie gelesen, drückte der Pater d'Aigrigny dieses Papier ehrerbietig an seine Lippen, und gab es dann Robin zurück, indem er sich tief vor ihm verneigte.

Als der Pater d'Aigrigny den Kopf wieder erhob, war er purpurroth vor Aerger und vor Scham; trotz seiner Gewohnheit leidenden Gehorsams und unwandelbarer Ehrfurcht für den Willen des Ordens, empfand er einen bitteren und heftigen Groll, sich so plötzlich abgesetzt zu sehen . . . Das war noch nicht Alles . . . Obgleich seit sehr langer Zeit jede Liebes-Verbindung zwischen ihm und der Frau von Saint-Dizier aufgehört hatte, so war diese nichts desto weniger eine Frau für ihn . . . und diesen demüthigenden Stoß in Gegenwart einer Frau zu erleiden, war ihm doppelt schmerzlich, denn trotz seines Eintrittes in den Orden hatte er doch den Weltmenschen nicht gänzlich ausgezogen . . .

Außerdem betrachtete die Prinzessin, statt über diese plötzliche Umgestaltung vom Oberen zum Untergebenen

und vom Untergebenen zum Oberen bestimmet und empor zu scheinen, Robin mit einer Art von mit Theilnahme gemischter Reugierde.

Als Frau . . . und als auf das Höchste ehrgeizige Frau, die sich an jeden hohen Einfluß anzuschließen suchte, liebte die Prinzessin diese Art von Contrasten; sie fand es mit Recht merkwürdig und interessant, diesen fast in Lumpen gehüllten, schwächtigen Mann mit seiner unedlen Häßlichkeit, der vor Kurzem noch der demüthigste Untergebene war, mit der ganzen Erhabenheit des Verstandes, die man nothwendiger Weise an ihm kannte, dem Pater d'Aigrigny gebieten zu sehen, der ein großer Herr durch seine Geburt, durch die Feinheit seiner Manieren, und der vor Kurzem noch so angesehen in seiner Gesellschaft war.

Von diesem Augenblicke an verwischte Robin, als eine wichtige Person, den Pater d'Aigrigny gänzlich in dem Geiste der Prinzessin.

Als das erste Gefühl der Demüthigung vorüber war, verwandte der Pater d'Aigrigny, obgleich sein Stolz heftig blutete, dagegen all seine Eigenliebe, all seine Lebensart als Mann von Welt darauf, um seine Höflichkeit gegen Robin zu verdoppeln, der durch eine so plötzliche Wendung des Glückes sein Vorgesetzter geworden war.

Aber unfähig, diese ganzen Abstufungen zu würdigen, oder vielmehr sie zu erkennen, richtete sich der Er-So-cius breit, auf eine rohe und gebieterische Weise in

seiner neuen Stellung ein, nicht etwa durch die Gegenwirkung verletzten Stolzes, sondern aus Bewußtsein dessen, was er werth wäre; eine lange Praxis des Pater d'Aigrigny hatte ihn den untergeordneten Geist dieses Letzteren kennen gelehrt.

— Sie haben die Feder weggeworfen, — sagte der Pater d'Aigrigny mit einer außerordentlichen Ehrerbietigkeit zu Rodin, — als ich Ihnen diese Note für Rom dictirte; . . . würden Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, mir zu sagen, in was . . . ich unrecht gehandelt habe?

— Auf der Stelle, — erwiderte Rodin mit seiner scharfen und schneidenden Stimme, — während langer Zeit, obgleich mir diese Angelegenheit über Ihre Kräfte schien, . . . habe ich mich enthalten, . . . indessen, welche Fehler! . . . welche Armseligkeit im Erfinden! . . . welche Plumpheit in den von Ihnen angewandten Mitteln, um sie zu einem guten Ende zu führen!

— Ich habe Mühe . . . Ihre Vorwürfe zu begreifen . . . — antwortete der Pater d'Aigrigny auf eine freundliche Weise, obgleich eine geheime Bitterkeit aus seiner scheinbaren Unterwürfigkeit vorblitzte, — war der Erfolg nicht ohne dieses Codicill gewiß? . . . Haben Sie nicht selbst . . . zu diesen Maßregeln beigetragen, die Sie jetzt tadeln?

— Damals geboten Sie . . . und ich gehorchte, . . . Sie standen außerdem auf dem Punkte des Gelingens . . . nicht wegen der Mittel, deren Sie sich bedient ha-

ben . . . sondern trotz dieser Mittel von einer empörenden Ungeschicklichkeit und Rohheit . . .

— Mein Herr . . . Sie sind streng, — sagte der Vater d'Aigrigny.

— Ich bin gerecht . . . Bedarf es denn Wunder von Geschicklichkeit, um Jemanden in ein Zimmer einzusperrn, und nachher die Thür doppelt zu verschließen? . . . Ja? . . . Nun denn! haben Sie etwas Anderes gethan? . . . Nein . . . gewiß nicht! Die Töchter des Generals Simon? in Leipzig eingekerkert; in Paris in ein Kloster gesperrt; Adrienne von Cardoville? eingesperrt; Couche-tout-Ru? im Gefängniß . . . Djalma? einen Schlaftrunk . . . Ein einziges sinnreiches und tausend Mal sichereres Mittel, weil es moralisch, und nicht materiell wirkte, ist angewendet worden, um Herrn Farby zu entfernen . . . Was Ihre anderen Verfahrensweisen anlangt . . . gehen Sie doch! . . . schlecht, ungewiß, gefährlich . . . Warum? weil sie gewaltsam waren, und man der Gewalt die Gewalt entgegenstellt; dann ist es kein Kampf schlauer, gewandter, beharrlicher Männer mehr, die in der Dunkelheit sehen, in welcher sie immer gehen . . . sondern es ist ein Kampf von Lastträgern am hellen Tage. Wie? obwohl beständig handelnd, müssen wir uns vor Allem verstecken, verschwinden, und Sie erfinden nichts Klügeres, als die Aufmerksamkeit durch Mittel von einer Rohheit und einer bedauernswürdigen Ruchbarkeit auf uns zu ziehen . . . Zu besserer Bewahrung des Geheimnisses nehmen

Sie die Wache, den Polizeicommissair, die Kerkermeister u Hefershefsern . . . Das ist ja zum Erbarmen, mein Herr . . . Nur ein glänzender Erfolg hätte all' diese Ihre Armseligkeiten übersehen lassen können!! und diesen Erfolg haben Sie nicht gehabt . . .

— Mein Herr! — sagte der Vater d'Aigrigny heftig verlezt, — denn Frau von Saint-Dizier, welche die Bewunderung nicht verbergen konnte, welche die bündige und schneidende Sprache Robins bei ihr hervorrief, blickte ihren ehemaligen Geliebten mit einer Miene an, die zu sagen schien: er hat Recht, — mein Herr, Sie sind mehr als streng . . . in Ihrem Urtheil . . . und trotz der Ehrerbietung, die ich Ihnen schuldig bin, möchte ich Ihnen sagen, daß ich nicht gewohnt bin . . .

— Es giebt, meiner Treue! noch gar viele andere Sachen, an die Sie nicht gewöhnt sind, — sagte Robin auf eine harte Weise, indem er den ehrwürdigen Vater unterbrach; — aber Sie werden sich daran gewöhnen . . . Sie haben sich bis jetzt einen falschen Begriff von Ihrem Werthe gemacht; es liegt in Ihnen ein alter Sauer Teig vom Soldaten und Weltmanne, der immer noch gährt, und der Ihrem Verstand die Kaltblütigkeit, die Klarheit und den Scharfblick raubt, den er haben muß, . . . Sie sind ein schöner, geschmiegelter und gestriegelter Soldat gewesen; Sie sind den Kriegen, den Festen, den Belagen, den Weibern nachgelaufen . . . Diese Dinge haben Sie zur Hälfte abgestumpft. Sie werden jetzt

niemals etwas Anderes, als ein Untergeordneter sein; Sie sind gerichtet. Es wird Ihnen immer diese Kraft, diese Concentrirung des Verstandes fehlen, welche Menschen und Ereignisse beherrscht. Wenn ich diese Kraft, diese Concentrirung des Verstandes habe, ich . . . und ich habe sie . . . wissen Sie warum? — Weil ich einzig und allein dem Dienste unserer Gesellschaft gewidmet, immer häßlich, schmutzig und keusch gewesen bin, . . . ja, keusch . . . meine ganze Manneskraft ist noch vorhanden . . .

Indem er diese Worte mit einem stolzen Cynismus aussprach, war Robin entseßlich.

Die Prinzessin von Saint-Dizier fand ihn fast schön durch seine Kühnheit und Energie.

Der Pater d'Algrigny, der sich auf eine unüberwindliche, unbarmherzige Weise durch dieses teuflische Wesen beherrscht fühlte, wollte einen letzten Versuch der Auflehnung machen, und rief aus:

— Eil mein Herr, diese Prahlereien sind keine Beweise von Tapferkeit und Gewalt; . . . man wird sie am Werke sehen . . .

— Man wird mich daran sehen . . . — erwiderte Robin auf eine kalte Weise . . . — und wissen Sie, an welchem Werke? (Robin wandte gern diese fragende Formel an) an dem, welches Sie so feig aufgegeben haben . . .

— Was sagen Sie? — rief die Prinzessin von Saint-

izier aus, denn bestürzt über die Verwegenheit Robins, fand der Vater d'Algrigny kein Wort.

— Ich sage, — erwiderte Robin auf eine langsame Weise, — ich sage, daß ich es übernehme, die Krennertsche Erbschaftsangelegenheit gelingen zu lassen, die sie als rettungslos ansehen.

— Sie? — rief der Vater d'Algrigny aus, — Sie?

— Ich ...

— Aber man hat unsere Kunstgriffe entlarvt.

— Um so besser, man wird genöthigt sein, geschicktere zu erfinden.

— Aber man wird sich vor uns in Acht nehmen.

— Um so besser, die schwierigsten Erfolge sind die schwersten.

— Wie! Sie hoffen, Gabriel einwilligen zu lassen, daß er seine Schenkung nicht widerruft ... die außerdem vielleicht ein wenig ungesetzmäßig ist?

— Ich werde in die Kassen der Gesellschaft die zweihundert und zwölf Millionen zurückkehren lassen, um die man sie bringen will. Ist das deutlich?

— Das ist eben so deutlich, als unmöglich.

— Und ich sage Ihnen, daß das möglich ist ... und daß das möglich sein muß ... hören Sie? Aber Sie begreifen also nicht, kurzschichtiger Geist ... — rief Robin aus, indem er sich in dem Grade ereckerte, daß sich sein Leichenantlitz leicht färbte, — Sie begreifen also nicht, daß jetzt keine Wahl mehr vorhanden ist ... entweder werden die zweihundert zwölf Millionen unser

sein, und damit die Wiederherstellung unseres unumschränkten Einflusses in Frankreich, denn mit solchen Summen, bei der Käuflichkeit, die herrscht, kauft man eine Regierung, und wenn sie zu theuer, oder zu unnachgiebig ist, entzündet man den Bürgerkrieg, wirft sie über den Haufen, und restaurirt die Legitimität, die am Ende unser wahres Ziel ist, und die vor Allem und Alles überliefert wird.

— Das ist klar, — sagte die Prinzessin, indem sie mit Bewunderung die Hände faltete.

— Wenn im Gegentheile, — begann Robin wieder, — diese zweihundert und zwölf Millionen in den Händen der Familie Kennepont bleiben, so ist es unser Untergang, unser Verderben; das hieße einen Stamm erbitterter, unversöhnlicher Feinde machen . . . Sie haben also die abscheulichen Wünsche dieses Kennepont, in Bezug auf diese Verhinderung, nicht gehört, die er empfiehlt, und die, durch ein unerhörtes Verhängniß, sein verfluchtes Geschlecht auf eine wundervolle Weise verwirklichen kann? . . . Aber so bedenken Sie doch die unermesslichen Kräfte, die sich dann um diese Millionen herum sammeln würden: da ist der Marschall Simon, der im Namen seiner Töchter handelt; das heißt der zum Herzog erhobene Mann des Volkes, ohne darüber eitler zu sein, was seinen Einfluß auf die Menge sichert, denn der militärische Geist und der eingefleischte Bonapartismus vertreten in den Augen des Volkes immer noch die Sage von Nationalehre und von Ruhm. Da

nachher dieser Franz Hardy, der Liberale, unabhängige, aufgeklärte Bürger, das Vorbild des großen Herrschers, der nach dem Fortschreiten und dem Wohle der Arbeiter strebt! . . . Dann ist da Gabriel, der Priester, wie sie sagen, der Apostel des reinen Angelliums, der Vertreter der Demokratie der Kirche gegen die Aristokratie der Kirche, des armen Landpfarrers gegen den reichen Bischof, das heist nach ihrem Überwältigen, der Arbeiter des heiligen Weinberges gegen den müßigen Despoten, der geborene Verbreiter der Begriffe von Brüderschaft, Emancipation und Fortschreiten . . . wie sie wieder sagen; und das nicht im Namen einer revolutionären, mordbrennerischen Politik, sondern in Christus Namen, im Namen einer Religion der Wohlthätigkeit, Liebe und Frieden . . . um zu reden, wie sie reden. Dann kommt Fräulein von Carville, das Vorbild der Eleganz, der Anmuth, der Schönheit, die Priesterin aller Sinnlichkeit, die sie dadurch, daß sie dieselbe verfeinert und läutert, zu veredelt behauptet. Ich will Ihnen nicht von ihrem Verstande, von ihrer Kühnheit reden, Sie kennen sie zu gut. Nichts kann uns demnach auch gefährlicher werden, als dieses Wesen, Patrizierin durch das Blut, dem Volke angehörend durch das Herz, Dichterin durch die Einbildungskraft. Da ist endlich dieser ritterliche, ohne Prinz Osalma, der zu Allem bereit ist, weil er nichts von dem civilisirten Leben versteht, unversöhnlich in seinem Hass, wie in seiner Liebe, ein schreckliches

Werkzeug für denjenigen, der sich seiner zu bedienen versteht . . . Kurz, es giebt in dieser abscheulichen Familie Niemanden, bis auf diesen erbärmlichen Couchetout-Ru, der, abgefondert, keinen Werth hat, der aber, gereinigt, erhoben, wiedergeboren durch die Berührung mit diesen edelmüthigen und sich mittheilenden Charakteren, wie sie das nennen, einst als Vertreter des Handwerkers einen großen Antheil an dem Einflusse dieser Verbindung haben könnte . . . Glauben Sie nun jetzt, daß, wenn alle diese Leute da, die bereits gegen uns erbittert sind, weil, wie sie sagen, wir sie haben berauben wollen, die abscheulichen Rathschläge dieses Kennepont befolgen, und sie werden sie befolgen, ich stehe Ihnen dafür, glauben Sie, daß, wenn sie alle ihre Kräfte vereinigen, alle Thatkraft, über die sie um dieses ungeheure Vermögen herum verfügen, das dadurch an Macht verhundertfacht wird; glauben Sie nicht, daß, wenn sie uns und unseren Grundsätzen einen erbitterten Krieg erklären, sie die gefährlichsten Feinde sein werden, die wir jemals gehabt haben? Ja, ich sage Ihnen, daß die Gesellschaft niemals ernstlicher bedrohet gewesen wäre, ja, und jetzt handelt es sich für diese um Sein oder Nichtsein; es handelt sich in diesem Augenblicke nicht mehr darum, sich zu vertheidigen, sondern anzugreifen, um die Vernichtung dieses verfluchten Geschlechts der Kennepont, und den Besitz dieser Millionen zu erlangen.

Bei diesem, von Robin mit einer fieberhaften Auf-

zung dargestellten Bilde, die um so einflussreicher, je älterer sie war, blieben sich die Prinzessin und der Vater d'Aigrigny bestürzt an.

— Ich gestehe, — sagte der ehrwürdige Vater zu Robin, — ich hatte an alle die gefährlichen Folgen dieser von Herrn von Rennepont anempfohlenen Verbindung zum Guten nicht gedacht; ich glaube, daß ich dem Charakter, den wir von ihnen kennen, seine Kräfte in der That Lust haben werden, diesen Traum zu verwirklichen . . . Die Gefahr ist sehr groß, sehr drohend; aber, um sie zu beschwören . . . was sollen wir thun?

— Wie, mein Herr? Sie haben auf unwissende, selbstmüthige und begeisterte Charaktere zu wirken, wie Osalma, sinnliche und überspannte, wie Adrienne von Cardoville, treuherzige und unschuldige, wie Rosa und Blanca Simon, biedere und gerade, wie Franz Hardy, engelgleiche und reine, wie Gabriel, rohe und dumme, wie Couche-tout-Nu, und Sie fragen: was sollen wir thun?

— In Wahrheit, ich verstehe Sie nicht, — sagte er Vater d'Aigrigny.

— Ich glaube es wohl! Ihr früheres Verfahren in alle diesem beweiset es mir hinlänglich, — erwiderte Robin geringschätzend, . . . Sie haben Ihre Zucht zu plumpen materiellen Mitteln genommen, statt auf so viele edle, großmüthige, erhabene Reigungen zu wirken, die, eines Tages vereinigt, ein fürchtbares

Bündniß bilden würden; die aber jetzt, getrennt, abgesondert, allen Ueberrumpelungen, allen Lockungen, allen Verführungen, allen Angriffen sich hingeben werden! ... Begreifen Sie endlich? ... Nein, noch nicht? — Und Robin suchte die Achseln. — Ich will mich deutlicher erklären: stirbt man vor Verzweiflung?

— Ja.

— Kann die Dankbarkeit glücklicher Liebe bis zu den äußersten Grenzen der thörichtesten Großmuth gehen?

— Ja.

— Giebt es nicht so schreckliche Täuschungen, daß der Selbstmord die einzige Zuflucht gegen abscheuliche Wirklichkeiten ist?

— Ja.

— Kann uns das Uebermaß von Sinnlichkeit nicht in einem langsamen und wollüstigen Todeskampfe zum Grabe führen?

— Ja.

— Giebt es in dem Leben nicht so schreckliche Umstände, daß die weltlichsten, die festesten, oder die gottlosesten Charaktere ... sich gebrochen, vernichtet, blindlings der Religion in die Arme werfen, und die größten Güter dieser Welt gegen das Bußgewand, das Gebet und das Entzücken hingeben?

— Ja.

— Giebt es nicht endlich tausend Verhältnisse, in welchen die Gegenwirkung der Leidenschaften, die ungewöhnlichsten Umwandlungen, die tragischsten Entwicke-

lungen in dem Leben des Mannes und des Weibes her-
beiführt?

— Ohne Zweifel.

— Nun denn! warum fragen Sie mich: was sollen wir thun? und was würden Sie sagen, wenn zum Beispiele die gefährlichsten Mitglieder dieser Familie Rennepont . . . vor Ablauf von drei Monaten kämen, um knieend die Gunst zu erbitten, in diesen Orden einzutreten, vor dem sie einen Abscheu haben, und von dem sich Gabriel heute getrennt hat?

— Eine solche Bekehrung ist unmöglich, — rief der Vater d'Algrigny aus.

— Unmöglich . . . Und was waren Sie denn vor fünfzehn Jahren, mein Herr? — sagte Robin, — ein gottloses und ausschweifendes Weltkind . . . und Sie sind zu uns gekommen, und Ihre Güter sind die unsrigen geworden . . . Wie! wir haben Fürsten, Könige, Päpste gebändigt; wir haben in unserer Einigkeit glänzende Geister verschlungen und verlöscht, die außer unserer Gemeinschaft zu viel Licht verbreiteten; wir haben beinahe die beiden Welten beherrscht; wir haben uns lebendig, reich und furchtbar, bis auf den heutigen Tag, inmitten so vielen Hasses, so vieler Nechtungen fortgepflanzt, und wir sollten nicht mit einer Familie fertig werden, die uns auf eine so gefährliche Weise bedroht, und deren, unserer Gesellschaft entzogenes, Vermögen uns eine Lebensnothwendigkeit ist? Wie!! wir sollten nicht geschickt genug sein, um dieses Resultat

ohne ungeschickte Gewaltthat, ohne compromittirendes Verbrechen zu erlangen? . . . Aber Sie kennen also die unermesslichen Hülfquellen der gegenseitigen oder theilweisen Vernichtung nicht, welche das auf eine geschickte Weise berechnete, gehinderte, gestörte, entfesselte überreizte Spiel der menschlichen Leidenschaften bieten kann, . . . und besonders, wenn vielleicht vermöge einer allmächtigen Bundesgenossin, — fügte Robin mit einem seltsamen Lächeln hinzu, — diese Leidenschaften an Feuer und Gewalt sich verdoppeln können . . .

— Und diese Bundesgenossin . . . wer ist sie? — fragte der Pater d'Aigrigny, der, wie die Prinzessin von Saint-Dizier, nun eine Art von mit Entsetzen vermischter Bewunderung empfand.

— Ja, — begann Robin wieder, ohne dem ehrwürdigen Vater zu antworten, — denn wenn diese furchtbare Bundesgenossin uns zu Hülfe kommt, so kann sie schreckliche Umwandlungen herbeiführen, die Unbändigen kleinmüthig, die Gottlosesten . . . Grausamsten . . . den Engelgleichsten . . . kleinmüthig machen . . .

— Aber diese Bundesgenossin . . . rief die Prinzessin durch ein unbestimmtes Entsetzen beklommen aus, — diese so mächtige, so furchtbare Bundesgenossin . . . wer ist sie?

— Wenn sie endlich anlangt, — nahm Robin, immer mittheilend und zornig, wieder das Wort, — werden die Jüngsten, die Stärksten, in jeder Minute

Todesgefahr sein ... in so dringender Gefahr, wie in Sterbender in seiner letzten Minute ist ...

— Aber diese Bundesgenossin, — fragte Pater d'Alny wieder, dessen Furcht immer zunahm, denn mit jeher Schatten Robin dieses finstere Gemälde versah, ichenähnlicher wurde sein Gesicht.

— Kurz, diese Bundesgenossin kann leicht die Be-
erung decimiren, in dem Leichentuch, welches sie nach-
ppt, eine ganz verdamnte Familie mit fortraffen;
c sie wird genöthigt sein, das Leben dieses großen
andelbaren Körpers zu respectiren, welchen der Tod
er. Glieder nie schwächt ... weil sein Geist ... der
st der Gesellschaft Jesu nicht zu tödten ist.

— Nennen Sie endlich diese Bundesgenossin?

— Wohl! Diese Bundesgenossin, — erwiderte
in, — diese Bundesgenossin, die näher kommt...
er ... mit langsamen Schritten ... und deren
hterliche Annäherung ein überall verbreitetes un-
nliches Vorgefühl verkündet ...

— Ist?

— Die Cholera!

Bei diesem Worte, das Robin kurz und scharf be-
aussprach, erbleichten die Prinzessin und der Pater
igrigny und zitterten vor Frost ...

Der Blick Robin's war düster, eifig; man möchte
en einem Gespenst ähnlich.

Während einiger Augenblicke herrschte Grabesstille
Salon.

Robin unterbrach sie zuerst. Immer hartherzig, bezeichnete er mit befehlender Miene dem Vater d'Algrigny den Tisch, an dem wenige Augenblicke zuvor er, Robin, bescheiden gesessen, und sagte barsch zu ihm:

— Schreiben Sie!

Der ehrwürdige Vater zitterte anfangs vor Ueberraschung, aber bald erinnerte er sich, daß er aus einem Vorgesetzten ein Untergebener geworden war, er stand auf, verbeugte sich vor Robin, schritt an ihm vorüber und setzte sich an den Tisch, ergriff die Feder, wendete sich gegen Robin und sagte:

— Ich bin bereit ...

Robin dictirte und der ehrwürdige Vater schrieb Nachstehendes:

— „Durch den Unverstand des ehrwürdigen Vater d'Algrigny hat die Rennepont'sche Erbschaftsangelegenheit heute einen harten Stoß erlitten. Der Nachlaß beläuft sich auf 212 Millionen. Ungeachtet dieser Niederlage glaubt man doch, sich aufs Förmlichste verpflichten zu können, die Familie außer Stand zu setzen der Gesellschaft zu schaden, und von ihr die Herausgabe der 212 Millionen an gedachte Gesellschaft zu erlangen, welche derselben rechtmäßig gehören ... Man verlangt nur die vollständigsten und ausgedehntesten Vollmachten dazu.“

Eine Viertelstunde nach dieser Scene schritt Robin aus dem Hotel Saint-Dizier, während er seinen alten fettigen Hut vom Staube reinigte, den er abgenommen, um mit tiefer Verbeugung den Gruß des Portiers zu erwidern.

Ende des vierten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Der
ewige Jude.

Deutsche
Originalausgabe
unter Mitwirkung

von
Wilhelm Endwig Weschë.
Von
Eugen Sue.

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.



Zugabe des Verlegers

zu

Eugen Sue's ewiger Jude.

Deutsche Originalausgabe.

Wir entlehnen dem Pariser Journal „Der Constitutionnel“ vom 23. Novbr. das Nachstehende:

Man gefällt sich in Verbreitung des Gerüchts, als Eugen Sue und der Constitutionnel übereingekommenären, den ewigen Juden nicht fortzusetzen. Diese Gerüchte sind durchaus falsch, und nach kurzer Untersuchung wird die Veröffentlichung des Werkes wieder ginnen, und der Constitutionnel wird seinem Ver-
rechen gemäß die 10 Bände, nämlich das ganze Werk,
ständig herausgeben.

Ja, die Verwaltung des Constitutionnel hat außerdem sich die ausschließliche Mitwirkung Herrn Eugen Sue's gesichert. Infolge eines neu abgeschlossenen Vertrags wird derselbe, aber erst nach gänzlicher Vollendung des ewigen Juden, gegen Ende des Jahres 1845 oder spätestens zu Anfang des Jahres 1846, einen neuen Roman in 7 Bänden, 172—175 Kapitel, vielleicht mehr als 7 Bände, herausgeben.

Um zum Voraus Herrn Eugen Sue und dem Constitutionnel das Eigenthumsrecht an dem Titel dieses neuen Werkes zu sichern, theilen wir denselben schon heute mit. Der neue Roman wird heißen: Die sieben Todsünden.

Herr Eugen Sue war entschlossen, ungeachtet der heftigen Angriffe einiger ministeriellen und aller ultramontanen Journale, sein Werk ganz der Beurtheilung des Publicums und den Leidenschaften der Parteien zu überlassen, ohne es dagegen zu vertheidigen.

Wir glauben jedoch unseren Lesern eine Freude zu machen, wenn wir aus der „*Démocratie pacifique*“ — einem Journale, welches zwar das Organ

iner Doctrin ist, deren Grundsätze und Konsequenzen wir nicht alle annehmen und befolgen, aber das von Männern herausgegeben wird, die eben so gewissenhaft, als mit Ueberzeugung schreiben, — einen ersten Artikel über das Leben und die Werke Herrn Eugen Sue's, so wie über die erhabenen Gedanken, welche ihn bei der großen Schöpfung seines ewigen Juden begeisterten, entlehnen:

Eugen Sue.

Bevor wir einen Blick auf das neue Werk eines Mannes richten, dessen Name jetzt nicht nur in Europa, sondern in der ganzen civilisirten Welt als Volksschriftsteller bekannt und in jedem Munde ist, wollen wir einige Worte über ihn selbst sagen.

Eugen Sue wurde zu Paris am 10. Decbr. 1804 geboren. Die Kaiserin Josephine und der Prinz Eugen Beauharnais waren seine Taufzeugen. Die Familie Sue ist sehr alt und seit mehreren Jahrhunderten zu Lacolme, nahe bei Cannes, in der Provence ansässig. Sie wird daselbst noch jetzt durch den Großonkel des Schriftstellers, einen Offizier höhern Grades außer Dienst, repräsentirt.

Der Urgroßvater Eugen Sue's, Peter, sein Groß-

vater Joseph und sein Vater Johann-Joseph waren berühmte Chirurgen und Aerzte. Joseph Sue hat ansehnliche anatomische Arbeiten hinterlassen, ihm verdankt die französische medicinische Schule die allgemeine Annahme der Pathologie des Gaubius, welche die Stelle der Boerhaave'schen ersetzte. Joseph und Johann-Joseph, beide von der Universität zu Edinburgh mit der Doctorwürde beehrt, machten Frankreich, durch zahlreiche Uebersetzungen, mit den Werken der medicinischen Schule Schottlands bekannt. Der Vater unseres Verfassers hat zahlreiche Werke herausgegeben und sich mit merkwürdigen Studien über die Einrichtung durchs Köpfen und die Wirkungen des Galvanismus beschäftigt. Er war Oberarzt der kaiserl. Garde im russischen Feldzuge. Nach der Restauration wurde er Leibarzt des Königs. Johann-Joseph Sue stand in innigen Freundschaftsverhältnissen zu der Kaiserin Josephine, zu Franklin, Masfena, Moreau, kurz zu allen ausgezeichneten Männern während des Consulats. Er vermachte der Akademie der schönen Künste eine prächtige Sammlung der vergleichenden Anatomie und von Gegenständen der Naturgeschichte, welche in seiner Familie, von vier Generationen ausgezeichneter Aerzte, gesammelt worden war. Dieses sehr werthvolle Museum bildet eine Galerie im Palast der schönen Künste.

Eugen Sue betrat nach dem Wunsche seines Vaters ebenfalls die ärztliche Laufbahn. Er fungirte als Wundarzt bei den Haustruppen des Königs, dann beim Ge-

Staffel der spanischen Armee im Jahre 1823; darauf, dem nämlichen Feldzuge, beim 7. Artillerie-Regiment. : befand sich mit bei der Belagerung von Cadix, bei r Einnahme des Trocadero und bei der von Tarifa. 24 vertauschte Eugen Sue den Landdienst mit dem ienst zur See; machte mehrere Reisen nach Amerika; chdem er die Antillen besucht hatte, kehrte er ins itelländische Meer zurück und lernte Griechenland enen. 1828 machte er auf dem „Breslau“ die eeschlacht von Navarin mit. Bei Rückkehr aus diesem Idzuge quittirte er den Dienst und den ärztlichen Be- f, dessen Ausübung nichts Anziehendes für ihn hatte. e kehrte nach Paris zurück, wo er vermöge der schö- n Revenüen, die ihm die väterliche Verlassenschaft währte, ein glückliches und glänzendes Leben führen nnte. Nebst dem Vergnügen war seine Lieblingsbe- äftigung damals die Malerkunst, die er bei seinem eunde Gudin studirte.

Im Jahre 1830 sagte ein alter Kriegskamerad zu m: „Coopers Romane haben den Ocean in die ode gebracht; Du solltest uns Deine Erinnerungen is dem Seeleben zum Besten geben, und in Frankreich nen Seeroman schaffen.“ Die Idee gefiel unserem erfasser, er ließ den Pinsel im Stich, ergriff die Feder id schrieb: „Kernod der Pirat.“ Die Sache be- stigte, die günstige Aufnahme des Werkes ermutigte n; der Phantasie seines lebhaften und fruchtbaren eistes folgend, fuhr er fort zu schreiben. So erschienen

nach und nach zahlreiche Werke von ihm, die man in nachstehende Klassen eintheilen kann:

Seeromane: Kernock der Pirat — Misk und Misk — Atar-Gull — der Salamander — die Seewarte von Roatwen.

Seegeschichte: Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV. — Kurze Geschichte der Seemacht aller Völker.

Historische Romane: Latreaumont — Jean Cavalier — Létortères — der Commandeur von Malta.

Sittenschilderungen: Arthur — Coucaratscha — Dy-lektar — das Hôtel Lambert — Mathilde u.

Dramas: Latreaumont — die Prätendentin und mehrere Melodramen, die großen Beifall ernteten.

(Bei diesen dramatischen Sachen haben die Herren Dinaux und Legouvé mitgewirkt.)

Philosophische und sociale Romane: Die Pariser Mysterien — der ewige Jude.

Die ersten Werke Eugen Sue's verkündigen einen sehr vorurtheilsfreien Geist, eine Seele voll Feuer und Mitgefühl. Mitten durch die Phantasie des Erzählers, oft selbst neben dem Paradoxen erkennt man stets den wohlbegabten Beobachter, der das Böse um sich herum wohl bemerkt und den Triumph der Falschheit und Gewaltthätigkeit außer Zweifel setzt. Bei ihm, als sorglosen Erzähler, blickt schon ein unbestimmtes Borgefühl vom Untergang der geselligen Ordnung durch. Endlich

lte der Instinkt einer edelmüthigen Seele ihm die
se seines schönen Buches: „Die Pariser Mysterien“

Herr Sue hat gesagt und hundert Mal wiederholt,
er den vorzüglichsten Gedanken dieses Buchs den
thschlägen einer wohlwollenden Kritik verdanke. Die-
Zug zeugt von seltener Bescheidenheit und seltenem
elmuth. Thatsache ist es, daß vom ersten Kapitel an,
bevor noch irgend eine Stimme sich zu seinem Lobe
oben, in seiner Auseinandersetzung vom Fall des
ourineur, er den Beweis einer Allen überlegenen
achtharkeit der Kritik an den Tag gelegt hat. Keine
anderen Studien, die im Verfolg des Werkes vor-
amen, erscheint uns tiefer, als eben jene; keine setzt
mehr Kenntniß das Laster der gegenwärtigen Ge-
schaft auseinander und bietet eine klarere Hinweisung
die Wünsche einer wahren Reform dar. In dem
genblicke, wo der Verfasser des ewigen Juden
die Frage über die Organisation der Arbeit kommen
rd, darf er sich blos diese erste Zeichnung des Chou-
neur vergegenwärtigen.

Eugen Sue bewohnt im höher gelegenen Theil der
ubourg St. Honoré ein kleines Haus; Planen und
umen bedecken es und bilden vor dessen Eingang eine
ube. In seinen Garten muß man sich verlieben, er
fühl und voll von Wohlgerüchen; ein Wasserstrahl
uscht aus Felsstücken und Binsen hoch empor und fällt

plätschern und zurück. Eine lange bedeckte Galerie, mit Bildhauerarbeiten und Gewächsen geschmückt, führt vom Hause zu einer kleinen äußern Thür, die ganz unter einem künstlichen Felsen versteckt ist. Die Wohnung besteht aus sehr kleinen Zimmern, die ein wenig dumpf und von den über die Fenster herabhängenden Lianen und Blumen dunkel erhalten werden. Die Meubeln sind roth überzogen, mit goldenen Nägeln, nur das Schlafzimmer ist heller und von bläulicher Farbe. Die sehr zahlreichen Meubeln sind mit einiger Unordnung aufgehäuft, und theilweise durch sehr dicke Vorhänge versteckt. Man findet dort etwas nach allen Stylen, vom Gothischen, dem der Wiedergeburt der Künste, und französische Phantasiestücke. Der Salon ist Muschelwerk, die Wände sind mit Kunstgegenständen ganz bedeckt, alte Schränke, Merkwürdigkeiten aller Art, Gemälde und Bildhauerarbeiten, Familienportraits, schulmeisterliche Werke, Werke neuerer Künstler, seiner Freunde; kostbare Vasen, Geschenke ihm befreundeter Frauen, bedecken die Konsolen. Eins davon wird hoch geehrt als Zeichen der Huld von königlicher Hand. Berühmte Namen glänzen an allen Orten: Delacroix, Gudin, Isabey, Bernet . . . In einem Rahmen steht man eine Zeichnung von Frau von Lamartine und darunter Verse des berühmten Dichters ihres Gemahls. Ein Gemälde, auf einer Staffelei, nimmt einen privilegierten Platz in der Mitte aller Prunkgegenstände des Salons ein. Es ist ein Anachoret von Isabey; das Bild macht einen schreckenerre-

en Eindruck, einen merkwürdigen Kontrast in diesem Tempel des Wohlbehagens. Ueberall herrscht ein warmer Wohlgeruch, worunter sich der gesunde Geruch russischen Leders bemerklich macht.

Seine Lieblingspferde und Hunde, von ihm selbst von Alfred Debreux gemalt, leisten dem, der sie zu sich her geliebkostet, Gesellschaft, und empfehlen sich so dem dankbaren Andenken. Auf der Hausflur, mitten unter den Geräthen und Trophäen der Jagd, sind ein Wolf und ein Raubvogel, früher gezähmt und geliebt, in der Hoffnung ihres Herrn ausgestopft wieder aufgelebt. Ende des Gartens sind zwei wunderschöne Windmühlen, ein Geschenk Lord Chesterfields, sehr sorgfältig unterhalten. Schöne Goldfasane und Holztauben spazieren auf dem Rasen des Gartens umher, und setzen sich am Abend auf die Sommerläden der Fenster und unter dem Laubdach der Freitreppe zum Schlafen, als wägen sie die Flügel der Schwelle, als schmucke und sanfte Ruheorte des Hauses.

Bei Betrachtung dieser Wohnung, welche die Hand des Freundes, in Abwesenheit des Besitzers, uns gezeigt hatte, erriethen wir manche Züge seines Charakters. Die Leidenschaft des Luxus und rauschender Vergnügungen, mit Wiederkehr zur Zurückgezogenheit und Nachdenken gepaart; einen geläuterten Geschmack für die schönen Künste, Hinnneigung zu einer finanziellen Vorsorgenheit, Liebe zu den Thieren und Pflanzen. Diener, Lorenz, führte uns umher, seit 15 Jahren

hat er Herrn Sue nicht verlassen, ein Lob für einen Diener, vielleicht auch des Herrn, dessen Dienst er sich gewidmet.

Im ewigen Juden erscheint vom ersten Anfang derselbe edelmüthige Gedanke, der den Verfasser bei den Pariser Mystiken geleitet. Das Buch ist Herrn Camillo Meye gewidmet, einem liebenswürdigen und ausgezeichneten Künstler, einem ehrenwerthen und fachkundigen Geschäftsmann, der mit Eifer daran arbeitet, das Schicksal seiner Arbeiter zu verbessern. In der Widmung kündigt Herr Sue an, daß er sich mit dem Schicksal des Volks: seinem Recht auf Arbeit, beschäftigen will. „Diese heiße Frage von der Organisation der Arbeit“ sagt er, „wird bald jede andre Frage überragen, weil sie für die Masse des Volks eine Frage über Leben und Tod ist.“ Also die gleiche Quelle der Begeisterung wie bei den Mystiken: christliche Liebe, Mitgefühl für's Volk. Aber hier scheint das Feld noch weit ausgedehnter zu sein.

Der Gesichtskreis des Dichters hat sich erweitert, sein Flug umfaßt einen viel größern Raum, er erhebt sich und sucht die Welt zu beherrschen; er dehnt sich über das ganze menschliche Geschlecht aus. Er wird die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts predigen, welches noch verdammt, und schmerzlich zum Schooße der Erde niedergebeugt ist. Er beschränkt sich nicht auf die gesellschaftlichen Zustände in Frankreich, auf das

merzliche und heimliche Elend der Hauptstadt; das ganze Geschlecht macht er zum Gegenstand seines Studiums, den Orient und Occident zu seinem Kampfplatz. Er ruft seltsame Mysterien hervor und redet uns in Wundern. Von der phantastischen Seite seines Werks führt er die Probleme des jenseitigen Lebens.

Sein Pinsel sucht und zeichnet sonderbare Sitten, scheuliche Krankheiten, die Schreckbilder der Menschheit. Hier ist es die Cholera, und ihr methodisches und fürchterliches Vorschreiten, dort sind es die Phantomschiffe oder Erbrochener der Menschen; auf den maritimen Inseln eine Mutter, die ihr Kind den Raimans Fluß vorwirft, damit es die Last des Lebens nicht ertragen haben möchte; der alte abgestumpfte Pflanzler, welcher die jungen Mädchen kauft, die von ihren vorangegangenen sterbenden Vätern verkauft werden; der Indier, dessen Land auf brutale Weise erobert und von einer Compagnie bewaffneter Kaufleute geplündert wird; sehr in unserer Nähe die russische Despotie und die Uthale der Verbannung nach Sibirien; in Frankreich die zu große Dürftigkeit der Volksklassen, welche zu Ausschweifungen, entwürdigenden Orgien, und der Prostitution führt; die Unwissenheit und Vereinzelnung, welche sie der Ausbeutung listiger Menschen aussetzt; überall das Elend, welches seine Knochenhand nach den Armen ausstreckt, und vor Allem den schwachen Körper, die zarte und muthige Seele der Frauen erschöpft.

Als Jesus, sein Kreuz auf der Schulter, sich nach

der Kistflätte schleppte, und, abgemattet durch die erlittenen Ungerechtigkeiten und Martern, unter der Last seines Todesinstruments zusammenstank, blieb er einen Augenblick an der Schwelle eines armen Schuhmachers stehen, und bat ihn um die Erlaubniß sich ausruhen zu dürfen. „*March, March*“, rief hartherzig dieser Mann, dieser Mann des Volke, voll Undank und Grausamkeit gegen Denjenigen, dessen Streben war: das Volk, die Armen, die Sklaven frei zu machen. „*Du bist es,*“ antwortete Christus voll Traurigkeit und Ernst, „*Du bist es, der bis ans Ende der Jahrhunderte unflät umherirren wird.*“ Von diesem Tage an, sagt die geheimnißvolle Tradition, wandert der Jude unaufhörlich durch alle Jahrhunderte, einsam und trostlos, als Repräsentant des Geschlechts, welches den Gottmenschen tödtete, als Sinnbild der zahlreichen Klasse der Armen, die keine Schwelle finden, wo sie ihrem schmerzreichen Leibe Ruhe gönnen, keine Zuflucht, keine Hoffnung, kein Mitleid mit ihren Uebeln, keine Kraft denjenigen, welche sie lieben, zu Hülfe zu kommen, entblößt, ohnmächtig, voll Verzweiflung. So ist die große phantastische Gestalt des ewigen Juden beschaffen, die Eugen Sue in den Mittelpunkt seines Werks setzt, als Symbol des bösen Schicksals und der Strafe, als das wunderbare Band zwischen Himmel und Erde.

Der Dichter nimmt an, daß gegenwärtig sieben Nachkommen einer sehr geliebten Schwester des Schuhmachers von Jerusalem, auf sehr verschiedene Stufen

menschlischen Gesellschaft vertheilt, noch leben. In verschiedenen Figuren hat der Dichter die Tugenden, die Entwürdigungen, den Glanz und das Elend Menschengeschlechts zusammengebrängt, und gleichsam als Typus hingestellt, und über diese Wesen, für ihn nur eine Familie, nur Gegenstände der Liebe ausmachen, wacht der Jude mit glühender Sorge. Es ist das ganze Menschengeschlecht in seiner Verfallenheit und Schwäche, in seinen Bestrebungen, Hoffungen und Träumen; es ist das Geschlecht, im Kampfe mit seinen arbeitsamen Bestrebungen, das unaufhörlich in Untergange bedrohet scheint, aber durch die göttliche Vorsehung gerettet und aufrecht erhalten wird für einen großen Zweck jenseits dieses Lebens.

Alle diese Individuen, verschwifert durch das Blut, der in der falschen Welt, in der wir leben, so weit voneinander geschieden, der Prinz Djalma, die Paganin Abrienne von Cardoville, Parby der Bürger, der heilige Priester Gabriel, Rosa und Blanca, die Arbeiter, der beinahe entwürdigte Arbeiter, dessen bitterer und abschreckender Name sinnbildlich den Zustand der Entblößung und Unordnung darstellt, alle sind bestimmt, sich eines Tages zu vereinen und wieder, nach dem ewigen Gesetz Gottes, eine einzige und einzige menschliche Familie zu bilden. Von ihrer Eintracht hängt das Heil der Welt, das Ende der bösen Tage, die Erlösung des Geschlechts, endlich die Ruhe ihres großen Königs, des Weltmenschen, des ewigen Juden, ab-

hängen. Ein vorsorgender Befehl ruft sie, zu einem bestimmten Tage, in einer wenig gekannten Straße von Paris zusammen; ihre Köpfe sind voll von weltlichen Gedanken; sie sollen sich einander nähern, sich kennen lernen, sich verbinden; ein Schatz wird zu ihrer Verfügung gestellt sein, und sie werden aufgefordert, von diesem Schätze zu Erfüllung hoher gemeinschaftlicher Christenliebe Gebrauch zu machen. Den Nachkommen des mitleidslos den Gottmensch tödtenden Juden, jetzt reiche Leute, ist anbefohlen, das Werk der Organisation der Arbeit zu unternehmen, den Versuch zu einer harmonischen Weltordnung, der Vereinigung in allgemeiner Menschenliebe, zu machen.

Diesen isolirten Kräften, die nach der wahren Ordnung der Dinge und nach Freiheit streben, treten die schon zu einer falschen Weltordnung und zur Unterdrückung vereinten Kräfte entgegen. Der Dichter wollte die Allgewalt einer sowohl auf das Böse wie auf das Gute gerichteten Vereinigung darstellen und suchte in der Weltgeschichte das Beispiel der kräftigsten Gesamtwirkung vereinter menschlicher Kräfte auf. Sicherlich ist noch kein Orden so kräftig organisiert, so stark in seinem Einfluß auf die Welt gewesen, als der Orden der Jesuiten. Gewiß ist auch, daß diese Korporation nicht immer Gutes gewirkt hat, und wenn wir nicht unterlassen können, den Erfolg seiner Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Wilden und seine Bestrebungen der Colonisation ehrend anzuerkennen, so können

zu gleicher Zeit nicht verschweigen, daß seine Thätigkeit in der alten Welt vorzugsweise unterdrückend wahrhaft demoralisirend gewirkt hat. Der Jesuit ist der Geist der Finsterniß und der Unterdrückung, es ist die fälschliche und verdampfende Richtung menschlichen Natur.

Eugen Sue hat also diese im Geheimen mächtige Wirkung in Kampf gesetzt gegen alle Elemente der christlichen Emancipation: den Glauben, die reine und arme Christenliebe in der Gestalt Gabriels — Klugebsamkeit und vorurtheilsfreie Prüfung durch Hardy — natürlichen Reiz der geraden und kindlichen Erregungen der Seele in Rosa und Blanca — heldenartigen Enthusiasmus in Djalma — unbekümmerte Losigkeit bei heißem Blut und Drang nach sinn-

Genüssen in Couche-tout-Ru — den Geist der Emancipation und zu Verfeinerung der Genüsse in Anne von Carboville. Vereinzelt, stückweise, droht diesen Elementen Erdrückung, Zerstörung; der Geist des Bösen gebraucht seine vereinte Kraft, um sie aus der Welt zu getrennt zu erhalten und zum Besten des immer wirkenden Vereins die Schätze wegzuschnappen, die ihm bestimmt sind, Werke der Wahrheit und des Lichts zu stiften. In dem Augenblick, wo wir uns der Entzweiung des Dramas nähern, scheint Alles gegen die Absicht des Juden zu gelingen, Alles scheint den Triumph 'Migriqny's, der Robin's vorzubereiten. Nur eine erbare Pülse, das Einschreiten der Vorsehung,

kann die im Finstern schleichende Intrigue zerstören, und den sieben Nachkommen der Jädin die Mittel der Wiedervereinigung und der Verbindung zum Heile der Welt erhalten.

Nachdem er, in einem betrübenden und schrecklichen Gemälde, mit harten und mittelbslosen Zügen, die Gewalt einer Verbrüderung zum Bösen mit vieler Geduld vor unsere Augen hinstellte, wird Eugen Sue ohne Zweifel im weiteren Verlauf seines Buchs uns in die Alles beherrschende Größe einer Verbindung zum Guten einweihen; vielleicht wird er vor unseren entzündeten Augen einen Zipfel vom Schleier der Zukunft aufdecken und uns irgend ein schönes Bild von der wahren Ordnung der Dinge, von den glücklichen, einst zu erwartenden Schicksalen enthüllen.

Als Gegenstück zu dem traurigen Schicksal der Mayeux und der abgekehrten Arbeiter unserer Städte, wird er uns vielleicht zeigen, wie eine gewerbtätige Werkstätte eingerichtet sein müßte, um dem Arbeiter Gewähr der Beschäftigung und einen, den Leistungen jedes Einzelnen, dem Wert seiner Hände, seiner Kenntnisse angemessenen Lohn zu gewähren, damit die Betrügereien und Kämpfe einer Alles zu Grunde richtenden Konkurrenz aufhören. Er wird uns sagen, daß nur die in die Arbeit selbst gelegte Anziehungskraft die Auflehnung und den Fall der Bacchanten-Königin und Coupe-tout-Au verhindern kann. Er wird uns lehren, daß der natürliche freie Aufschwung der Seele von

sa und Blanca sich leicht mit dem Dogma der Wahrheit in Einklang setzen wird, denn Christus sagt: das Himmelreich gehört den kindlichen Herzen. Er, der Priester des Lichtes Gottes dem Priester aller Dogmen gegenüberstellen, wird uns begreifen lassen, wie rechtmäßig und geheiligt die Sehnsucht Henriette's von Cardoville ist, sich mit dem, was der uns Schönes und Ausgesuchtes bietet, zu umgeben; dem Beispiel dieses edlen Mädchens werden wir sehen lernen, daß das Frauengeschlecht in dem Grade Würde gewinnt, in dem die ihm gewährte Freiheit zunimmt, und daß, ohne wohl abgemessene Freiheit die- ses Geschlechts, in der menschlichen Gesellschaft weder eine gerechte Ordnung, noch Reinheit der Sitten bestehen kann. Indem der Dichter durch die Wärme seiner Darstellungen unsere Herzen rührt, wird er uns selbst den Einklang der verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft als unerläßlich erkennen lassen, wird uns beweisen, daß das Glück jeder einzelnen Klasse von der Verbindung aller unter einander abhängt. wird unsere Seelen mit dem Feuer der christlichen Nächstenliebe erfüllen; er wird uns Thränen entlocken über das Schicksal des Weibes, über das Loos der sklavenähnlichen, über die Leiden, denen Niemand entgeht, über das allgemeine Uebel, und unaufhörlich den von dem Willen beseelten Männern den Weg zur Erlösung der Welt zeigen.

Das ist ungefähr, in matten Zügen, der Inhalt,

die allgemeine Auffassung des neuen Werks von Eugen Sue. Diese Auffassung ist großartig; vorzugsweise wurde sie von einem religiösen Gefühl eingegeben; sie ist wahrhaft christlich. Kein Werk der Phantasie hat, so viel uns bekannt, bis jetzt in so ausgebreiteter Weise die Verhältnisse des socialen Lebens aus seinen verschiedenen Gesichtspunkten, in seiner betäubenden und getrübbten Gegenwart, in seinem Aufschwung zur Ordnung und zum Glück, dargestellt. Kein Schriftsteller hat so treffend und gründlich, in dramatischer Form, das Problem der menschlichen Bestimmung erörtert, als Eugen Sue in seinem ewigen Juden.

Z w e i t e r A u f s a t z

ber

Demokratie pacifique

über

Eugen Sue's ewigen Juden.

Paris, am 22. Novbr. 1844.

Einer der größten Fehler der Kritik ist, zu schnell abzuurtheilen und zu verdammen, ohne gehört zu haben. „Sel“ schreiben geschickte Leute, indem sie Sue's Werk

etrachteten, „heißt das Einbildungskraft? Nichts als materielle Mittel . . . Sie verstehen weiter nichts, als die Personen unter Schloß und Riegel zu bringen, die sie gern los sein wollen. Welche Armuth der Erfindung.“ Das am heutigen Morgen im Constitutionnel erschienene Kapitel des ewigen Juden*) antwortet egreich auf die literarischen Anschuldigungen, die mit triumphirender Miene in mehreren Journalen ausgesprochen wurden, und überschüttet Kläger und Richter mit Beschämung.

Wir haben unsere Leser schon mit dem Triebwerk der dramatischen Intrigue des Juden bekannt gemacht. Die Häupter einer ganz abgeschlossenen, ehrgeizigen und mächtigen Verbrüderung wollen ihrem Orden ein immenses Vermögen, 212 Millionen zuwenden. Zur Erreichung dieses Zwecks müssen die rechtmäßigen Erben, die sieben Abkömmlinge des Juden, einen einzigen ausgenommen, den Missionair Gabriel, dessen Verzichtsetzung man erschlichen, von dem Orte entfernt gehalten werden, wo an einem bestimmten Tage das Testament eröffnet werden soll. Der Marquis d'Algrigny, das Haupt der fürchterlichen Gesellschaft, früher Militär, der Mann der Manöver und der Taktik, wendet natürlich materielle Mittel an; er läßt Rennepont's hinter falsche Marsche machen: er hält sie auf ihrem

*) Das 27. des 4. Bandes in der deutschen Originalausgabe.

Wage auf, läßt sehr geschickt sie aufgreifen, steckt sie in Gefängnisse, in's Tollhaus, in's Kloster, alles Zufluchtsstätten, wo, leider nur zu oft! die schon geförte und niedergebeugte Seele des Menschen vollends zum Thier herabsinkt oder unterliegt.

Der verhängnißvolle Tag ist gekommen; schon haben der Vater d'Aigrigny und sein Socius Robin, ungeachtet der unvermutheten und bedrohlichen Hindernisse, mit ihren Händen den Schatz gepackt. Die Hoffnung einer Verbrüderung für das Gute, für das Glück der Welt, scheint sich mit diesen Reichthümern zu verlieren, die den Händen der falschen, die menschliche Freiheit unterdrückenden Gesellschaft übergeben werden. Da hemmt plötzlich ein wunderbares Einschreiten den Ratu der Kenneponds. In dem kleinen hundertjährigen Hause in der Straße Saint-François erscheint plötzlich, in dem Augenblicke, wo der Notar an d'Aigrigny die Schätze der Erbschaft übergiebt, eine seltsame geheimnißvolle Frau, und bietet den staunenden Blicken das Original eines Portraits dar, welches seit 150 Jahren an der Wand des verlassenen Hauses gehangen hat. Sie durchschreitet ernst und schweigend die Gruppe, in der d'Aigrigny sich fürchtet, Robin selbst sich schüttelt; legt ein Codicill auf den Tisch, entfernt sich, reicht dem Juden Samuel, dem treuen Bewahrer der Erbschaft, die Hand zum Kuß und verschwindet.

Wer ist diese Frau? Man weiß es nicht. Aber ihr Bild ist da, lebend seit Jahrhunderten; aber schon seltsam.

er erschien sie hülfreich dem frommen Gabriel, und be-
eilete ihn von dem Kreuze, an welchem hängend die
Bilder seine vom Glauben strahlende Stirn scalpirten;
und Alles sagt uns, daß in ihr der Beistand der gött-
lichen Vorsehung sich offenbart.

Das Codicill verschiebt um drei Monate den Antritt
der Erbschaft.

Alle Berechnungen des bösen Princip's sind zerstört,
die Wahrscheinlichkeit, künftig den Kampf mit Erfolg
fortsetzen zu können, ist verloren. Rennepont's Erben
sind gewarnt, sie kennen jetzt ihre Rechte, sie werden
auf ihrer Hut sein. d'Aigrigny, voll Wuth im Herzen,
anz verzweifelt, läßt sich zu seiner Freundin, seiner
Spießgefährtin, der Prinzessin von Saint-Dizier sah-
nen. Im Wagen betrachtet Robin stumm, kalt, und
voll Bitterkeit den gleichsam vernichteten Marquis, und
regt für sich:

„Der Feigling!... er verzagt... gleich-
wohl!...“

In diesen Worten des niedrigen Socius über sei-
nen Vorgesetzten liegt etwas Außerordentliches. Was
wird sich noch ereignen? Wer ist dieser Robin?

d'Aigrigny erzählt der Prinzessin mit kurzen Wor-
ten seinen Unfall, bezeichnet mit hochfahrender Miene
und hastig Robin den Schreibttisch, um ihm einen
Brief an den Jesuiten-General in Rom zu dictiren.
„Schreiben Sie, sagt er, daß die Sache mit der Ren-
nepont'schen Erbschaft fehlgeschlagen ist, aller Geschick-

lichkeit meiner Berechnungen zum Troß." Robin, der sich unterwürfig und mit kläglichster Miene an den Schreibtisch gesetzt, wirft plötzlich seine Feder weg und steht auf. Die Biper reckt sich in die Höhe vor dem Kamine, und heftet auf den Obristen Marquis d'Algrigny, den hochadeligen Herrn, das Oberhaupt des Ordens in Frankreich, einen langen Blick voll Mitleid, Verachtung und dominirender Ueberlegenheit.

Robin zieht aus seiner fettigen und abgetragenen Briefftasche ein zusammengeschlagenes, auf beiden Seiten gestempeltes Papier, auf dem einige Zeilen in lateinischer Sprache geschrieben sind. Nachdem er es gelesen, nähert d'Algrigny voll Ehrfurcht, voll Religions-eifer dieses Papier seinen Lippen, glebt es an Robin zurück und neigt sich tief vor ihm. Robin ist von nun an das Oberhaupt, d'Algrigny der Untergebene.

Hier müssen wir eine Stelle wörtlich anführen. Der Constitutionnel wird es uns vielleicht verzeihen, aber sollten wir auch (da auch theilweiser Nachdruck untersagt ist), sollten wir auch eine Strafe zahlen müssen, werden wir doch das Vergnügen gehabt haben, einige Züge aus einem bewunderungswürdigen Gemälde, dem an Größe selten etwas, in welchem dramatischen Werke es auch sei, gleichgekommen ist, wiederholt zu haben.

(Die citirte Stelle lassen wir weg!)

Aber weshalb citiren? Liefert nicht Jedermann den ewigen Juden? Berweisen wir bei dem für unsere kritischen Bemerkungen nothwendigen Punkte. Robin,

der niedergebeugten Marquis und der vor Bewunderung stummen Prinzessin imponirend, nimmt endlich den gebührenden Rang ein, er tritt die Rolle des Vorgesetzten an; mit befehlender und verächtlicher Miene ist er d'Algrigny, nun seinerseits der niedrige Dieb, sich setzen und schreiben. Der Marquis, gewöhnt den unterwürfigen Gehorsam des Ordens, nimmt Feder, Robin dictirt: „Die Kennepont'sche Erbschaftsangelegenheit, die durch die Ungeschicklichkeit des hochwürdigen Väter d'Algrigny fehlgeschlagen ist, wird verfolge meiner Sorgfalt binnen hier und drei Monaten einem guten Ende geführt werden.“

Nach dieser großartigen Scene, in welcher Robin zeigt hat, was Willensstärke und Klugheit vermögen, ist dieser starke und mächtige Mann, der morgen leicht ein Königreich kauft, der sich größer dünkt, als der dreieinige Gott, welcher mit Glückszufällen in der Herrschaft der Welt träumt, Robin geht eine Viertelstunde nach dieser Scene aus dem Hôtel St. Pierre und wischt mit dem Ärmel seinen alten fettigen Hut glatt, den er abgenommen hat, um mit tiefer Ehrbeugung den Gruß des Portiers zu erwidern.“

Der Contrast in diesem Zuge ist wundervoll.

Wer sehen will, findet in den kurzen hier angeführten Stellen die Antwort auf vielen Tadel.

Die Anwendung materieller Mittel war demnach eine Berechnung und eine geschickte Berechnung. Sie ist eben so gut wie die feinen Kritiker, wie unvoll-

kommen die Combinationen sind, welche sich auf un-
 arbeitete Schnellkraft stützen; doch haben sie einen
 Werth: sie dienen im Leben; er hat sie deshalb beim
 Anfang seines Werkes benutzt, um in klug berechneter
 Steigerung ihnen in der Folge das Element des lei-
 denschaftlichen Getriebes entgegenzusetzen zu können.
 Das so vom Einfachen zum Zusammengesetzten gesteigerte
 Interesse muß bei jedem Schritt sich vermehren,
 und der Dichter wird uns die innersten Falten des
 menschlichen Herzens enthüllen. In der That, (und wir
 glauben, daß alle ernsten Leser unser Gefühl getheilt
 haben,) beim Lesen dieses letzten Kapitels fühlten wir
 uns gleichsam von einem betäubenden Schläge getroffen.
 Unsere Seele wich zurück, zitternd und erschreckt, je
 mehr Robin, dieses treffliche böse Princip, mit seiner
 dürren und eisigen Hand den Schleier des Gemäldes
 löstete, und den Ausgang des von seinem Genie zusam-
 mengesetzten infernalischen Trauerspiels zeigte, wel-
 ches er sich gefällt in den Schooß der unreinen Plage,
 der Cholera zu versenken.

Sollten wohl die Kritiker sagen, daß Sue an ihrem
 Licht sich begeisterte, daß er unter ihrer Zuchttrube sich
 besserte? Dessen sind sie wohl fähig!... Aber sie wer-
 den bekennen müssen, daß der Verfasser des ewigen
 Juden guten Nutzen aus ihrem Rath und herrliche
 Früchte aus ihrer Verleugnung zieht. Sie, meine
 Meister! werden also künftig Beifall klatschen müssen,
 wenn das Werk Ihnen theilweise angehört. Von Ihrer

en Klage bleibt nichts mehr übrig, und höchstens
 inten Sie noch einwerfen: daß die Anwendung des
 iteriellen Mechanismus zu sehr verlängert, eintönig
 d langweilig würde, wenn Sie die Volkstimme für
 hätten, wenn die Leser Ihrem trüben Reide durch
 müdung und Ueberdruß sich zugesellt hätten. Aber
 r hat sich beklagt? Wer ist müde geworden? Wird
 : günstige Eindruck, den das Buch macht, nicht im-
 r größer, und erwachsen dem glücklichen Journal,
 dem der ewige Jude erscheint, nicht stets neue Ab-
 hmer*)? Wir wissen das Gegentheil, wir und unsere
 itbrüder, die dies vielleicht weniger frei bekennen;
 an bei uns steigt die Fluth nicht mehr, und bleibt im
 nstigsten Fall sich gleich, während der Wind die Ras-
 i auf die Bahn des ewigen Wanderers treibt, dessen
 Id Gavarni so schön herstellte.

Man hat Eugen Sue vorgeworfen, daß er die Simp-
 pkeit und Orgien verherrlichte. Diese Anschuldigung
 hrt von Leuten her, die sich an Einzelheiten halten,
 i den Verfeinerungen im Palaste der Adrienne von
 rdoville, bei den sich blosgebenden Thorheiten am
 se der Bacchanten-Königin, ohne das Ganze ins-
 ge zu fassen. Kann man einen Körper abschätzen,
 nn man von seinen zwei Seiten nur eine betrachtet?
 nt man die Schönheit eines Gesichts, wenn man es

*) Im April 1844 hatte der Constitutionnel 2100 Abnehmer;
 t ist die Zahl derselben auf 24,000 gestiegen.

kommen die Combinationen stuh, welche sich auf un-
bearbeitete Schnellkraft stützen; doch haben sie einen
Werth: sie dienen im Leben; er hat sie deshalb beim
Anfang seines Werkes benutzt, um in klug berechneter
Steigerung ihnen in der Folge das Element des lei-
denschaftlichen Getriebes entgegenzusetzen zu können.
Das so vom Einfachen zum Zusammengesetzten gesteig-
erte Interesse muß bei jedem Schritt sich vermehren,
und der Dichter wird uns die innersten Falten des
menschlichen Herzens enthüllen. In der That, (und wir
glauben, daß alle ernsten Leser unser Gefühl getheilt
haben,) beim Lesen dieses letzten Kapitels fühlten wir
uns gleichsam von einem betäubenden Schläge getroffen.
Unsere Seele wich zurück, zitternd und erschreckt, je
mehr Robin, dieses treffliche böse Princip, mit seiner
dürren und eisigen Hand den Schleier des Gemäldes
löstete, und den Ausgang des von seinem Genie zusam-
mengesetzten infernalischen Trauerspiels zeigte, wel-
ches er sich gefällt in den Schooß der unreinen Plage,
der Cholera zu versetzen.

Sollten wohl die Kritiker sagen, daß Sue an ihrem
Licht sich begeisterte, daß er unter ihrer Zuchttrube sich
besserte? Dessen sind sie wohl fähig!... Aber sie wer-
den bekennen müssen, daß der Verfasser des ewigen
Juden guten Nutzen aus ihrem Rath und herrliche
Früchte aus ihrer Verleugnung zieht. Sie, meine
Meister! werden also künftig Beifall klatschen müssen,
wenn das Werk Ihnen theilweise angehört. Von Ihrer

en Klage bleibt nichts mehr übrig, und höchstens
nten Sie noch einwerfen: daß die Anwendung des
teriellen Mechanismus zu sehr verlängert, eintönig
o langweilig würde, wenn Sie die Volkstimme für
hätten, wenn die Leser Ihrem trüben Reide durch
müdung und Ueberdruß sich zugesellt hätten. Aber
r hat sich beklagt? Wer ist müde geworden? Wird
günstige Eindruck, den das Buch macht, nicht im-
r größer, und erwachsen dem glücklichen Journal,
dem der ewige Jude erscheint, nicht stets neue Ab-
ommer*)? Wir wissen das Gegentheil, wir und unsere
Brüder, die dies vielleicht weniger frei bekennen;
in bei uns steigt die Fluth nicht mehr, und bleibt im
nftigsten Fall sich gleich, während der Wind die Mas-
auf die Bahn des ewigen Wanderers treibt, dessen
Id Gavarni so schön herstellte.

Man hat Eugen Sue vorgeworfen, daß er die Sinn-
pleit und Orgien verherrlichte. Diese Anschuldigung
hrt von Leuten her, die sich an Einzelheiten halten,
i den Verfeinerungen im Palaste der Adrienne von
rdoville, bei den sich blosgebenden Thorheiten am
se der Bacchanten-Königin, ohne das Ganze ins
ge zu fassen. Kann man einen Körper abschätzen,
nn man von seinen zwei Seiten nur eine betrachtet?
nt man die Schönheit eines Gesichts, wenn man es

*) Im April 1844 hatte der Constitutionnel 2100 Abnehmer;
t ist die Zahl derselben auf 24,000 gestiegen.

nur von der Seite gesehen? Noch weniger werden Sie einzelne Theile richtig beurtheilen können, wenn Sie sie vom Ganzen trennen. Aus einer weiter oben angeführten Stelle sehen wir, daß im Entwurf des Dichters Adrienne von Carboville nur ein Glied der Familie ausmacht, in welcher alle verschiedenen Regungen der Seele zusammengedrängt sind, aus denen das menschliche Wesen besteht. Adrienne ist nur eine Taste dieses Instruments (Klaviers), und wenn ihr Geschmacl und ihre Neigungen, vereinzelt und ausschließlich dastehend, gefährlich und böß sein können, so werden sie, vereinigt mit den verschiedenen Eigenschaften der übrigen Personen des Dramas, legitim, nützlich, und tragen zur Harmonie des Ganzen bei. Versuchen Sie, im Geiste Adrienne's vortreffliche Empfänglichkeit mit der ritterlichen Biederkeit und dem Enthusiasmus Djalma's, mit dem rohen aber edelmüthigen Feuer Couche-tout-Ru, mit den nativen und zärtlichen Gefühlen Rosa's und Blanca's, mit dem Geradsinn und der Güte Hardy's, mit Gabriel's, des guten Priesters, engelgleicher Reinheit in Verbindung zu bringen. Fügen Sie dieser Gruppe starker oder zarter Seelen noch diejenigen hinzu, welche der Dichter absichtlich ihnen nahe gestellt, und mit den andern durch Bande der Liebe verbindet: Agricol und Dagobert, so freimüthig und so bieder, und Franziska, die fromme Mutter, dieser Inbegriff der Familienliebe — den alten Simon, mit dem klaren Verstand und wirklicher Unabhängigkeit des Charakters.

die Mayeux vor allen, dieses heilige Mädchen, die Berggeistigung, die neben Gabriel den Contrast Adriennen und Louise-tout-Ru so schön vervollständigt, — und gestehen Sie, ob Sie hierin nicht einen Gedanken, eine weise Vereinigung aller Elemente des menschlichen Charakters der erhabensten Art, ein edelstes Wesen, die Einheit aller menschlichen Kräfte annehmen müssen.

Diese Bilder sind unbestritten großartig; aber wie Kritiker geben sich wohl die Mühe, zu betrachten zu sehen, und wollen warten, bis der Schriftsteller seinen Gedanken in seiner Wahrheit und Ausdehnung gelegt hat. Sie fürchten beständig betrogen zu werden, sie haben gegen Alles Verdacht, sie zweifeln an Al-

Wenn man ihnen sagt, daß die Venus von Milo die Madonna von Raphael schön und erhaben sind, bedenken Sie, statt Ihrer natürlichen Bewunderung freier zu lassen, sich umwenden und noch murmelnd fragen, ob ihr auch genau von dem überzeugt seid, was sie sagen, ob ihr sie nicht vielleicht betrügen wollt? Sie scheuen auf die Ehre, für ungläubig gehalten zu werden, in dieser kindischen Gesinnung gehen Sie gehässiger noch so weit, die Aufrichtigkeit des Dichters zu leugnen, seine Biederkeit zu beschuldigen. Ach, meine Herren! Sie machen uns Vorwürfe wegen unseres lebhaften sympathetischen Gefühls für das Werk Eugen Sue's, machen angenehme Scherze über unser Vertrauen, foppen uns mit unserer Ratlosigkeit! Ihren Spott neh-

men wir als Lobſpruch an. Unſerer Meinung nach iſt es beſſer, kindlich dem edelmüthigen Worte zu vertrauen und das Gute voranzuſehen, als excluſiv ſeine Seele dem Verdacht der Fäliſchheit und des Böſen zu öffnen; beſſer zu glauben, daß ein Genie weiß, was es will, und ſich für ſeine Vertheidigung zu ereiſern, als an nichts zu glauben und ſich nur für Schmähworte zu erwärmen; es iſt beſſer ſich an das zu halten, was man im Werke des Dichters bewundern muß, als darin nur das aufzuſuchen, was man herausrupfen, davon abſchneiden kann; mehr werth iſt die Einbildungskraft, die Alles höher ſtellt, als die, welche nur herabwürdigt. Ja! Laſſen Sie es uns mit Stolz, voll Glück bekennen, es iſt ehrenwerth, in einem Menſchen das zu ſehen und zu errathen, was er Gutes und Schönes darbietet und ihm darüber Beifall zu ſpenden und ihn zu ehren. Gelobt ſei Gott! der ins Innerſte unſerer Seele brüderliche und religiöſe Zuneigung zu den Dichtern gelegt hat, deren Worte der Vertheidigung der leidenden Volksmaſſen, der Frauen, aller Betrübten gewidmet ſind, und welche die Freiheit und die Erlöſung des Menſchengeſchlechts predigen.

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Fünfter Band.

ALL INFORMATION CONTAINED

HEREIN IS UNCLASSIFIED



vermisst

Der Unbekannte



Der Protector.

I.

Der Unbekannte.

Der folgende Auftritt fiel am Morgen nach dem e vor, an welchem der Pater d'Aigrigny auf eine harte Weise von Robin in die unlängst noch von Socius eingenommene untergeordnete Stellung geworfen worden war.

Die Straße Clovis ist, wie man weiß, eine der amsten des Quartiers de la Montagne-Sainte-Ge-
lève; zur Zeit dieser Erzählung bestand das mit 4. in dieser Straße bezeichnete Haus aus einem berhaufe, durch welches eine dunkle Hausflur auf n finstern Hof führte, in dessen Hintergrunde sich ein ites, außerordentlich armseliges und verfallenes Ge-
de erhob.

Das Erdgeschloß der Fronte bildete einen halb unter-
schen Laden, in welchem man Kohlen, Knüppel-Holz
Bündeln, einiges Gemüse und Milch verkaufte.

Es schlug neun Uhr Morgens; Mutter Arsene, die
enthümerin des Ladens, eine alte Frau mit einem
er ewige Jude. V. Bd.

freundlichen und fränklichen Gesichte, in einen Rock von braunem Zwillich gekleidet, und mit einem roth baumwollenen Tuche auf dem Kopfe, war auf die letzte Stufe der Treppe gestiegen, welche nach ihrer Höhle führte, und beendigte ihre Ausstellung, das heißt, daß sie auf die eine Seite ihrer Thür einen Milcheimer von verzinntem Blech stellte, und auf die andere einige Bündel verwelkten Gemüses nebst einigen vergelbten Kohlköpfen legte; unten an der Treppe, in der Dämmerung dieses Kellers, sah man den Widerschein der glühenden Kohlen eines kleinen Ofens leuchten.

Dieser neben der Hausflur gelegene Laden diente zur Pförtnerstube, und die Gemüsehändlerin versah den Platz der Pförtnerin.

Bald trat ein aus dem Hause kommendes, hübsches kleines Wesen leicht und hüpfend bei der Mutter Anseine ein.

Dieses junge Mädchen war Rosa-Pompon, die vertraute Freundin der Bacchanten-Königin, Rosa-Pompon, für den Augenblick ohne Geliebten, deren bacchischer aber, wie man weiß, ehrerbietiger Cicisbeo Rini-Moulin war, dieser orthodoxe Ehcard, der sich, wenn er nach dem Trinken Schiffbruch gelitten, in Jacques Dumoulin, den religiösen Schriftsteller, verwandelte, indem er auf diese Weise munter von dem unzünftigen Tanze zu der ultramontanen Polemik, von der Eulipe Drageuse zu einer katholischen Schmähschrift überging.

Rosa-Pompon hatte so eben ihr Bett verlassen, wie sie Nachlässigkeit ihrer wunderlichen Morgen-Toilette nutzte; ohne Zweifel in Ermangelung einer anderen Verhüllung trug sie auf ihren reizenden, wohlgeglätteten und gekämmten Haaren eine, ihrem toletten Dresseur-Kostüme entlehene Polzeimütze; nichts war interessanter, als diese siebenzehnjährige, rothge, frische, glänzend durch zwei fröhliche und funkelnde Augen belebte Miene; Rosa-Pompon hüllte sich dem Halse bis zu den Füßen so eng in ihren einzig verbliebenen, roth und grün karierten schottischen Mantel ein, daß man eine schamhafte Befangenheit ersehnte; ihre nackten, so weißen Füße, daß man nicht zweifelte, ob sie Strümpfe an hatte oder nicht, waren mit neuen Schuhen von rothem Cassian mit verfilberten Nägeln bekleidet . . . Es war leicht zu bemerken, daß ihr Mantel einen Gegenstand verbarg, den sie in der Hand hielt.

— Guten Morgen, Mademoiselle Rosa-Pompon, — sagte Mutter Arsene mit freundlicher Miene, — Sie sind heute früh aufgestanden, Sie haben also gestern nicht getanzt?

— Sprechen Sie mir nicht davon, Mutter Arsene, — antwortete sie, — Tanzen lag mir eben nicht am Herzen, diese arme Waise (die Bacchanten-Königin, die Schwester der Dresseurs) hat die ganze Nacht geweint, sie kann sich nicht darüber trösten, daß ihr Geliebter im Gefängniß ist!

— Hören Sie, — sagte die Gemüsehändlerin, — hören Sie, Mademoiselle, ich muß Ihnen etwas in Bezug auf Ihre Freundin Cephysse sagen. Sie werden nicht böse darüber werden.

— Werde ich etwa böse? . . . sagte Rosa-Pompon, die Achseln zuckend.

— Glauben Sie, daß Herr Philemon mich bei seiner Rückkunft nicht schelten wird?

— Sie schelten? Weshalb?

— Wegen seiner Wohnung, die Sie einnehmen . . .

— Was das betrifft, Mutter Arsène, so hat Ihnen ja Philemon im Gegentheile gesagt, daß ich während seiner Abwesenheit die Herrin seiner beiden Zimmer wäre, wie ich seine Herrin war?

— Ich sage das nicht wegen Ihrer, Mademoiselle, sondern wegen Ihrer Freundin Cephysse, die Sie auch in die Wohnung des Herrn Philemon gebracht haben.

— Und wohin wäre sie ohne mich gegangen, meine gute Mutter Arsène? Seitdem ihr Geliebter verhaftet worden ist, hat sie nicht in ihre Wohnung zurückzukehren gewagt, weil sie dort alle Arten von Terminen schuldig waren. Als ich ihren Kummer sah, habe ich ihr gesagt: Komm immerhin nach Philemons Wohnung. Bei seiner Rückkehr werden wir sehen, wo wir Dich anderswo unterbringen.

— Oh! Mademoiselle, wenn Sie mich versichern, daß Herr Philemon nicht böse sein wird . . . so lasse ich mir es gefallen.

— Böhse; und weshalb? daß man ihm seine Einrichtung verdirbt? seine Einrichtung ist so hübsch! Geküßt habe ich die letzte Tasse zerbrochen . . . und da sehe ich, auf welches närrische Ding ich beschränkt bin, um Milch zu holen.

Und in ein schallendes Gelächter ausbrechend, streckte Rosa-Pompon ihren hübschen kleinen weißen Arm aus dem Mantel hervor und ließ der Mutter Arsène eines der Champagnergläser von kolossaler Weite sehen, welche ungefähr eine Flasche fassen.

— Ach mein Gott! — sagte die Gemüthschwache, — man könnte meinen, daß es eine Trompete aus Kristall wäre.

— Das ist das Parade-Glas, mit dem man Philemon schenkt hat, als er als canotier-Flambard aufgenommen worden ist, — sagte Rosa-Pompon in gravitätischer Weise.

— Und es macht mich ganz beschämt, wenn Sie sehen, daß ich Ihnen Ihre Milch dahinein gießen muß, — sagte die Mutter Arsène.

— Und ich dann . . . wenn ich Jemandem auf der Treppe begegnete . . . indem ich dieses Glas wie eine Waffe in der Hand hielte . . . ich würde zu sehr lachen . . . ich würde das letzte Stück aus Philemons Bazar zerbrechen, und er würde mich verwünschen.

— Sie brauchen nicht lange zu sein, Jemandem zu begegnen, der vom ersten Stock ist bereits ausgegangen, und der vom zweiten steht erst sehr spät auf.

— In Bezug auf Miethskente, — sagte Rosa-Pompon, — ist nicht etwa ein Zimmer im zweiten Stockwerke im Hinterhause zu vermietthen? Ich denke daran für Cephysse, wenn Philemon zurückgekehrt sein wird.

— Ja, es giebt da eine elende kleine Kammer unter dem Dache . . . über den beiden Zimmern des guten Alten, der so geheimnißvoll ist, — sagte die Mutter Arsene.

— Ach! ja, der Vater Charlemagne; . . . Sie wissen nicht mehr über ihn?

— Mein Gott, nein, Mademoiselle; als daß er heute Morgen mit Tagesanbruch an meine Läden geklopft hat. »Haben Sie gestern einen Brief für mich erhalten, meine liebe Frau,« hat er zu mir gesagt (er ist immer so höflich, dieser wackere Mann). Nein, mein Herr, habe ich ihm geantwortet. »Gut! gut! lassen Sie sich dann nicht stören, meine liebe Frau, ich werde wieder nachfragen,« und er ist wieder fortgegangen.

— Er schläft also niemals im Hause?

— Niemals. Wahrscheinlich logirt er anderswo, denn er bringt hier nur alle vier bis fünf Tage einige Stunden des Tages zu.

— Und er kommt allein?

— Immer allein.

— Sie sind dessen gewiß? er läßt nicht etwa hübsche Frauenzimmer ein, Sie verstehen schon? denn dann würde Philemon auffündigen, — sagte Rosa-Pompon mit einer spaßhaft verschämten Miene.

— Herr Charlemagne!!! ein Frauenzimmer, bei ? Ach! der arme liebe Mann, — sagte die Gemüse-
hlerin, indem sie die Hände gen Himmel erhob,
wenn Sie ihn mit seinem schmutzigen Hute, seinem
rothen Ueberrothe, seinem geflickten Regenschirme und seiner
müthigen Miene sehen, so sieht er eher wie ein Hei-
er, als wie etwas Anderes aus.

— Aber, Mutter Arsene, was kann er denn dann
ganz allein stundenlang in diesem Kesse im Hinter-
se machen, in dem man kaum am hohen Mittage
sieht ?

— Das frage ich mich auch, Mademoiselle; was
in er darin machen ? . . . denn um zu kommen und
damit zu belustigen, bei seinen Möbeln zu sein, das
nicht möglich; er hat von Allem in seiner Wohnung:
Feldbett, einen Tisch, einen Ofen, einen Stuhl und
den alten Koffer.

— Das ist im Werthe der Einrichtung Philemons
reich, — sagte Rosa-Pompon.

— Nun denn! trotz dem, Mademoiselle, hat er
recht, daß man in seine Wohnung treten möchte, als
man ein Dieb wäre, und er Möbeln von massivem
Holde hätte; er hat auf seine Kosten ein Sicherheits-
loß machen lassen; er läßt mir niemals seine Schlüssel;
endlich macht er sich sein Feuer lieber selbst in seinem
Hofen an, als daß er Jemand zu sich eintreten ließe.

— Und Sie sagen, daß er alt ist ?

— Ja, Mademoiselle, zwischen den Fünfzig und Sechzig.

— Und häßlich?

— Stellen Sie sich zwei Ketten, wie mit einem Bohrer durchbohrte Schlangenaugen vor, in einem ganz bleichen Gesichte, wie das eines Todten . . . kurz, so bleich, daß die Lippen weiß sind: da haben Sie sein Gesicht. Was seinen Charakter angeht, so ist der alte wadere Mann so höflich, er nimmt so oft seinen Hut vor Ihnen ab, indem er Ihnen einen tiefen Diener macht, daß man dabei in Verlegenheit kommt.

— Aber ich komme immer wieder darauf zurück, — erwiderte Rosa-Pompon, — was kann er ganz allein in diesen beiden Zimmern machen? Am Ende . . . wenn Cephysse die Kammer über ihm nimmt, sobald Philemon zurückgekommen ist, so werden wir uns damit belustigen können, etwas davon zu erfahren . . . Und für welchen Preis will man diese Kammer vermieten?

— Im . . . Mademoiselle, sie ist in einem so schlechten Zustande, daß ich wohl glaube, der Hausherr wird sie für 50 bis 55 Franken jährlich lassen, denn es ist eben keine Möglichkeit vorhanden, einen Ofen hinein zu setzen, und sie ist nur durch ein kleines Klappen-Dachfenster erleuchtet.

— Arme Cephysse! — sagte Rosa-Pompon, indem sie seufzte und traurig den Kopf schüttelte; — nachdem sie so lustig gelebt, nachdem sie mit Jacques Menneport so viel Geld durchgebracht, dort zu wohnen und wieder

ihrer Arbeit zu leben! ... Da muß sie wohl Muth
haben! ...

— Wahr ist, daß es weit von dieser Kammer nach
vierspännigen Kutsche ist, in welcher Sie Mademoi-
selle Cephyse neulich abgeholt hat, mit allen diesen
neuen Masken, die so lustig waren ... besonders dieser
im Helme von Silberpapier mit einem Federbesen
Stulpenstiefeln ... Welche Lust!

— Ja, Mini-Moulin, es giebt keines Gleichen nicht,
die verbotene Frucht zu tanzen ... Man
laßt ihn Cephysen ... der Bacchanten Königin gegen-
über setzen. Arme Lächerin ... arme Ausgekaßene ...
... so sehr Lärm macht, so geschlecht es mit Weinen ...

— Ach! ... die Jugend ... die Jugend! ... sagte
Gemüthsheilerin.

— Hören Sie doch, Mutter Arsène, Sie sind auch
da gewesen ...

— Meiner Treue! das ist auch Alles, und die Wahr-
heit zu sagen, habe ich mich immer ungefähr so ge-
fühl, wie Sie mich sehen.

— Und die Liebhaber, Mutter Arsène?

— Die Liebhaber? ach ja doch! zuvörderst war ich
da, und dann war ich zu gut verwahrt.

— Ihre Mutter beaufsichtigte Sie also streng?

— Nein, Mademoiselle ... aber ich war angespannt ...

— Wie angespannt? — rief Rosa-Pompon erstaunt
, indem sie die Gemüthsheilerin unterbrach.

— Ja, Mademoiselle, an eine Wasserträgerin-Lied

mit meinem Bruder gespannt; daher sehen Sie, wenn wir während acht bis zehn Stunden täglich wie zwei wahre Pferde gezogen hatten, lag es mir eben nicht am Herzen an Poffen zu denken.

— Arme Mutter Arsene, welches harte Gewerbe! — sagte Rosa-Pompon theilnehmend.

— Besonders im Winter, bei Frost ... das war am härtesten ... ich und mein Bruder waren genöthigt, uns wegen des Blatteises mit Eisnägeln beschlagen zu lassen.

— Und als Frauenzimmer ... dieses Gewerbe zu treiben! ... das bricht das Herz ... und man verbietet Hunde anzuspinnen! ...*) — fügte Rosa-Pompon auf verständige Weise hinzu.

— Oh! das ist wahr, — erwiderte Mutter Arsene, — die Thiere sind zuweilen weit glücklicher, als die Menschen; aber was wollen Sie? man muß leben ... Es muß sich jeder in seine Lage schicken ... aber das war hart ... Ich habe mir dadurch eine Lungenkrankheit zugezogen, das ist meine Schuld nicht. Dieser Riemen, mit dem ich angespannt war ... sehen Sie, drückte mir im Ziehen so sehr und so sehr die Brust, daß ich keinen Athem holen konnte; ... ich habe demnach auch das Gespann aufgegeben und einen Laden ange-

*) Man weiß, daß es in der That Verordnungen voll rührender Theilnahme für das Hundegeschlecht giebt, welche das Anspannen der Hunde untersagen.

fangen. Damit will ich Ihnen nur sagen, daß, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte und hübsch gewesen wäre, ich es vielleicht wie so viele junge Mädchen gemacht hätte, die mit Lachen anfangen, und die endigen ...

— Ganz mit dem Gegentheile, das ist wahr, Mutter Arsène, aber auch nicht jeder hätte den Muth, sich anzuspannen und sitzsam zu bleiben ... Dann macht man sich einen Grundsatz, man sagt sich, daß man das Leben genießen müsse, so lange man jung und hübsch ist ... und dann, da man nicht immer siebzehn Jahre alt bleibt ... ei nun! ... nachher ... nachher ... hat die Welt ein Ende oder vielmehr verheirathet man sich ...

— Sagen Sie doch, Mademoiselle, es wäre vielleicht besser gewesen, damit anzufangen.

— Ja, aber man ist zu dumm, man versteht nicht, die Männer anzulocken oder ihnen Furcht einzusößen, man ist einfältig, vertrauend, und sie machen sich über uns lustig ... Sehen Sie, Mutter Arsène, ich würde ein Beispiel sein, um die Natur schaudern zu lassen, wenn ich wollte, aber es ist wohl genug, Kummer gehabt zu haben, ohne sich noch damit zu belustigen, sich durch die Erinnerungen zu plagen.

— Wie denn das, Mademoiselle? ... Sie so jung, so fröhlich, Sie haben Kummer gehabt?

— Ach! Mutter Arsène, ich glaube wohl, mit fünfzehn und einem halben Jahre habe ich angefangen, in

Thränen zu zerfließen, und sie sind erst mit sechszehn Jahren getrocknet ... Ich meine, das war genug?

— Man hat Sie betrogen, Mademoiselle?

— Man hat mir Schlimmeres gethan ... wie man es so vielen anderen armen Mädchen gemacht hat, die anfangs nicht mehr als ich Lust gehabt hatten Unrecht zu thun ... Meine Geschichte ist nicht lang ... Mein Vater und meine Mutter sind Landleute in der Gegend von Saint-Basery, aber so arm, daß sie von fünf Kindern, die wir waren, genöthigt gewesen sind, mich mit acht Jahren zu meiner Tante zu schicken, welche hier in Paris Wirthschafterin war*). Die gute Frau hat mich aus Barmherzigkeit aufgenommen, und das war schön von ihr, denn sie verdiente eben nicht viel. Mit elf Jahren hat sie mich in eine der Manufacturen in der Faubourg Saint-Antoine zum Arbeiten geschickt. Nicht um Böses von den Herren der Fabriken zu sagen, aber es ist ihnen sehr gleich, daß kleine Mädchen und kleine Knaben bunt durcheinander mit jungen Mädchen und jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren ... die auch unter sich bunt durcheinander ... sind ... Nun werden Sie begreifen, daß es darunter, wie überall, schlechte Subjecte gibt; sie geniren sich weder in

*) Femme de ménage sind Frauen, welche täglich während einiger Stunden in kleineren Haushaltungen die größeren Küchen- und Hausarbeiten verrichten, ohne in dem Hause weder Kost noch Wohnung zu haben.

Worten, noch in Handlungen, und ich frage Sie, welches Beispiel das für Kinder ist, die mehr sehen und verstehen, als sie das Ansehen haben. Was wollen Sie dann? ... im Heranwachsen gewöhnt man sich daran, täglich Dinge zu hören und zu sehen, die uns späterhin nicht mehr abschrecken.

— Das, was Sie da sagen, Mademoiselle Rosa-Pompon, ist zum Mindesten wahr; arme Kinder! wer bekümmert sich um sie? weder der Vater, noch die Mutter, sie sind an ihrer Arbeit ...

— Ja, ja, Mutter Arsène, man hat gar bald von einem jungen Mädchen, das auf Abwege gerathen ist, gesagt, das ist eine so und so; wenn man aber das Warum der Sachen wüßte, so würde man sie eher bedauern, als daß man sie tadelt ... Kurz, um wieder auf mich zurückzukommen, ich war mit fünfzehn Jahren sehr hübsch ... Eines Tages hatte ich bei dem ersten Commis der Fabrik eine Anforderung zu machen, und ich suchte ihn in seiner Schreibstube auf; er sagte mir, daß er mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich sogar begünstigen würde, wenn ich ihn erhören wollte, und er begann damit, mich küssen zu wollen ... Ich sträubte mich ... Nun sagte er zu mir: ... „Du vermagst Dich mir, Du wirst keine Arbeit mehr haben, ich schicke Dich aus der Fabrik fort.“

— Ohi der böse Mensch, — sagte Mutter Arsène.

— Ich kam ganz in Thränen nach Haus, meine arme Tante ermutigte mich, mich nicht hinzugeben,

und anderswo ein Unterkommen zu suchen ... Ja ... aber unmöglich; die Fabriken waren überfüllt. Ein Unglück kommt niemals allein: meine Tante wurde krank, es war kein Sou im Hause; ich nahm all meinen Muth zusammen und kehrte in die Fabrik zurück, um den Commis zu bitten. Nichts half etwas. „Um so schlimmer für Dich, sagte er zu mir, Du weisest Dein Glück zurück, denn wenn Du artig gewesen wärest, so hätte ich Dich vielleicht späterhin geheirathet ...“ Was wollen Sie, das ich Ihnen sage, Mutter Arsène? Das Elend war da, ich hatte keine Arbeit, meine Tante war krank, der Commis sagte, daß er mich heirathen würde ... Ich habe es gemacht, wie so viele Andere.

— Und als Sie späterhin die Heirath von ihm verlangt haben?

— Hat er mir, wohl verstanden, ins Gesicht geschlagen, und nach Verlauf von sechs Monaten hat er mich fortgesagt ... Da habe ich alle meine Thränen verweint ... so daß mir keine mehr übrig geblieben sind ... Ich bin darüber krank geworden ... und dann endlich, wie man sich über Alles tröstet ... habe ich mich getröstet ... von einem zu dem andern habe ich Philemon gefunden. Und an ihm nehme ich meine Genugthuung wegen der Andern ... Ich bin sein Tyrann, — fügte Rosa-Pompon mit einer tragischen Miene hinzu, und man sah die Wolke der Trauer verschwinden, welche während ihrer, der Mutter Arsène gemachten Erzählung, ihr hübsches Gesicht verfinstert hatte.

— Es ist indessen wahr! — sagte Mutter Arsene nachdenkend — man betrügt ein armes Mädchen . . . wer beschützt sie? wer vertheidigt sie? Ach! ja, gar oft kommt das Böse, was man thut, nicht von uns . . . und . . .

— Sieh da! . . . Mini-Moulin? . . . rief Rosa-Pompon aus, indem sie der Gemüthsheilerin in die Rede fiel und auf die andere Seite der Straße blickte, — ist er früh aufgestanden? . . . was kann er von mir wollen?

Und Rosa-Pompon hüllte sich immer verschämter in ihren Mantel.

Den Hut auf dem Ohre, mit kupferiger Nase und glänzenden Augen schritt Jacques Dumoulin in der That heran; er war in einen Cad-Paletot gekleidet, welcher die Rundung seines Bauches hervortreten ließ; seine beiden Hände, von denen die eine ein dickes spanisches Rohr wie ein geschultertes Gewehr hielt, steckten in den weiten Taschen dieses Kleidungsstückes.

In dem Augenblicke, wo er, ohne Zweifel um die Pfortnerin zu befragen, auf die Schwelle des Ladens zuschritt, erblickte er Rosa-Pompon.

— Wie! meine Münzel ist schon aufgestanden! . . . das trifft sich herrlich! . . . ich, der ich sie beim Anbrechen der Morgenröthe zu segnen kam!

Und Mini-Moulin schritt mit offenen Armen Rosa-Pompon entgegen, die um einen Schritt zurückwich.

— Wie! . . . undankbares Kind . . . — begann der

religiöse Schriftsteller wieder, — Sie schlagen meine väterliche Morgennumarmung aus!

— Ich nehme nur von Philemon väterliche Anarmungen an . . . Ich habe gestern einen Brief von ihm, mit einem kleinen Fäßchen Weinbeermuß, zwei Gänsen, einen Kruz Familien-Katasta und einen Kal erhalten. Ha! das ist ein lächerliches Geschenk; ich habe den Katasta behalten und das Uebrige gegen zwei allerliebste lebendige Tauben ausgetauscht, die ich in Philemons Kammer gesetzt, was mir einen allerliebsten kleinen Taubenschlag macht. Uebrigens kommt mein Gatte mit siebenhundert Franken, die er von seiner achtungswerthen Familie unter dem Vorwande verlangt hat, die Bassgeige, das Klappenhorn und das Sprachrohr zu lernen, um in Gesellschaft zu verführen und um eine Petrath . . . chicandard . . . zu machen, wie Sie sagen, edles Subject . . .

— Wohlan denn, mein geliebtes Bündel, wir können den Familien-Katasta kosten, und in der Erwartung Philemons und seiner siebenhundert Franken festlich leben.

Indem er dieses sagte, klopfte Mini-Moulin auf seine Westentaschen, die einen Silberklang von sich gaben und fügte hinzu:

— Ich kam Ihnen vorzuschlagen, mein heutiges Leben, und selbst das von morgen, und sogar das von übermorgen, zu verschönern, wenn Ihr Herz seine Zustimmung dazu giebt . . .

— Wenn es anständige und väterliche Belustigungen sind, so sagt mein Herz nicht nein.

— Sein Sie unbesorgt, ich werde für Sie ein Großvater, ein Urgroßvater, ein Familien-Portrait sein . . . Sehen Sie, Spazierfahrt, Mittagessen, Schauspiel, Maskenball und nachher Nachteffen; sagt Ihnen das zu?

— Unter der Bedingung, daß diese arme Cephysse dabei ist. Das wird sie zerstreuen.

— Es gilt auch für Cephysse.

— Ah! so, Sie haben also eine Erbschaft gemacht, lustiger Schalk?

— Besseres als das, rosigste aller Pompon-Rosen . . . Ich bin Haupt-Redacteur eines religiösen Journals . . . Und da es eines gewissen Aeußern in diesem ehrwürdigen Kramladen bedarf, so verlange ich alle Monate einen Monat voraus, und drei Tage Freiheit; unter dieser Bedingung willige ich ein, unter dreißig Tagen siebenundzwanzig den Heiligen zu spielen, und immer ernst und niederschmetternd wie das Journal zu sein.

— Ein Journal, Sie? Das wird ein närrisches sein, das auf den Tischen der Kaffeehäuser die verbotenen Pas ganz allein tanzen wird.

— Ja, es wird närrisch sein, aber nicht für Jedermann! Es sind lauter bemittelte Pfaffen, welche die Kosten übernehmen, . . . sie sehen nicht auf's Geld, wenn das Journal nur beißt, zerfleischt, brennt, zermalmt, vertilgt und mordet. Auf Ehre, ich werde niemals rasender gewesen sein, — fügte Rini-Moulin aus vol-

Iem Falke lachend hinzu; — ich werde die ganz blutigen Wunden mit meinem Gifte ersten Gewächses oder mit meiner hochschäumenden Galle begießen!!

Und zum Schlusse ahmte Mini-Moulin den Knall nach, den der Pfropf einer Champagner-Flasche beim Springen verursacht, was Rosa-Pompon viel zu lachen gab.

— Und wie wird Ihr geistliches Journal heißen? — erwiderte sie.

— Es heißt die Liebe des Nächsten.

— Das lasse ich mir gefallen! Das ist ein hübscher Name!

— Warten Sie doch, es hat noch einen zweiten.

— Hören wir den zweiten.

— Die Liebe des Nächsten oder der Vertilger der Ungläubigen, der Gleichgiltigen, der Launen und Anderer, mit folgendem Aussprüche des großen Bossuet: Diejenigen, welche nicht für uns sind, sind wider uns.

— Das sagt auch Philemon bei seinen Kämpfen auf der Chaumière immer, wenn er das Rad schlägt.

— Was beweiset, daß das Genie des Adlers von Meaux universal ist. Ich werfe ihm nur eins vor: nämlich eifersüchtig auf Molière*) gewesen zu sein.

— Bah! Schauspieler-Eifersucht, — sagte Rosa-Pompon.

*) Man sehe die garstigen Schmähungen Bossuets gegen Molière in seinen Briefen über das Theater.

— Boabaste . . . — erwiederte Mini-Moulin, indem er ihr mit dem Finger drohte.

— Ah so! Sie werden also auch Madame de la Sainte-Colombe vertilgen . . . denn sie ist ein wenig lau . . . Und Ihre Heirath?

— Mein Journal dient ihr im Gegentheile. Bedenken Sie doch, Haupt-Redacteur . . . das ist eine köstliche Stellung, die Pfaffen erheben, befördern, unterstützen, prüfen mich. Ich bemächtige mich der Sainte-Colombe . . . und dann ein Leben . . . ein Leben auf Tod.

In diesem Augenblicke trat ein Briefträger in den Laden, und übergab der Gemüsehändlerin einen Brief, indem er sagte:

— Für Herrn Charlemagne . . . frei . . . nichts zu bezahlen.

— Et seht, — sagte Rosa-Pompon, — er ist für den so geheimnißvollen kleinen Alten, der ein so seltsames Benehmen hat. Kommt er etwa weit her? . . .

— Ich glaube wohl, er kommt aus Italien, von Rom, — sagte Mini-Moulin, indem er nun auch den Brief betrachtete, welchen die Gemüsehändlerin in der Hand hielt.

— Apropos! — fügte er hinzu, — wer ist denn dieser wunderliche kleine Alte, von dem Sie sprechen?

— Stellen Sie sich, mein lieber Schall, — sagte Rosa-Pompon, — einen guten alten Mann vor, der zwei Zimmer im Hinterhause hat; er schläft niemals darin, und er schläft sich von Zeit zu Zeit stundenlang

kann die im Finstern schleichende Ir-
und den sieben Nachkommen der Jüdin
Wiedervereinigung und der Verbindung
Welt erhalten.

Nachdem er, in einem betrübenden
Gemälde, mit harten und mitleidslosen
walt einer Verbrüderung zum Bösen n-
vor unsere Augen hinstellte, wird G-
Zweifel im weitem Verlauf seines W-
Alles beherrschende Größe einer Verbin-
einweisen; vielleicht wird er vor un-
Augen einen Zipfel vom Schleier der
und uns irgend ein schönes Bild von d-
nung der Dinge, von den glücklichen,
tenden Schicksalen enthüllen.

Als Gegenstück zu dem traurig-
Mayer und der abgekehrten Arbeit-
wird er uns vielleicht zeigen, wie
Werkstatt eingerichtet sein müßte,
Gewähr der Beschäftigung und ein-
jedes Einzelnen, dem Wert seiner Fä-
nisse angemessenen Lohn zu gewähr-
trügereien und Kämpfe einer Alles zu
Konkurrenz aufhören. Er wird uns
in die Arbeit selbst gelegte Anzie-
lehnung und den Fall der Nach-
Coucher-tout-Ru verhindern kann. Er
daß der natürliche freie Aufschwung

— also? — begann Rosa-Pompon
— Sie sind ganz bestürzt.

Er hat zum Absteigequartier zwei
Etagen? Und er kommt im Geheimen
Jacques Dumoulin, indem sein

herzte Rosa-Pompon, — man steht
dem Taubenschlage Philemons aus.

— Gehen wir über die Hausflur,
sagte Dumoulin.

Er von Robin bemerkt wurde, ging
auf die Hausflur und stieg von der
Treppe hinauf, welche nach den von Rosa-
Pompon Zimmern führte.

Herr Charlemagne, — sagte die
Frau Robin, der steht die Schwelle der

— Sie kommen zwei Mal an einem Tage,
ist gefallen, denn Sie machen sich sehr rar.

— So gütig, meine liebe Frau, — sagte
er sehr höflichen Verbeugung.

Im Laden der Gemüsehändlerin.

in ihnen ein, ohne Jemand zu sich herankommen zu lassen . . . und ohne daß man weiß, was er darin macht.

— Das ist ein Verschwörer oder ein Fälschmünzer . . . — sagte Nini-Moulin lachend.

— Armer lieber Mann, — sagte Mutter Arsène, — wo brächte er denn seine falsche Münze hin? er bezahlt mir immer in Kupfer-Sous das Stück Brot und den schwarzen Kettig, den ich ihm zum Frühstück liefere, wenn er frühstückt.

— Und wie heißt dieser geheimnißvolle Schleicher? — fragte Dumoulin.

— Herr Charlemagne, — sagte die Gemüsehändlerin. — Aber sehen Sie, . . . wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt.

— Wo ist er denn, dieser Wolf?

— Sehen Sie . . . diesen kleinen Alten, dort . . . längs des Hauses; er geht mit schletem Halse, mit seinem Regenschirme unter seinem Arme.

— Herr Robin! — rief Nini-Moulin aus, und rasch zurückweichend, stieg er eiligst drei Stufen der Treppe hinab, um nicht gesehen zu werden. Dann fügte er hinzu:

— Und Sie sagen, daß dieser Herr heißt?

— Herr Charlemagne . . . Kennen Sie ihn etwa? — fragte die Gemüsehändlerin.

— Was der Teufel macht er hier unter einem falschen Namen? — sagte Jacques Dumoulin mit leiser Stimme, indem er mit sich selbst sprach.

— Sie kennen ihn also? — begann Rosa-Pompon ungeduldig wieder. — Sie sind ganz bestürzt.

— Und dieser Herr hat zum Absteigequartier zwei Zimmer in diesem Hause? Und er kommt im Geheimen hierher? — sagte Jacques Dumoulin, indem sein Staunen wuchs.

— Ja, — erwiderte Rosa-Pompon, — man sieht seine Fenster von dem Taubenschlage Philemons aus.

— Schnell! schnell! gehen wir über die Haussflur, daß er mir nicht begegnet, — sagte Dumoulin.

Und ohne daß er von Robin bemerkt wurde, ging er von dem Laden auf die Haussflur und stieg von der Haussflur die Treppe hinauf, welche nach den von Rosa-Pompon bewohnten Zimmern führte.

— Guten Tag, Herr Charlemagne, — sagte die Mutter Arsene zu Robin, der jetzt die Schwelle der Thüre betrat. — Sie kommen zwei Mal an einem Tage, das lasse ich mir gefallen, denn Sie machen sich sehr rar.

— Sie sind zu gütig, meine liebe Frau, — sagte Robin mit einer sehr höflichen Verbeugung.

Und er trat in den Laden der Gemüsehändlerin.

II.

Der Schlupfwinkel.

Als er bei der Mutter Arsene eintrat, athmeten Robins Züge die treuherzigste Einfalt; nachdem er die Gemüsehändlerin begrüßt hatte, stützte er seine beiden Hände auf den Knopf seines Regenschirmes und sagte:

— Ich bedaure sehr, meine liebe Frau, Sie heute Morgen so frühzeitig geweckt zu haben . . .

— Sie kommen schon nicht oft genug hierher, mein werther Herr, als daß ich Ihnen Vorwürfe machen könnte.

— Das Wetter ist so schlecht, liebe Frau, und die Tage sind so kurz, daß man sich nicht oft nach Paris begeben kann, wenn man, wie ich, auf dem Lande wohnt . . . und man hier ein einfaches Absteigequartier hat, um seine kleinen Geschäfte zu besorgen . . .

— Apropos der Geschäfte, mein Herr, der Brief, welchen Sie gestern erwarteten, ist heute Morgen gekommen; er ist dick und kommt von weit her. Da ist er, — sagte die Gemüsehändlerin, indem sie den Brief aus ihrer Tasche zog, — er hat kein Porto gelöstet.

— Ich danke, meine liebe Frau, — sagte Robin, indem er mit einer scheinbaren Gleichgültigkeit den Brief nahm und ihn in die Seitentasche seines Ueberrockes steckte, den er nachher sorgfältig wieder zuknöpfte.

— Gehen Sie auf Ihr Zimmer, mein Herr?

— Ja, meine liebe Frau.

— Dann will ich mich mit Ihren kleinen Provisionen beschäftigen, — sagte Mutter Arsene. — Ist es wie gewöhnlich, mein werther Herr?

— Immer wie gewöhnlich.

— Das wird im Nu bereit sein.

— Indem sie dieses sagte, nahm die Gemüsehändlerin einen alten Korb; nachdem sie drei bis vier Kohlruben, ein kleines Reißbündel und einige Stücke Kohlen hineingeworfen, bedeckte sie dieses Brennmaterial mit einem Kohlblatt; hierauf ging sie in den Hintergrund ihres Ladens, nahm aus einer Truhe ein ansehnliches rundes Brot, schnitt davon ein Stück ab, und wählte dann mit einem Kennerauge einen prächtigen schwarzen Rettig unter mehreren dieses Wurzelgewächses aus, schnitt ihn in zwei Hälften, machte ein Loch hinein, das sie mit grobem, grauem Salz ausfüllte, fügte die beiden Stücke wieder an einander, und legte sie sorgfältig neben das Brot auf das Kohlblatt, welches die Brennmaterialien von den Lebensmitteln trennte. Endlich nahm sie aus ihrem Ofen etliche glühende Kohlen, legte sie in einen kleinen, mit Asche gefüllten Holzschub, den sie auch in

den Korb legte. Nun wieder bis auf die letzte Stufe ihrer Treppe steigend, sagte Mutter Arsène zu Robin:

— Hier ist Ihr Korb, mein Herr.

— Tausend Dank, liebe Frau, — antwortete Robin, und indem er die Hand in seine Hosentasche steckte, nahm er aus ihr sieben Sous, die er, einen nach dem andern, der Gemüsehändlerin gab und sagte zu ihr, indem er den Korb forttrug:

— Sobald ich wieder herunterkomme, werde ich Ihnen, wie gewöhnlich, Ihren Korb wiederbringen.

— Zu Ihren Diensten, mein wackerer Herr, zu Ihren Diensten, — sagte Mutter Arsène.

Robin nahm seinen Regenschirm unter seinen linken Arm, hob mit seiner rechten Hand den Korb der Gemüsehändlerin auf, trat in die dunkle Hausthur, ging über einen kleinen Hof und stieg mit rüstigen Schritten zum zweiten Stockwerk eines sehr verfallenen Hinterhauses; dort angelangt, zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete eine erste Thür, die er gleich darauf sorgfältig wieder hinter sich verschloß.

Das erste der beiden Zimmer, die er inne hatte, war gänzlich ohne Meubeln; was das zweite betrifft, so vermöchte man sich keinen elenderen, ein traurigeres und armseligerees Aussehn verräthenden Aufenthaltsort zu denken.

Eine so sehr gesprungene, verbleichte und zerrissene Papiertapete, daß man ihre ursprüngliche Farbe nicht erkennen konnte, bedeckte die Wände; ein mit einer

schlechten Matratze und einer von den Motten zerfressenen wollenen Decke versehenes Feldbett, ein Schämél und ein fast wurmfressiger kleiner Tisch, ein Ofen von grauer Fayence, eben so gesprungen als japanisches Porzellan, und ein alter, unter dem Bette stehender Koffer mit Vorhängeschloß war das ganze Ameublement dieses verfallenen Loches.

Ein schmales Fenster mit dunkeln Scheiben erleuchtete kaum dieses, durch die Höhe des an der Straße stehenden Gebäudes fast gänzlich der Luft und des Tageslichtes beraubte Zimmer; zwei alte, mit Nadeln an einander gesteckte Schnupftabaks-Taschentücher, die man auf einem, vor das Fenster gespannten Bindfaden hin- und her schieben konnte, dienten zu Vorhängen; endlich zeugten die auseinander gegangenen, zerbrochenen Badsteinplatten, welche den Gyps des Fußbodens sehen ließen, von der außerordentlichen Fahrlässigkeit des Miethers dieser Wohnung.

Nachdem er seine Thür wieder verschlossen, warf Robin seinen Hut und seinen Regenschirm auf das Feldbett, stellte seinen Korb auf den Boden, nahm aus demselben den schwarzen Rettig und das Brot, das er auf den Tisch legte, hierauf warf er sich vor seinem Ofen auf die Kniee, füllte ihn mit den Brennmaterialien und zündete das Feuer an, indem er mit einer mächtigen und kräftigen Zunge auf die in dem Holzschuhe mitgebrachten Kohlen blies.

Als, nach dem angenommenen Ausdruck, sein Ofen

zog, breitete Robin die beiden ihm zu Vorhängen dienenden Schnupftabak-Taschentücher auf ihrem Bindfaden aus; hierauf, indem er sich vor Aller Augen wohl versteckt hielt, riss er sich mit einer Miene höchster Zusehbarkeit die Hände, und zog aus der Seitentasche seines Ueberrockes den Brief, welchen ihm Mutter Arsens übergeben hatte.

Indem er diese Bewegung machte, zog er mehrere Papiere und verschiedene Gegenstände mit heraus; eines dieser Papiere, fettig und zerschnitten und in ein kleines Packet gefaltet, fiel auf den Tisch und öffnete sich; es enthielt ein Kreuz der Ehrenlegion von durch die Zeit schwarz gewordenem Silber; das rothe Band, an welchem dieses Kreuz befestigt war, hatte durch die Jahre beinahe auch seine ursprüngliche Farbe verloren.

Bei dem Anblicke dieses Kreuzes, welches er mit der Medaille, die Faringhea Djalma geraubt hatte, wieder in seine Tasche steckte, zuckte Robin mit einer verächtlichen und spöttischen Miene lächelnd die Achseln; dann zog er aus seiner Hosentasche eine dicke silberne Uhr und legte sie neben den Brief von Rom auf den Tisch.

Er betrachtete diesen Brief mit einer seltsamen Mischung von Mißtrauen und von Hoffnung, von Furcht und von ungeduldiger Neugier.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung schloß er sich an, das Couvert zu erbrechen ... aber er warf den Brief plötzlich wieder auf den Tisch zurück, als ob er, vermöge einer seltsamen Laune, die Wangigkeit einer

eben so stehenden, eben so reizenden Angewissheit, wie es die Aufregung des Spieles ist, um einige Augenblicke hätte verlängern wollen. Seine Uhr ansehend, entschloß er sich, den Brief nicht eher zu öffnen, als bis der Zeiger der Uhr auf halb zehn zeigte, und es bedurfte dazu noch sieben Minuten.

Durch eine jener kindisch fatalistischen Wunderlichkeiten, von welcher sehr große Geister nicht frei gewesen sind, sagte sich Robin: — Ich brenne vor Verlangen, diesen Brief aufzubrechen. Wenn ich ihn erst um halb zehn Uhr erbreche, so werden die Nachrichten, welche er mir überbringt, günstig sein.

Um diese Minuten anzuwenden, that Robin einige Schritte in seinem Zimmer, und stellte sich so zu sagen in bewundernder Beschauung vor zwei alte vergelte, durch die Jahre verborbene, mit zwei verrosteten Nägeln an der Wand befestigte Kupferstiche.

Der erste dieser Kunstgegenstände, die einzigen Verzierungen, mit denen Robin in diesen elenden Aufenthalt geschmückt hatte, war eines jener plump gezeichneten, und roth, gelb, grün und blau illuminierten Bilder, welche man auf den Märkten verkauft; eine italienische Unterschrift zeigte an, daß dieser Kupferstich in Rom gefertigt worden war.

Er stellte eine mit Lumpen bedeckte Frau vor, die einen Zwergsad trug und auf ihrem Schooße ein kleines Kind hatte; eine abscheuliche Wahrsagerin hielt die Hand des kleinen Kindes in ihren Händen, und schloß darin

die Zukunft zu lesen, denn folgende Worte gingen mit großen blauen Buchstaben aus ihrem Munde hervor; sara Papa (er wird Papst werden).

Der zweite dieser Kunstgegenstände, welcher Robin tiefe Betrachtungen einzusflößen schien, war ein vorzüglicher Kupferstich, dessen löbliche Vollendung, seine zugleich Kühne und richtige Zeichnung, auf eine seltsame Weise gegen die plumpe Illumination des andern Bildes abfiel.

Dieser seltene und prachtvolle, von Robin mit sechs Louisdor (ein ungeheurer Luxus) bezahlte Kupferstich, stellte einen jungen, in Lumpen gekleideten Knaben vor. Die Päßlichkeit seiner Züge war durch den kräftig hervortretenden geistreichen Ausdruck seines Gesichtes ausgeglichen; auf einem Steine sitzend, ringsum von einer Herde Schweine umgeben, die er hütete, sah man sein Gesicht von vorn, den Ellbogen auf seine Kniee, und das Kinn in seine hohle Hand gestützt.

Die nachdenkende, überlegende Stellung dieses, wie ein Bettler gekleideten jungen Mannes, die Kraft seiner breiten Stirn, die Schlaupheit seines durchbohrenden Blickes, die Festigkeit seines listigen Mundes, schienen eine unerschütterliche Entschlossenheit, verbunden mit einem hohen Verstande und einer arglistigen Schlaupheit zu offenbaren.

Unter diesem Bilde umgaben die päpstlichen Attribute ein Medaillon, in dessen Mittelpunkt man den Kopf eines Greises sah, dessen stark hervortretende Linien

troph ihres Alters auf eine überraschende Weise an die Jüge des jungen Schweinehirten erinnerten.

Dieser Kupferstich hatte die Inschrift: Die Jugend Sixtus V., und das illuminierte Bild: die Weissagung *).

Dadurch, daß er diese Kupferstiche immer näher, mit einem immer glühenderen und befragenden Auge anblickte, als ob er von diesen Bildern Eingebungen oder Hoffnungen verlangt hätte, hatte sich Robin ihnen so genähert, daß er, immer stehend, und indem er seinen rechten Arm hinter seinen Kopf gebogen hatte, sich so zu sagen an die Wand gelehnt hielt, während er seine linke Hand in die Tasche seines schwarzen Beinkleides gesteckt, auf diese Weise einen der Schöße seines alten olivenfarbigen Oberrockes zurückschlug.

Während mehrerer Minuten blieb er in dieser nachdenkenden Stellung.

Robin kam, wie wir bemerkt, selten in diese Wohnung; nach den Vorschriften seines Ordens hatte er bis dahin immer bei dem Vater d'Algrigny gewohnt, dessen Beaufsichtigung ihm insbesondere anvertraut war. Kein Mitglied der Congregation, besonders in der untergeordneten Stellung, in welcher sich Robin bis jetzt be-

*) Nach der Sage soll der Mutter Sixtus V. prophezeit worden sein, daß er Papst werden würde, und er soll in seiner ersten Jugend Schweinehirt gewesen sein.

gefunden hatte, durfte sich in seiner Wohnung einschließen, ja nicht einmal ein verschlossenes Meubel besitzen, so daß nichts die Ausübung einer gegenseitigen und vollständigen Aushundschastung hinderte, dieses mächtigsten, von der Gesellschaft Jesu zum Wirken und zum Unterjochen angewandten Mittels.

Aus verschiedenen Berechnungen, die ihn ganz persönlich angingen, obwohl sie sich durch einige Punkte an die allgemeinen Interessen seines Ordens anknüpften, hatte Robin ohne Wissen Aller dieses Absteigequartier der Straße Clovis genommen.

Von diesem unbekannten Schlußwinkel aus correspondirte der Socius mit den am höchsten gestellten und einflußreichsten Personen des heiligen Collegiums.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß im Anfange dieser Geschichte, als Robin nach Rom schrieb, daß der Vater d'Aigrigny, welcher den Befehl erhalten hatte, Frankreich zu verlassen, ohne seine sterbende Mutter zu sehen, gezögert hätte abzureisen, man wird sich vielleicht erinnern, sagen wir, daß Robin in Form einer Nachschrift unten an das Schreiben, welches dem General des Ordens das Schwanken des Vaters d'Aigrigny anzeigte, hinzugefügt hatte:

„— Sagen Sie dem Cardinal-Fürsten, daß er auf mich rechnen kann, aber, daß auch er mir thätig beistehen muß.“

Diese vertraute Art mit dem mächtigsten Würdenträger des Ordens zu correspondiren, der fast protec-

voranige Ton der Empfehlung, welche Rodin an einen Cardinal-Fürsten richtete, bewies hinlänglich, daß der Socius, trotz seiner scheinbaren Untergeordnetheit, schon zu dieser Zeit als ein sehr wichtiger Mann von mehreren Fürsten der Kirche oder anderen Würdenträgern angesehen wurde, welche, unter einem falschen Namen und außerdem unter den gebräuchlichen Vorsichts- und Sicherkeitsmaßregeln, ihre Briefe nach Paris in Handschrift an ihn richteten.

Nachdem er mehrere Minuten in beschauendem Nachdenken vor dem Bilde Sixtus V. zugebracht, kehrte Rodin langsam zu seinem Tische zurück, wo der Brief lag, dessen Eröffnung er trotz seiner brennenden Neugierde, vermöge einer abergläubischen Fristverlängerung, verschoben hatte.

Da es noch einiger Minuten bedurfte, bis der Zeiger seiner Uhr auf halb zehn deutete, so machte Rodin, um keine Zeit zu verlieren, methodisch seine Vorbereitungen zu seinem frugalen Frühstück; er legte das Brot auf den schwarzen Kettig neben ein mit Federn versehenes Schreibzeug auf den Tisch; sich dann auf seinen Stuhl setzend, indem er so zu sagen den Ofen zwischen seinen Beinen hatte, nahm er aus seiner Tasche ein Messer mit einem Griffe von Hirschhorn, dessen scharfe Klinge zu drei Viertheilen abgenutzt war, schnitt sich abwechselnd ein Stück Brot und ein Stück Kettig ab, und begann, das Auge auf den Zeiger seiner Uhr ge-

heftet, sein frugales Mahl mit einem kräftigen Appetit ...

Als die verhängnißvolle Stunde geschlagen, erbrach Robin mit zitternder Hand den Umschlag.

Er enthielt zwei Briefe.

Der erste schien ihn wenig zu befriedigen; denn nach Verlauf einiger Minuten suchte er die Äpfeln, klopfte unwillig mit dem Stiele seines Messers auf den Tisch, schob mit der Rückseite seiner schmerzigen Hand diesen Brief verächtlich bei Seite und durchließ das zweite Schreiben, indem er sein Brot mit der einen Hand hielt und mit der andern mit einer maschinenmäßigen Bewegung eine Scheibe Rettig in das, auf eine Ecke des Tisches geschüttete graue Salz tauchte.

Plötzlich blieb Robin's Hand regungslos. In dem Maße, als er weiter las, schien er immer gespannter, erschauerter, überraschter zu werden.

Fastig aufstehend eilte er an das Fenster, wie um sich durch eine zweite Prüfung der Zeichenschrift zu versichern, daß er sich nicht geirrt hätte; so unerwartet schien ihm das, was man ihm meldete.

Ohne Zweifel erkannte Robin, daß er richtig entziffert hätte, denn indem er seine Arme sinken ließ, nicht aus Niedergeschlagenheit, sondern mit dem höchsten Erstaunen über eine eben so unvorhergesehene als außerordentliche Genugthuung, blieb er einige Zeit mit gesenktem Haupte, mit starrem und erforschendem Blicke ... Das einzige Zeichen von Freude, welches er von sich

gab, that sich durch ein tönendes, häufiges und tiefes Athemholen kund.

Menschen, die eben so kühn in ihrem Ehrgeize, als geduldig und beharrlich in ihrem geheimen Treiben sind, erstaunen über das Gelingen ihres Unternehmens, wenn dieses Gelingen ihren weisen und klugen Berechnungen zuvorkommt und sie auf eine unglaubliche Weise übertrifft.

Rodin befand sich in diesem Falle.

Durch wunderbare List, Gewandtheit und Verschlingung, durch gewaltige Bestechungs-Versprechungen, endlich durch die seltsame Mischung von Bewunderung, Schrecken und Vertrauen, welche sein Genie mehreren einflussreichen Personen einflößte, erfuhr Rodin von der päpstlichen Regierung, daß er aller Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nach in einer gewissen Zeit fast mit Bestimmtheit auf eine Stellung würde Anspruch machen können, die nur zu oft die Furcht, den Haß oder den Neid gar vieler Herrscher erregt hat, und die zuweilen von großen, edlen Männern, aber auch von abscheulichen Bösewichtern oder von, aus den niedrigsten Ständen der menschlichen Gesellschaft hervorgegangenen Leuten eingenommen gewesen ist.

Aber, damit Rodin dieses Ziel sicherer erreiche, mußte es ihm durchaus gelingen, dasjenige ohne Gewaltthätigkeit, und bloß durch das Spiel und die Wirkung der auf eine geschickte Weise geleiteten Leidenschaften auszuführen, wozu er sich anheischig gemacht hatte, nämlich:

Der ewige Jude. V. Bd.

Der Gesellschaft Jesu den Besitz des Vermögens der Familie Kennepont sichern.

Ein Besitz, der auf diese Weise eine doppelte und unermeßliche Folge hatte; denn Robin gedachte sich, nach seinen persönlichen Absichten, aus seinem Orden (dessen Oberhaupt in seiner Gewalt war) einen Fußstümel und ein Mittel der Einschüchterung zu machen.

Als der erste Eindruck seines Erstaunens vorüber, ein Eindruck, der so zu sagen nur eine Art von Bescheidenheit des Ehrgeizes, Mißtrauen seiner selbst war, was bei wahrhaft hochstehenden Männern ziemlich allgemein ist, warf sich Robin, indem er die Sachen kälter und logischer ins Auge faßte, sein Erstaunen fast vor.

Indessen bald nachher, durch einen wunderlichen Widerspruch, indem er nochmals einem jener kindischen, abgeschmackten Einfälle nachgab, welchen der Mensch oft gehorcht, wenn er sich vollkommen allein und verborgen weiß oder glaubt, stand Robin hastig auf, nahm den Brief, welcher ihm eine so freundige Ueberraschung bereitet hatte, und stellte ihn so zu sagen vor den Augen des Bildes des zum Papst gewordenen jungen Pirten zur Schau; dann stolz, triumphirend den Kopf schüttelnd, und seinen Schlangenblick auf das Portrait heftend, sagte er zwischen seinen Zähnen, indem er seinen schwermüthigen Finger auf die päpstlichen Sinnbilder legte:

De? Bruder? und auch ich... vielleicht...

Nach dieser lächerlichen Ausrufe legte Robin auf seinen Platz zurück, und als ob die erfreuliche Nachricht,

bis er so eben empfangen hatte, seinen Appetit vergnügt hatte, legte er den Brief vor sich hin, um ihn noch ein Mal durchzulesen, und die Augen nicht von ihm wegwendend begann er mit einer Art freudiger Euth in sein hohes Wes und in seinen schwarzen Rettig zu beißen, indem er die Melodie einer alten Titaner Tanne.

Es lag etwas Gottloses, Grobartiges und besonders Entschandtes in dem Aufsehen dieses ungeheuren, knetels durch die Eckzähne fast gesehrtfertigten, und, wenn man so sagen darf, in eine so elende Hülle eingeschlossenen Ehrgeizes.

Der Pater d'Aligruy, ein Mann, wenn auch nicht von sehr hohen Geistesgaben, der doch zum Mindesten einigen vollen Werth besaß, ein großer Herr von Geburt, sehr hochmüthig, den besten Kreisen angehörte, würde niemals nur dem Gedanken zu fassen gewagt haben, auf das Anspruchs zu machen, worauf Robin plötzlich Anspruch machte; das einzige Ziel des Pater d'Aligruy, und er fand es unverschämt, was, eines Tages zum General seines Ordens erwählt zu werden, dieses Ordens, der die Welt umschlingt.

Der Unterschied der ehrgeizigen Anlagen dieser beiden Personen ist begreiflich. Wenn ein Mann mit hohem Verstande, einer gesunden und feurigen Natur, der alle Kräfte seiner Seele und seines Leibes auf einen einzigen Punkt richtet, beharrlich so, wie es Robin that, die Keuschheit, die Mäßigkeit, kurz, die freiwillige Ver-

zückelung auf alle Befriedigungen des Herzens und der Sinne ausübt, so empört sich dieser Mann fast immer nur auf diese Weise gegen den geheiligten Willen des Schöpfers zu Gunsten irgend einer abscheulichen und verzehrenden Leidenschaft, einer infernalischen Gottheit, welche durch einen ruchlosen Bund von ihm, gegen Gewährung einer furchtbaren Macht, die Vernichtung aller edlen Neigungen, aller unaussprechlichen Reize, aller zärtlichen Instincte verlangt, mit denen der Herr in seiner ewigen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Milde die Geschöpfe so väterlich begabt hat.

Robin hatte nicht bemerkt, daß während des so eben von uns geschilderten krummen Auftritts die Vorhänge eines Fensters im dritten Stockwerke des Gebäudes, welches das Haus, in dem er wohnte, überragte, leicht zurückgeschoben waren, und die schelmische Miene Rosa-Pompons und das Bacchusgesicht Mini-Moulins halb entblößt hatten.

Es ging daraus hervor, daß Robin trotz der Schutzmauer seiner Schnupftabakstaschentücher durchaus nicht gegen die unbescheidene und neugierige Musterung der beiden Koryphäen der Lulle Dragense gesichert gewesen war.



Illustration de la Vieillesse

La cachette

--

Das Versteck



III.

Ein unerwarteter Besuch.

Obgleich Robin bei dem Lesen des zweiten Briefes von Rom sich sehr überrascht fühlte, so wollte er doch nicht, daß seine Antwort dieses Erstaunen blicken ließe. Als er sein frugales Frühstück beendet, nahm er ein Blatt Papier und entwarf rasch in Zeichenschrift folgende Note in dem barschen und schneidenden Tone, der ihm eigenthümlich war, sobald er sich nicht gezwungen sah, sich zu beherrschen:

„Das, was man mir mittheilt, überrascht mich nicht. — Ich hatte Alles vorausgesehn. — Unentschlossenheit und Feigheit tragen immer diese Früchte da. — Das ist nicht genug. — Das kaiserliche Rußland vernichtet das katholische Polen. — Rom segnet die Mörder und verwünscht die Opfer *).“

*) Man liest in den „Angelegenheiten Roms“ folgendes wundervolle Requisitorium gegen Rom, welches wir dem wahrhaftigsten evangelischen Genie unseres Jahrhunderts verdanken:

„Das ist mir Recht.“

„Rußland verbürgt dagegen Rom durch Oesterreich die blutige Unterdrückung der Patrioten der Romagna.“

„Das ist mir immer Recht.“

„Die Mordbanden des guten Kardinals Albani genügen nicht mehr zu dem Gemetzel der gottlosen Liberalen; — sie sind träge.“

„Das ist mir nicht mehr Recht.“

„Sie müssen marschieren.“

In dem Augenblicke, wo Rodin diese letzten Worte geschrieben hatte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die frische und wohlklingende Stimme Rosa-Pom-

„So lange der Ausgang des Kampfes der Polen und ihrer Unterdrücker zweifelhaft blieb, enthielt das offizielle römische Journal kein Wort, welches das in so vielen Schlachten siegreiche Volk hätte verletzen können, aber kaum war es unterlegen, kaum hatte die grausame Rache des Czars die lange Warte einer ganzen, dem Schwerte, der Verbannung und der Knechtschaft preisgegebenen Nation begonnen, als dasselbe Journal keine Ausdrücke fand, die schmächtig genug waren, um Diejenigen zu beschimpfen, welche das Glück verlassen hatte. Man hätte indessen Unrecht, diese unwürdige Feigheit der päpstlichen Regierung unmittelbar zuzuschreiben; sie unterlag dem Gesetze, das Rußland ihr auferlegte; es hatte ihr gesagt: Willst Du leben? Halte Dich dort, ... neben dem Schaffot, ... und in dem Maße, als sie fallen ... versuche die Opfer!!!“

(Lamennais, affaires de Rome p. 110. Pagnorre, 1844.)

hons gesendet, die, ihren Vortrager auswendig kennen,
Philosophen Jenseit gebietet hatte und, auf der Fenster-
bank sitzend, mit vielem Reiz und Eitelkeit folgenden
Vers des unsterblichen Sängers sang:

Mais quelle erreur, non, Dieu n'est pas colère,
S'il créa tout . . . à tout il sert d'appui:
Vins qu'il nous donne, amitié tutélaire,
Et vous amours, qui créez après lui,
Prêtez un charme à ma philosophie
Pour dissiper des rêves affligeans,
Le verre en main, que chacun se confie
Au Dieu des bonnes gens!

(Aber welcher Irrthum, nein, Gott ist nicht zornig,
— wenn er Alles schuf . . . so dient er auch Allem zur
Stütze: Weine, die er uns giebt, schirmende Freund-
schaft, — Und Ihr Lieben, die nach ihm geschaffen, —
Leihet einen Zauber meiner Philosophie, — Um be-
trübende Träume zu verschrecken, — Das Glas in der
Hand, möge Jeder vertrauen — Dem Gott der guten
Menschen!)

Dieser Gesang der göttlichen Sanftmuth contra-
stirte auf eine so seltsame Weise mit der kalten Graus-
samkeit der wenigen, von Robin geschriebenen Zeilen,
daß er erbeute und sich vor Wuth in die Lippen biß,
als er diesen Schlussreim des großen, wahrhaft christ-
lichen Dichters erkannte, der so verheerende Schläge gegen
die schlechte Kirche geführt hatte.

Robin wartete einige Augenblicke in einer zornigen

Ungebulb, indem er glaubte, daß die Stimme fortfahren würde; aber Rosa-Pompon schwieg, oder summite zum Mindesten nur noch, und bald ging sie sogar zu einer anderen Melodie über, zu der des guten Papstes, welche sie sang, aber ohne Worte.

Robin, der nicht wagte, durch das Fenster nachzusehen, wer diese lästige Sängerin sei, zuckte die Achseln, ergriff seine Feder wieder, und fuhr fort.

— Etwas Anderes: — „Man müßte die Independenten aller Länder erbittern, die Wuth des Philosophen-Pacts von Europa aufwiegeln, — den Liberalismus schäumen lassen, — Alles, was schreiet, gegen Rom aufheizen. — Dazu: Im Angesichte der Welt folgende drei Vorschläge proclamiren:

1) Es ist abscheulich zu behaupten, daß man in der Ausübung welchen Glaubens es auch sei, selig werden könne, vorausgesetzt, daß die Sitten rein sind.

2) Es ist abscheulich und abgeschmackt, den Völkern die Gewissensfreiheit zu bewilligen.

3) Man könnte nicht zu viel Abscheu gegen die Pressfreiheit haben*).

*) Man liest die folgenden Stellen in dem, im Jahre 1830 von dem gegenwärtigen Papste an alle Bischöfe Frankreichs erlassenen Rundschreiben, damit sie und ihre Pfarrkinder sich nach diesen Vorschriften richten sollten, obwohl sie mit den Landesgesetzen und den Rechten der Bürger in geradem Widerspruche stehen.

Ist es nöthig zu sagen, daß Herr de Camennais mit der gan-

„Man muß den schwachen Mann dazu bringen, diese in allen Punkten orthodoxen Vorschläge zu erklären,

den Gewalt seines Geistes und seines erhabenen Herzens gegen solche abscheuliche Maximen protestirt hat, welche hier in ihrer ganzen ultramontanen Offenheit folgen:

„Wir kommen jetzt,“ sagt der heilige Vater, „zu einer anderen Sache, über welche wir mit Senften die Kirche in diesem Augenblicke betrübt sehen. Nämlich auf diesen Indifferentismus oder diese gottlose Meinung, welche sich durch die Kunstgriffe der Bösen nach allen Seiten hin verbreitet hat, und nach welcher man die ewige Seligkeit durch die Ausübung, welchen Glaubens es auch sein möchte, vorausgesetzt, daß der Lebenswandel rechtschaffen und ehrbar sei, erlangen könnte. . . Bei einer so deutlich in die Augen fallenden Sache wird es Ihnen nicht schwer werden, einen Irrthum zurückzuweisen, der den Ihrer Seelsorge anvertrauten Vätern so verhängnißvoll werden kann.“

Ist das deutlich genug? Eine Warnung für uns Andere, welche wir der Seelsorge von Pastoren anvertraut sind. Das ist nicht Alles. Da kreucht ein italienischer Mönch, das ultramontane Oberhaupt unserer Bischöfe, mit einem Federstriche eines unserer heiligsten Rechte aus, ein Recht, das dem Vaterlande Ströme von in den Religionskriegen vergossenen Blutes gekostet hat.

„Aus dieser verpesteten Quelle des Indifferentismus,“ fährt der heilige Vater fort, „entspringt dieser abgestammelte und irrige Grundsatz oder vielmehr dieser Wahnsinn, daß man Jedem, wer es auch sei, die Gewissensfreiheit sichern und verbürgen müsse. Man bereitet durch die volle und unumschränkte Meinungsfreiheit diesem verderblichen Irrthume den Weg, der sich zum Unglück der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft in die Ferne verbreitet.“

— Mit ihrer ganz richtigen auf die Despoten, — auf die wahren Tyrannen, der das Wort im Jahre stehenden Regierungen rühmen. — Er wird in die Halle gehen. — Sobald die Vorschläge ausgesprochen, bricht der Sturm aus. — Allgemeiner Aufruhr gegen Rom, — große Spaltung, — das heilige Collegium theilt sich in zwei Parteien. — Die eine billigt, — die andere ablehnt, — die andere zittert. — Der schwache Mann, noch nicht entsetzt, als er es sieht, wo er Voten hat vernichten lassen, hebt vor dem Geschrei, den Vorwürfen, den Drohungen, den gewaltsamen Beschlüssen, die er veranlaßt, geschrei.

„— Das ist mit wieder eine sehr Recht.“

„— Dann wird nicht gut P. V. das Gewissen der schwachen Mannes erschüttern, — seinen Geist beunruhigen, — seine Seele erschrecken.“

Es ist augenscheinlich, daß der heilige Vater zwischen Bischöfen gehört, ihren Interessen Bischöfen gegen die des Papstaments, das die anderer Bischöfe einschließen. Schließlich wird durch einen nicht minder gewichtigen und nicht minder schätzbaren Anfall der genannten Papstes gegen den Bruch der Welt:

„Darauf läßt sich diese verwerfliche Freiheit zurückführen, vor der man nicht genug Wachen haben kann: die Freiheit des Handels, um, welche Christ es auch sein mag, herauszugeben, eine Freiheit, welche Einige nachsuchen und mit eben so viel Eifer andern weihen wollen.“

(Kundschreiben des Papstes Gregor XVI. an die Bischöfe von Frankreich.)

„Küßt ihn mit Adel anfallen, — seinen Thron
entzweien, — ihn abschneiden, — ihn erschaffen, — den
gelmüthigen Witz des guten Albani veredeln, — den
Appetit des Gausfödisten erwecken *), — ihren Liberales
für ihren Hunger geben, — Plünderung, — Nothnacht,
— Gemetzel, wie in Cesena, — eine wahre Fluth von
Carbonari-Blut; — der schwache Mann wird den
Nachgeschmack davon haben, — so vieles Nothden in
seinem Namen!! — er wird zurückbeben ... er wird

*) Der Papst Gregor XVI. hatte kaum den päpstlichen Thron
bestiegen, als er die Empörung von Bologna erfuhr. Sein erster
Gedanke war, die Desfranchen in Hilfe zu rufen und die Gausfö-
disten aufzureizen. — Der Kardinal Albani schlug die Liberalen
bei Cesena, seine Soldaten verübten die Kirchen, — plünderten
die Stadt, — nothschickten die Frauen. — In Florenz beglügen
die Banden Mordthaten mit kaltem Blute. — Im Jahre 1830
zeigten sich die Gausfödisten öffentlich mit Medaillen mit dem
Bildnisse des Herzogs von Modena und des heiligen Vaters, Be-
kannungsbriefen im Namen der apostolischen Congregation, Privi-
legien und Straferlassen. Die Gausfödisten leisteten wörtlich fol-
genden Eid: „Ich schwöre, den Thron und den Altar
auf den Knochen der schändlichen Liberalen zu er-
heben, und ohne Erbarmen für das Geschrei der
Kinder und für die Thränen der Witwe und der
Weiber sie zu vertilgen.“ — Die von diesen Mäubern be-
gangenen Ausschweifungen überschritten alle Grenzen, der römische
Hof regularisirte die Anarchie und organisirte die Gausfödisten in
freiwillige Corps, denen er neue Privilegien bewilligte.

(Die Revolutionen und die Revolutionäre in
Italien. Revue des Deux-Mondes, 15. Novbr. 1844.)

zurückziehen . . . — jeder seiner Tage wird seinen Gewissenhaftig haben, — jede Nacht ihren Schrecken, — jede Minute ihre Angst. — Und die Abdankung, mit der er bereits gedrohet hat, wird endlich kommen, — vielleicht zu früh. — Das ist jetzt die einzige Gefahr; — an Ihnen ist es, dem vorzubeugen.“

„Im Falle der Abdankung . . . hat mich der Großpönitentiar verstanden. — Anstatt einem General das Commando unseres Ordens, der besten Miliz des heiligen Stuhles, anzuvertrauen, werde ich ihn selbst commandiren. — Dann wird mich diese Miliz nicht mehr beunruhigen: — ein Beispiel sind . . . die Janitscharen und die Prätorianer-Garden, immer verderblich bringend der Obrigkeit; — warum? — weil sie sich haben als Vertheidiger der Gewalt außer der Gewalt bilden können, — daher ihre Macht der Einschüchterung.“

„Clemens XIV.? ein einfältiger Mensch — unsere Gesellschaft zu beschimpfen, aufzuheben, ein abgeschmackter Fehlgriß. — Ihn vertheidigen, — unschuldig machen, — sich als ihren General erklären, — das hätte er thun müssen. — Die Gesellschaft, damals in seiner Gewalt, willigte in Alles; — er vereinigte, — verleihte uns dem heiligen Stuhle ein, der unsere Dienstelle . . . nicht mehr zu fürchten hatte. — Clemens XIV. ist an der Rolle gestorben. — Gelehrten ist gut predigen. — Wenn der Fall eintritt, werde ich diesen Tod nicht sterben.“

Die Handtuke und seine Stimme Rosa-Pompens
erschallte von Strenem.

Molin sprang vor John auf seinem Stuhle auf;
aber halb, und in dem Maße, als er den folgenden
Vers hörte, den er nicht kannte (er kannte seinen Be-
ranger nicht anamendig, wie Philemons Wittwe),
blieb der Jesuit, der empfänglich für gewisse wunder-
lich abergläubische Ideen war, betreten, fast bestürzt
über dieses seltsame Zusammentreffen. Es ist der gute
Papp Béranget's, welcher spricht:

Que sont les rois ? de sots bélitres !
Ou des brigands, qui, gros d'orgueil,
Donnant leurs crimes pour des titres,
Entre eux se poussent au cercueil.
A prix d'or je puis les absoudre
Ou changer leur sceptre en bourdon.

Ma dondon

Riez donc,

Sautez dono !

Regardez moi lancer la foudre,
Jupin m'a fait son héritier,
Je suis entier.

(Was sind die Könige ? Unpige Narren ! — Ober Mü-
her, die, aufgeblasen vor Stolz, — Indem sie ihre
Verbrechen für Ansprache ausgeben, — Sich unter sich
ins Grab stoßen. — Für Gold kann ich sie freisprechen, —
Oder ihren Scepter in einen Pilgerstab verwandeln. —
Meine Dondon, — Lache doch, — Päpste wühl. —

nach dem Völkchen, — Jupiter hat mich zu seinem Erben gemacht, — Ich bin vollkommen.)

Schall aufgestanden von seinem Stuhle, den Fests vor-
geschickt, das Auge starr, horchte Robin nach, als
Rosa Thompson, wie eine Wanne von einer Stimme zur-
ückkam, von ihrem Apartment bereits von
tödtlichen Schlägen des Götter's summt.

Da er nichts mehr hörte, so setzte sich der Besess-
ene mit einer Art von Besinnung; aber nach Ver-
lauf einiger Minuten das Nachdenkliche wieder sein Ge-
sicht plötzlich; er sah eine glückliche Vorbedeutung in
diesem seltsamen Zwischenfalle.

Er ergriff seine Feder wieder, und seine ersten Worte
trugen so zu sagen das Gepräge dieses außerordentli-
chen Vertrauens auf das Wahrsagische.

„ — Klamm habe ich mehr an den guten Erfolg
geglaubt, als in diesem Augenblicke. Ein Grund mehr,
um nichts zu vernachlässigen. — Jede Abnung gebietet
eine Verdoppelung des Eifers. — Gestern habe ich einen
neuen Gedanken gehabt.“

„ — Man wird hierin einstimmend wirken. —
Ich habe ein ultra-katholisches Journal gegründet: Die
Liebe des Nächsten. — Nach seiner ultra-montanen,
— wagnischen, — freihetmännlichen Art, — wird
man es für ein Organ von Rom halten. — Ich werde
diesem Vorzuge Manchen danken. — Gute Nacht!“

„ — Das ist sehr Recht.“

„ — Ich will die Frage über die Fortschritt des Landes

wird aufnehmen; — die Liberalen des Continents werden uns beistehen. — Die Gefälligen, sie lassen uns an dem allgemeinen Rechte zu, wir spielen Privilegien, unsere geistlichen Freiheiten, unser Einfluß im Brabant, unsere Befreiung von Steuern, und gerade durch die Vortheile, welche wir genießen, von dem allgemeinen Rechte ausschließen. — Dagegen Gefällige, sie haben uns für entworfen, weil sie selbst uns gegenüber ohne Waffen sind."

"Eine halbe Frage; — vernünftiges Befreiung; — neues Unbehagen für den schwachen Mann. — Jedes Räuberlein schwelt den Stumm."

"Das ist mir wieder Recht."

"Um Alles in zwei Worte zusammen zu fassen: — Das Ende ist die Abhandlung; — Das Mittel: Redereien, heftige Worte. — Die Geschichte von Napoleon bezieht die Gemählung. — Ueber den Preis, den es ist die Thore verläuft."

Robin unterbrach sich plötzlich im Schreiben, indem er glaubte, Geräusch vor der Thüre seines auf die Korymb führenden Zimmers gehört zu haben; er horchte und hielt den Athem an; Alles wurde wieder still, er glaubte sich getrost zu haben, und ergriß ein Feder-Messer.

"Ich übernehme die fernestehende Angelegenheit; — die einzige Rolle unserer individuellen Berechnungen; — man muß sie wieder von vorn anfangen, — das Spiel der Interessen, — die Beziehungen der Individuen, an die Stelle der einfältigen, selbstständigen von Natur."

getrugt treten lassen; — er hat beinahe Alles geführt; — er hat inzwischen sehr gute Eigenschaften, — er hat Welt, — Ueberredungsgabe, — einen richtigen Blick, — aber nur eine Tonleiter, — und dann, nicht groß genug, um es zu verstehen, sich klein zu machen. — In seiner wahren Mitte, werde ich ihn zu benutzen wissen, — die einzelnen Theile davon sind gut. — Ich habe zu rechter Zeit die offene Vollmacht des ehrwürdigen Pater G. benutzt; — im Nothfalle werde ich dem Pater d'Algrigny die geheimen, von dem General gegen mich eingegangenen Verpflichtungen mittheilen. — Bis hierhin hat man ihn für diese Erbschaft die Bestimmung, welche Sie wissen, ersinnen lassen, — ein guter Gedanke, — aber unzeitig, — dasselbe Ziel, auf einem andern Wege.“

„Die Auskünfte; falsch, — es sind mehr als zweihundert Millionen vorhanden; tritt der mögliche Fall ein, ist das Zweifelhafte gewiß, — bleibt noch eine unermessliche Aussicht zum Handeln. — Die Renepontische Angelegenheit ist in diesem Augenblicke doppelt die meinige, — vor Ablauf von drei Monaten werden diese zweihundert Millionen — durch den freien Willen der Erben — unser sein; — es muß sein; — denn wenn dieses fehlschläge, — so entgeht mir der irdische Theil, — meine Aussichten sinken um die Hälfte. — Ich habe gänzliche Vollmacht verlangt; — die Zeit drängt, ich handle, als ob ich sie hätte. — Eine Auskunft ist mir für meine Pläne unentbehrlich; — ich erwarte Sie von Ihnen; — ich muß sie haben, —

Sie versprechen mich? — der hohe Einfluß Ihres Bruders an dem Wiener Hofe wird Ihnen dienen. — Ich will die genauesten näheren Umstände über die gegenwärtige Stellung des Herzogs von Reichstadt wissen, — Napoleons II. der Anhänger des Kaisers. — Kann man, ja oder nein, durch Ihren Bruder mit dem Prinzen, und zwar ohne Wissen seiner Umgebung, einen geheimen Briefwechsel anknüpfen?“

„Nehmen Sie rasch Ihre Maßregeln — das ist dringend nothwendig — diese Note geht heute ab — ich werde sie morgen vervollständigen... — Sie wird Ihnen, wie immer, durch den kleinen Kaufmann zukommen.“

In dem Augenblicke, wo Robin diesen Brief in einen doppelten Umschlag gesteckt und versiegelt hatte, glaubte er von Neuem Geräusch von außen zu hören.

Er horchte.

Nachdem es einige Augenblicke still gewesen, hallten mehrere Schläge an seine Thür in dem Zimmer wieder.

Robin erbehte: zum ersten Male seit beinahe einem Jahre, so lange er in diese Wohnung kam, klopfte man an seine Thür.

Indem er hastig den so eben geschriebenen Brief in die Tasche seines Ueberrockes steckte, öffnete der Jesuit den alien, unter dem Feldbette versteckten Koffer, nahm aus demselben ein, in ein zerrissenes Schnupstabaks-Taschentuch gewickeltes Packet Papiere, fügte demselben die mit Zeichenschrift geschriebenen Briefe hinzu, die er

so eben empfangen hatte und verschloß den Koffer wieder sorgfältig.

Man fuhr fort, außerhalb mit einer Verdoppelung der Ungebuld zu klopfen.

Robin nahm den Korb der Gemüsehändlerin in die Hand, seinen Regenschirm unter den Arm, und ging ziemlich besorgt, nachzusehen, wer der unbescheidene Besucher wäre.

Er öffnete die Thür und befand sich Rosa-Pompon, der lästigen Sängerin, gegenüber, welche, indem sie eine höfliche und artige Verbeugung machte, ihn mit vollkommen unbefangener Miene fragte:

— Herr Robin? wenn's beliebt.

IV.

Ein Freundschaftsdienst.

Trotz seines Erstaunens und seiner Besorgnisse verzog Robin keine Miene; er begann damit, seine Thür hinter sich zu verschließen, indem er den neugierigen Blick des jungen Mädchens bemerkte; dann sagte er gutmüthig zu ihr:

— Nach wem fragen Sie, mein liebes Kind?

— Nach Herrn Robin, — erwiderte Rosa-Pompon dreist, indem sie ihre hübschen blauen Augen in ihrer ganzen Größe aufschlug und Robin fest in's Gesicht blickte.

— Das ist nicht hier . . . — sagte er, indem er einen Schritt that, um die Treppe hinabzugehen. — Ich kenne ihn nicht, fragen Sie weiter oben oder weiter unten an.

— O! was das hübsch ist! . . . Lassen Sie sehen . . . Spasen Sie doch, in Ihrem Alter? — sagte Rosa-Pompon, indem sie die Achseln zuckte, — als ob man nicht wüßte, daß Sie Herr Robin heißen.

— Charlemagne, — sagte der Socius, indem er

sich verneigte, — Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich dazu im Stande wäre.

— Sie sind dazu nicht im Stande, — antwortete Rosa-Pompon in einem majestätischen Tone, und sie fügte mit einer schelmischen Miene hinzu: — Wir haben also Verstecke, Sie wissen schon, was ich sagen will? daß wir einen anderen Namen annehmen ... Wir sind bange, daß Madame Robin uns belauert.

— Hören Sie, mein liebes Kind, — sagte der Socius, indem er mit einer väterlichen Miene lächelte, Sie wenden sich nicht an den Unrechten: ich bin ein armer alter, gutmüthiger Mann, der die Jugend liebt ... die fröhliche Jugend ... Belustigen Sie sich demnach also, selbst auf meine Kosten ... aber lassen Sie mich vorbeih, denn ich habe Eile ...

Und Robin that einen neuen Schritt auf die Treppe zu.

— Herr Robin, — sagte Rosa-Pompon mit feierlicher Stimme, — ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen und Sie wegen einer Herzensangelegenheit um Rath zu fragen ...

— Ah! so, lassen Sie hören, kleine Närrin, Sie haben also Niemand in Ihrem Hause zu quälen, daß Sie in dieses kommen?

— Ei, ich wohne hier, Herr Robin, — antwortete Rosa-Pompon, indem sie schelmischer Weise den Namen ihres Opfers betonte.

— Sie? ei! was! ich wußte nicht, daß ich eine so hübsche Nachbarschaft hätte.

— Ja . . . ich wohne seit sechs Monaten hier, Herr Robin.

— Wahrhaftig! und wo denn?

— In dem dritten Stockwerke vorn heraus, Herr Robin.

— Sie waren es also, die so eben gesungen hat?

— Ich selbst, mein Herr.

— Sie haben mir das größte Vergnügen gemacht, in Wahrheit.

— Sie sind sehr gütig, Herr Robin.

— Und Sie wohnen mit Ihrer achtungswürdigen Familie hier, wie ich vermuthete?

— Ich glaube wohl, Herr Robin, — sagte Rosa-Pompon, indem sie die Augen mit einer unschuldigen Miene niederschlug, — ich wohne hier mit Großvater Philemon und Großmutter Bacchanal . . . eine Königin, nichts als das.

Robin war bis dahin ziemlich ernstlich besorgt gewesen, da er nicht wußte, auf welche Weise Rosa-Pompon seinen wahren Namen entdeckt hatte; als er aber den Namen der Bacchanten-Königin nennen hörte und erfuhr, daß sie in diesem Hause wohnte, fand er darin einen Ersatz für den unangenehmen, durch das Erscheinen Rosa-Pompons veranlaßten Vorfall. Es lag Robin in der That viel daran, zu wissen, wo die Bacchanten-Königin, die Geliebte Couche-tout-Ru's, und die

Schwester der Mapeux zu finden sei, der Mapeux, die seit ihrer Unterredung mit der Superiorin des Klosters, und seit dem Antheil, welchen sie an den Fluchtplänen des Fräuleins von Carboville genommen hatte, als gefährlich bezeichnet worden war. Außerdem hoffte Robin durch das, was er so eben erfahren hatte, Rosa-Pompon auf eine geschickte Weise dahin zu bringen, ihm den Namen der Person zu beichten, von welcher sie wußte, daß Herr Charlemagne Herr Robin hieße.

Raum hatte das junge Mädchen den Namen der Bacchanten-Königin ausgesprochen, als Robin die Hände faltete, indem er eben so überrascht, als lebhaft interessiert schien.

— Ach! mein liebes Kind, — rief er aus, — ich beschwöre Sie, scherzen wir nicht . . . Sollte es sich zufällig um ein junges Mädchen handeln, die diesen Beinamen hat und welche die Schwester einer verwachsenen Rätlerin ist? . . .

— Ja, mein Herr, die Bacchanten-Königin ist ihr Beiname, — sagte Rosa-Pompon nun auch ziemlich verwundert; — sie heißt Cephysse Goltveau, sie ist meine Freundin.

— Ah! sie ist Ihre Freundin? — sagte Robin überlegend.

— Ja, mein Herr, meine vertraute Freundin . . .

— Und Sie lieben sie?

— Wie eine Schwester . . . Armes Mädchen, ich thue für sie, was ich vermag, und das ist eben nicht

viel . . . Aber wie kennt ein achtbarer Mann von Ihrem Alter die Bacchanten-Königin? . . . Ah! ah! das beweiset, daß Sie einen falschen Namen annehmen . . .

— Mein liebes Kind, ich habe jetzt keine Lust mehr zu scherzen, — sagte Robin auf eine so traurige Weise, daß Rosa-Pompon, sich ihren Scherz vorwerfend, zu ihm sagte:

— Aber am Ende, wie kennen Sie Cephysse?

— Ach! sie kenne ich nicht; . . . sondern einen wackeren jungen Mann, der sie zum Sterben liebt! . . .

— Jacques Rennepont? . . .

— Auch Couche-tout-Ru genannt . . . In diesem Augenblicke ist er im Schuldgefängnisse, — erwiderte Robin mit einem Seufzer. — Ich habe ihn gestern dort gesehen.

— Sie haben ihn gestern gesehen? Aber, wie sich das trifft! — sagte Rosa-Pompon, indem sie in ihre Hände schlug; — dann kommen Sie geschwind, kommen Sie sogleich zu Philemon, Sie werden Cephysen Nachrichten von ihrem Geliebten geben; . . . sie ist so besorgt! . . .

— Mein liebes Kind . . . ich möchte ihr nur gute Nachrichten von diesem würdigen jungen Manne geben, den ich trotz seiner Thorheiten liebe; denn, wer hat keine Thorheiten begangen? — fügte Robin mit einer nachsichtigen Gutmüthigkeit hinzu.

— Bei Gott . . . — sagte Rosa-Pompon, indem

sie sich auf ihren Hüften schaukelte, als ob sie noch als Debardeur verkleidet wäre . . .

— Ich möchte mehr sagen, — fügte Robin hinzu, — ich liebe ihn wegen seiner Thorheiten; denn, sehen Sie, man mag noch so viel sagen, mein liebes Kind, es ist immer ein guter Grund, ein gutes Herz, kurz irgend etwas bei denen vorhanden, welche ihr Geld freigebig für Andere ausgeben.

— Ei! Sie sind ein sehr wackerer Mann! — sagte Rosa-Pompon, über Robins Philosophie entzückt. — Aber warum wollen Sie Cephysen nicht besuchen, um ihr von Jacques zu erzählen?

— Wozu nützt es, ihr das mitzutheilen, was sie weiß? daß Jacques im Gefängniß ist? . . . Was ich möchte, ist, diesen würdigen jungen Mann aus einer so schlimmen Lage ziehen! . . .

— O! mein Herr, thun Sie das, ziehen Sie Jacques aus dem Gefängnisse, — rief Rosa-Pompon feurig aus, — und wir werden Sie alle Beide küssen, Cephysen und ich.

— Das wäre verlorenes Gut, liebe kleine Ausge-lassene, — sagte Robin lächelnd; — aber beruhigen Sie sich, ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich es kann.

— Demnach also hoffen Sie, Jacques aus dem Gefängnisse zu ziehen?

Robin schüttelte den Kopf und begann mit einer kummervollen und verdrießlichen Miene wieder;

— Ich hoffte es . . . Gewiß . . . ich hoffte es; . . . aber, in diesem Augenblicke . . . begreifen Sie? hat sich Alles geändert . . .

— Und warum denn? -- fragte Rosa-Pompon überrascht.

— Dieser schlechte Scherz, den Sie mir spielen, indem Sie mich Herr Robin nennen, muß Ihnen sehr belästigend scheinen, mein Liebes Kind; ich verstehe: Sie sind darin nur ein Echo . . . Irgend Jemand wird Ihnen gesagt haben: gehen Sie hin, und sagen Sie Herrn Charlemagne, daß er Herr Robin heiße . . . das wird sehr spaßhaft sein . . .

— Ganz gewiß wäre es mir nicht eingefallen, Sie Herr Robin zu nennen, man erfindet einen Namen, wie der da, nicht von selbst, — antwortete Rosa-Pompon.

— Nun denn! diese Person hat mit ihren schlechten Späßen dem armen Jacques Rehnepont, ohne es zu wissen, großen Schaden gethan . . .

— Ach! mein Gott! und das, weil ich Sie Herr Robin, statt Herr Charlemagne, genannt habe! — rief Rosa-Pompon ganz betrübt aus, indem sie nun den Scherz bedauerte, den sie auf Anstiften Nini-Moulin's gemacht hatte.

— Aber was hat am Ende, mein Herr, — begann sie wieder, — dieser Scherz mit dem Dienste gemein, den Sie Jacques erweisen wollten?

— Es ist mir nicht erlaubt, es Ihnen zu sagen, mein Liebes Kind. In Wahrheit . . . ich bin untröstlich

über Alles das, wegen des armen Jacques . . . glauben Sie es nur; aber erlauben Sie mir, hinunter zu gehen.

— Hören Sie mich an, mein Herr, ich bitte Sie, — sagte Rosa-Pompon, — wenn ich Ihnen den Namen der Person nannte, welche mich aufgefordert hat, Sie Herr Robin zu nennen, würden Sie sich dann immer noch für Jacques interessieren?

— Ich suche Niemandes Geheimnisse zu erforschen . . . mein liebes Kind; . . . Sie sind in alle dem das Spielwerk oder das Echo von vielleicht sehr gefährlichen Personen gewesen, und, meiner Treue! . . . trotz der Theilnahme, welche mir Jacques Kennepont einflößt, habe ich armer Mann, Sie verstehen wohl, keine Lust mir Feinde zu machen . . . Gott bewahre mich davor!

Rosa-Pompon verstand nichts von Robins Befürchtungen, und er verrechnete sich dabei nicht, denn nach einer Secunde der Ueberlegung sagte das junge Mädchen zu ihm:

— Sehen Sie, mein Herr, das ist zu hoch für mich, ich verstehe nichts davon; aber so viel weiß ich, daß ich untröstlich sein würde, einem wackeren jungen Manne durch einen Scherz Schaden zugefügt zu haben; ich will Ihnen demnach ganz einfach sagen, wie es sich damit verhält: meine Offenherzigkeit wird vielleicht zu etwas nützen . . .

— Die Offenherzigkeit klärt oft die dunkelsten Sachen auf, — sagte Robin gravitatisch.

— Am Ende, — sagte Rosa-Pompon, — geschieht

Rini-Moulin Recht. Warum läßt er mich Albernheiten sagen, welche dem Geliebten dieser armen Cephysse schaden können? Sehen Sie, mein Herr, was sich zugetragen hat: Rini-Moulin, ein großer Spaßvogel, hat Sie so eben auf der Straße gesehen; die Pförtnerin hat ihm gesagt, daß Sie Herr Charlemagne hießen. Zu mir hat er gesagt, nein, er heißt Robin, man muß ihm einen Streich spielen: gehen Sie an seine Thür, Rosa-Pompon, klopfen Sie an, und nennen Sie ihn Herr Robin. Sie werden das drollige Gesicht sehen, das er machen wird . . . Ich hätte Rini-Moulin versprochen, ihn nicht zu nennen; aber, da das im Stande wäre Jacques zu schaden . . . so sei es, ich nenne ihn.

Bei dem Namen Rini-Moulin hatte Robin eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken können. Dieser Schmähschriftschreiber, dem er die Redaction der Liebe des Nächsten übertragen hatte, war persönlich nicht zu fürchten; aber Rini-Moulin, der sehr plauderhaft und sehr mittheilend war, wenn er getrunken hatte, konnte beunruhigend, hinderlich werden, besonders wenn Robin, wie das wahrscheinlich war, mehrere Male in dieses Haus zurückkehren mußte, um durch die Vermittelung der Bacchanten-Königin seine Pläne auf Couche-tout-Ru auszuführen. — Der Socinus nahm sich demnach vor, dieser Unannehmlichkeit abzuhelpfen.

— Demnach also, mein liebes Kind, — sagte er zu Rosa-Pompon, — ist es ein Herr Desmoulin, der

Sie aufgefordert hat, mir diesen schlechten Scherz zu spielen?

— Nicht Desmoulin ... sondern Dumoulin, — erwiderte Rosa-Pompon. — Er schreibt in geistliche Journale, und er vertheidigt die Frommen für Geld, das man ihm giebt, denn wenn Mini-Moulin ein Frommer ist ... so sind seine Schutzpatrone Sanct Immerdurst und Sanct Ehcarr, wie er selbst sagt.

— Dieser Herr scheint mir sehr lustig.

— O! ein sehr guter Mensch!

— Aber warten Sie doch, warten Sie doch, — begann Robin wieder, indem er seine Erinnerungen zu sammeln schien; — ist er nicht ein Mann von sechs- unddreißig bis vierzig Jahren, dick ... mit rothem Gesicht? ...

— Roth, wie ein Glas rother Wein, — sagte Rosa-Pompon, — und dazu eine sinnige Nase ... wie eine Himbeere ...

— Ganz recht, das ist er ... Herr Dumoulin ... ol dann beruhigen Sie mich gänzlich, mein liebes Kind; der Scherz beunruhigt mich eben nicht mehr, Herr Dumoulin ist ein sehr würdiger Mann, der vielleicht nur das Vergnügen ein wenig zu sehr liebt.

— Demnach also, mein Herr, werden Sie immerhin Jacques nützlich zu sein trachten? Der einfältige Scherz Mini-Moulin's wird Sie nicht davon abhalten?

— Nein, ich hoffe es.

— Ach! so, ich brauche Rini-Moulin nicht zu sagen, daß Sie wissen, daß er es ist, der mir geheißen Sie Herr Robin zu nennen, nicht wahr, mein Herr?

— Warum nicht? In allen Sachen, mein liebes Kind, muß man immer offenherzig die Wahrheit sagen.

— Aber, mein Herr, Rini-Moulin hat mir so sehr anempfohlen, ihn Ihnen nicht zu nennen ...

— Wenn Sie ihn mir genannt haben, so geschah es aus einem sehr guten Beweggrunde; warum es ihm nicht gefallen? ... Uebrigens, mein liebes Kind, geht das Sie an, und nicht mich ... Machen Sie es, wie Sie wollen.

— Und darf ich Cephysen Ihre gütigen Absichten für Jacques mittheilen?

— Offenherzigkeit, mein liebes Kind, immer Offenherzigkeit ... Man riskirt niemals etwas, das zu sagen, was ist ...

— Arme Cephysse, wie glücklich sie sein wird! ... sagte Rosa-Pompon freudig, — und das wird ihr sehr gelegen kommen ...

— Nur muß sie sich dieses Glück nicht zu sehr übertreiben ... ich verspreche nicht bestimmt ... diesem würdigen jungen Mann aus dem Gefängniß verheffen zu können ... ich sage, daß ich es versuchen werde; ... aber was ich bestimmt verspreche ... denn ich glaube, Ihre Freundin ist seit Jacques Verhaftung in einer sehr bedrängten Lage ...

— Ach leider ... mein Herr ...

— Was ich bestimmt verspreche, sage ich, ist eine kleine Unterstützung ... welche Ihre Freundin heute empfangen wird, damit sie Mittel hat, ehrbar zu leben ... und wenn sie folgsam ist, ei nun! ... wenn sie folgsam ist, so wird man späterhin sehen ...

— Ach! Sie wissen nicht, wie Sie zu rechter Zeit ... dieser armen Cephyse zu Hülfe kommen ... Man könnte sagen, daß Sie ihr wahrer guter Engel wären ... Meiner Treue, mögen Sie sich nun Herr Robin oder Herr Charlemagne nennen, Alles, was ich versichern kann, ist, daß Sie ein vortrefflicher ...

— Gehen Sie, gehen Sie, übertreiben wir nichts, — sagte Robin, indem er Rosa-Pompon unterbrach, — sagen Sie, ein guter alter wackerer Mann, und weiter nichts, mein liebes Kind. Aber sehen Sie doch, wie die Sachen zuweilen zusammentreffen! Ich frage Sie ein wenig, wer hätte mir gesagt, als ich an meine Thür klopfen hörte, was mich, ich gestehe es, sehr verdrießlich machte, wer hätte mir da gesagt, daß es eine liebe Nachbarin wäre, die mich unter dem Vorwande eines schlechten Scherzes auf den Weg einer guten Handlung brächte? ... Gehen Sie, machen Sie Ihrer Freundin Muth ... heute Abend wird sie eine Unterstützung erhalten, und, meiner Treue, Vertrauen und Hoffnung. Gott sei Dank! es giebt noch gute Leute auf der Welt!

— Ach! mein Herr ... Sie beweisen es wohl.

— Machen Sie davon kein großes Aufheben, das ist

Ah! so, mein liebes Kind, — sagte er, als alle Beide in die Hausflur traten, — ich bedarf Ihrer Hilfe nicht mehr, gehen Sie rasch wieder zu Ihrer Freundin hinauf, um ihr die guten Nachrichten zu überbringen, die Sie wissen.

— Ja, mein Herr, Sie haben Recht; denn ich brenne vor Verlangen ihr zu sagen, was für ein wackerer Mann Sie sind!

Und Rosa-Pompon eilte auf die Treppe.

— Nun! . . . nun! . . . und mein Korb, den sie mitnimmt, diese kleine Ausgelassene! — sagte Robin.

— Ach! es ist wahr . . . Verzeihung, mein Herr, da ist er . . . Arme Cephyse! wie zufrieden wird sie sein! Leben Sie wohl, mein Herr.

Und das liebliche Gesicht Rosa-Pompons verschwand hinter dem Geländer der Treppe, welche sie mit munteren und ungeduldigen Schritten hinauffstieg.

Robin trat aus der Hausflur.

— Hier ist Ihr Korb wieder, liebe Frau, — sagte er, indem er auf der Schwelle des Ladens der Mutter Arsene stehen blieb, — ich danke Ihnen ganz ergebenst . . . für Ihre Gefälligkeit . . .

— Nicht Ursache, mein werther Herr, es steht Alles zu Ihren Diensten . . . Nun! war der Kettig gut?

— Saftig, meine liebe Frau, saftig und vortrefflich.

— Ah! das freut mich. Wird man Sie bald wieder sehen?

— Ich hoffe ja . . . Aber könnten Sie mir ein benachbartes Postbureau andeuten?

— Wenn Sie links um die Ecke gehen, das dritte Haus, bei dem Gewürzkrämer.

— Tausend Dank!

— Ich wette, daß es ein Liebesbrief für Ihre gute Freundin ist, — sagte Mutter Arsène, wahrscheinlich von der Heiterkeit Rosa-Pompons und Nini-Moulins angesteckt.

— Eh! . . . eh! . . . eh! . . . Diese liebe Frau, — sagte Robin lachend, hierauf plötzlich wieder vollkommen ernst werdend, machte er der Gemüsehändlerin eine tiefe Verbeugung, indem er zu ihr sagte:

— Von ganzem Herzen Ihr Diener . . .

Und er erreichte die Straße wieder.

.
Jetzt werden wir den Leser in das Haus des Doctors Valeinier führen, in welchem Fräulein von Carboville noch eingesperrt war.

V.

Die Rathschläge.

Seit dem doppelten nächtlichen Versuche Agricola und Dagoberts, nach dessen Mißlingen es jedoch dem ziemlich gefährlich verwundeten Soldaten durch die kühne Aufopferung Agricola und mit dem heldenmüthigen Beistande Rabat-Joie's gelungen war, die kleine Pforte des Klostergartens wieder zu erreichen und über den äußeren Boulevard mit dem jungen Schmied zu entfliehen, war Abrienne von Carboville in der Heilanstalt des Doctors Valeinier noch enger eingeschlossen worden.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen, Abrienne war seit dem vorhergehenden Tage in ein Zimmer im zweiten Stockwerke der Heilanstalt gebracht worden. Das vergitterte, von außen durch einen nur nach oben offenen Kasten verschlossene Fenster desselben ließ nur eine schwache Helle in dieses Gemach bringen.

Seit ihrer Unterredung mit der Mapeux wartete das junge Mädchen von einem Tage zum andern darauf, durch die Vermittelung ihrer Freunde befreit zu werden; aber sie empfand eine schmerzliche Besorgniß

in Beziehung auf Agri~~gn~~ und auf Dagobert; der Ausgang des von ihren Befreiern während einer der vorhergehenden Nächte gegen die Leute des Irrenhauses und des Klosters begonnenen Kampfes war ihr durchaus unbekannt geblieben, vergebens hatte sie ihre Wärterinnen darüber befragt; diese waren stumm geblieben.

Diese neuen Vorfälle erhöhten den bitteren Groll Adriennens gegen die Prinzessin von Saint-Dizier, den Pater d'Agri~~gn~~ und ihre Geschöpfe noch mehr.

Die leichte Blässe des reizenden Gesichts des Fräuleins von Carboville, ihre schönen, ein wenig matten Augen verriethen kürzlich ausgestandene Angst; vor einem kleinen Tische sitzend, ihre Stirn auf eine ihrer Hände gestützt, halb durch die langen Locken ihrer goldigen Haare verschleiert, blätterte sie in einem Buche.

Plötzlich ging die Thür auf und Herr Valeinier trat ein.

Der Doctor, ein Laien-Bruder der Jesuiten und ein gehorsames und passives Werkzeug von dem Orden, war, wie wir bemerkt haben, nur halb in dem Vertrauen des Pater d'Agri~~gn~~ und der Prinzessin von Saint-Dizier. Er hatte den Zweck der Einsperrung des Fräuleins von Carboville nicht gekannt, ihm war auch der plötzliche Wechsel der Stellung, welcher am Tage zuvor zwischen dem Pater d'Agri~~gn~~ und Robin nach dem Vorlesen von dem Testamente Marius von Rennepons stattgefunden hatte, gänzlich unbekannt; der Doctor hatte nur am Tage zuvor von dem Pater d'Agri~~gn~~

(der damals schon den Eingebungen Robins gehorchte) den Auftrag erhalten, Fräulein von Carboville noch enger einzuschließen, die Strenge in Bezug auf sie zu verdoppeln, kurz sie, man wird sehen, durch welche Mittel, zu zwingen, auf die Verfolgungen zu verzichten, die sie später gegen ihre Verfolger eintreten zu lassen sich vorgenommen hatte.

Bei dem Anblicke des Arztes vermochte Fräulein von Carboville den Widerwillen und die Verachtung nicht zu unterdrücken, welche dieser Mann ihr einflößte.

Immer lächelnd, immer süßlich näherte sich dagegen Herr Baleinier Abriennen auf eine unbefangene und vollkommen vertrauende Weise, blieb einige Schritte weit von ihr stehen, wie um die Züge des jungen Mädchens aufmerksam zu prüfen, dann fügte er hinzu, als ob er mit den Bemerkungen, die er so eben gemacht hatte, zufrieden gewesen wäre:

— Gott Lob! die unglückseligen Ereignisse der vorgestrigen Nacht werden einen minder betrübenden Einfluß gehabt haben, als ich fürchtete. . . Es ist Besserung vorhanden, die Gesichtsfarbe ist weit frischer, die Haltung weilt ruhiger, die Augen sind noch ein wenig feurig, aber sie leuchten nicht mehr von einem unnatürlichen Glanze. Es ging so gut mit Ihnen! . . . Jetzt ist der Zeitpunkt Ihrer Genesung weiter hinausgeschoben, . . . denn das, was sich vorgestern Nacht unglücklicher Weise zugetragen, hat Sie in eine um so bedauerns-

werthere Ueberspannung versteht, da Sie sich desselben nicht einmal bewußt waren. Aber glücklicher Weise wird mit Hülfe unserer Behandlung Ihre Genesung hoffentlich nur um einige Zeit verschoben sein.

So sehr Sie auch an die Redheit des Affilirten der Congregation gewöhnt war, so konnte sich Fräulein von Carboville dennoch nicht enthalten, ihm mit einem Lächeln voll bitterer Geringschätzung zu sagen:

— Wie schamlos ist doch Ihre anscheinende Rebllichkeit, mein Herr! Welche Unverschämtheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld wohl zu verdienen! . . . Niemals einen Augenblick lang ohne Ihre Maske: immer List und Trug auf den Lippen. Wahrhaftig, wenn dieses schändliche Spiel Sie eben so sehr ermüdet, als es mir Ekel und Verachtung einflößt, so bezahlt man Sie nicht hoch genug.

— Ach! — sagte der Doctor in einem ergriffenen Tone, — immer diese bedauernswerthe Vorstellung zu glauben, daß Sie unserer Behandlung nicht bedürfen! daß ich Komödie spielte, wenn ich Ihnen von dem betrübenden Zustande rede, in welchem Sie sich befanden, als man genöthigt gewesen ist, Sie ohne Ihr Wissen hierher zu führen. Aber mit Ausnahme dieses kleinen Zeichens hartnäckiger Geistesverirrung hat sich Ihr Zustand wundervoll verbessert; Sie gehen einer gänzlichen Genesung entgegen. Späterhin wird mir Ihr vortreffliches Herz die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die mir

geköhnt; und eines Tages werde ich beurtheilt werden, wie ich es verdiene.

— Ich glaube es, mein Herr; ja, der Tag naht heran, an welchem Sie werden verurtheilt werden, wie Sie es verdienen, — sagte Adrienne, indem sie diese Worte betonte.

— Immer noch diese andere fixe Idee, — sagte der Doctor mit einer Art von Mitleiden. — Ich bitte Sie, sein Sie doch vernünftig . . . Denken Sie nicht mehr an diese Kindereien . . .

— Darauf verzichteten, von den Gerichten Genugthuung für mich und Sühnde für Sie und Ihre Helfershelfer zu verlangen . . . niemals, mein Herr . . . o! niemals.

— Gut!! — sagte der Doctor, indem er die Achseln zuckte, — einmal aus meinem Hause werden Sie . . . Gott sei Dank! an gar andere Dinge zu denken haben . . . meine schöne Feindin.

— Sie vergessen frommer Weise das Böse, was Sie thun, ich weiß es . . . Aber ich, mein Herr, ich habe ein besseres Gedächtniß.

— Reden wir ernstlich: haben Sie wirklich die Absicht, sich an die Gerichte zu wenden? — erwiderte der Doctor Baleinier in einem ernsten Tone.

— Ja, Herr. Und Sie wissen, . . . daß ich das, was ich will . . . fest will. —

— Nun denn! ich bitte, ich beschwöre Sie, diesen Gedanken nicht zur Ausführung zu bringen, — fügte

der Doctor in einem immer mehr ergriffenen Tone hinzu; — ich bitte Sie inständigst darum, und das zu Ihrem eigenen Besten . . .

— Ich glaube, mein Herr, daß Sie ein wenig zu sehr Ihre Interessen mit den meinigen vermengen . . .

— Hören Sie, — sagte der Doctor Saleinter mit einer geheuchelten Ungebuld und gleichsam, als ob er gewiß gewesen wäre, Fräulein von Carboville augenblicklich zu überzeugen, — hören Sie, würden Sie den traurigen Muth haben, zwei Personen voller Herz und Edelmuth in Verzweiflung zu stürzen?

— Nur zwei? der Scherz würde weit vollständiger sein, wenn Sie deren drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé d'Aigrigny; . . . denn das sind ohne Zweifel die edelmüthigen Personen, in deren Namen Sie mein Mitleid anrufen?

— Et! Fräulein, es handelt sich weder von mir, noch von Ihrer Tante, noch von dem Abbé d'Aigrigny.

— Aber von wem handelt es sich denn, mein Herr? — sagte Fräulein von Carboville erstaunt.

— Es handelt sich um zwei arme Teufel, die sich, ohne Zweifel von Denjenigen abgesandt, welche Sie Ihre Freunde nennen, neulich Nacht in das benachbarte Kloster eingeschlichen haben, und die aus dem Kloster in diesen Garten gekommen sind . . . Die Gewehrscüsse, welche Sie gehört haben, sind auf sie abgefeuert worden.

— Ach! ich dachte mir's . . . Und man hat sich ge-

welgert, mir zu sagen, ob Sie verwundet worden wären! . . . sagte Adrienne mit einer schmerzlichen Rührung.

— Der Eine von ihnen hat in der That eine Wunde erhalten, aber wenig gefährlich, da er hat gehen und den Leuten entweichen können, welche ihn verfolgten.

— Gott sei gelobt! — rief Fräulein von Carboville, inbrünstig die Hände faltend, aus.

— Nichts ist lobenswerther, als Ihre Freude bei der Nachricht, daß Sie entkommen sind; aber durch welchen seltsamen Widerspruch wollen Sie denn dann jetzt die Gerechtigkeit auf ihre Spur bringen? . . . In Wahrheit, eine seltsame Weise, ihre Aufopferung anzuerkennen!

— Was sagen Sie, mein Herr? — fragte Fräulein von Carboville.

— Denn am Ende, wenn Sie verhaftet worden, — begann der Doctor Valemier wieder, ohne ihr zu antworten, — so wird es sich, da Sie sich des Einstiegens und des Einbruchs während der Nacht schuldig gemacht haben, für Sie um die Galeeren handeln . . .

— Himmel! . . . und das für mich! . . .

— Ja! für Sie . . . und, was schlimmer ist, durch Sie würden Sie verurtheilt werden.

— Durch mich, . . . mein Herr?

— Gewiß, wenn Sie Ihre Rachepläne gegen Ihre Tante und gegen den Abbé d'Algrigny in Ausführung bringen (ich rede Ihnen nicht von mir, ich bin geschäftig);

mit einem Worte, wenn Sie darauf beharren sollten, vor den Gerichten Klage zu führen, ungerechter Weise in dieses Haus eingesperrt worden zu sein . . .

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, — erklären Sie sich, — sagte Adrienne mit zunehmender Besorgniß.

— Aber, Kind, das Sie sind, — rief der Jesuiten-Laienbruder mit einer überzeugten Miene aus, — glauben Sie denn, daß, wenn die Gerechtigkeit einmal mit einer Sache beschäftigt ist, man ihren Lauf und ihr Wirken, wo man will und wie man will, aufhält? Wenn Sie dieses Haus verlassen, so bringen Sie eine Klage gegen mich und gegen Ihre Familie an, nicht wahr? Gut! was geschieht? Die Gerechtigkeit legt sich in's Mittel, sie untersucht, sie läßt Zeugen vorfordern, sie geht in die genauesten Nachforschungen ein. Was folgt dann daraus? Daß dieses nächtliche Einsteigen, an dessen Geheimhaltung die Superiorin jenes Klosters, aus Furcht vor Aergerniß, ein gewisses Interesse hat, daß dieser nächtliche Versuch, sage ich, den auch ich nicht rufbar machen möchte, gezwungener Weise bekannt gemacht wird, und da es sich um ein sehr schweres Verbrechen handelt, das eine entehrende Strafe nach sich zieht, so trifft die Gerechtigkeit Anstalten, betreibt die Auffuchung dieser Unglücklichen, und wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, in Paris, entweder durch irgend eine Pflicht, oder durch ihr Gewerbe, oder sogar, vermuthlich überzeugt, aus einem achtbaren

Beweggründe gehandelt zu haben, durch die trügerische Sicherheit, in welcher sie sich befinden, zurückgehalten sind, so findet man sie, verhaftet sie, und wer hätte dann diese Verhaftung hervorgerufen? Sie selbst, durch Ihre Klage gegen uns.

— Ha! mein Herr, das wäre abscheulich ... das ist unmöglich.

— Das wäre im Gegentheil sehr möglich, — erwiderte Herr Valeinier, — während ich und die Superiorin, die wir am Ende allein das Recht haben, uns zu beklagen, nichts lieber wünschen, als diese böse Geschichte zu vertuschen, sind Sie es demnach also ... Sie ... für welche diese Unglücklichen die Galeeren riskirt haben, Sie sind es, welche sie der Gerechtigkeit überliefern werden.

Obgleich Fräulein von Cardoville nicht gänzlich von dem Jesuiten-Ealenbruder getäuscht wurde, so errieth sie doch, daß die gnädigen Gesinnungen, welche er in Bezug auf Dagobert und seinen Sohn ausüben zu wollen schien, durchaus von dem Entschlusse abhängen würden, welchen sie faßte, indem sie die rechtmäßige Rache, welche sie von der Gerechtigkeit fordern wollte, aufgab oder nicht.

In der That, Rabin, dessen Verhaltensvorschriften der Doctor ohne es zu wissen befolgte, war zu schlau, um dem Fräulein von Cardoville sagen zu lassen: Wenn Sie irgend eine Verfolgung versuchen, so giebt man Dagobert und seinen Sohn an, da man denselben Zweck

erreichte, wenn man Adriennen in Bezug auf ihre beiden Befreier Furcht genug einflößte, um sie von jeder Verfolgung abwendig zu machen.

Ohne die Bestimmung des Gesetzes zu kennen, hatte Fräulein von Carboville zu viel gesunden Verstand, um nicht einzusehen, daß Dagobert und Agricol in der That auf eine sehr gefährliche Weise wegen ihres nächtlichen Unternehmens beunruhigt und sich also in einer sehr schrecklichen Lage befinden könnten.

Und dennoch, wenn sie an alles das dachte, was sie in diesem Hause gelitten hatte, wenn sie allen gerechten Groll berechnete, der sich auf dem Grunde ihres Herzens gesammelt hatte, fand es Adrienne grausam, auf das bittere Vergnügen zu verzichten, so abscheuliche Umtriebe zu entschleiern und sie der öffentlichen Schande preiszugeben.

Fest überzeugt, die Ursache des Schweigens und des Schwankens derjenigen zu kennen, welche er für durch ihn getäuscht hielt, beobachtete der Doctor Baleinier Fräulein von Carboville mit thätlicher Aufmerksamkeit.

— Aber am Ende, mein Herr, — begann sie wieder, ohne daß sie ihre Unruhe zu verbergen vermochte, — angenommen, daß ich aus irgend einem Beweggrunde, welcher es wolle, geneigt sei, keine Klage zu führen, das Weh, welches man mir angethan hat, zu vergessen, ... wann werde ich dann dieses Haus verlassen?

— Ich weiß es nicht, denn ich kann nicht wissen, zu welcher Zeit Sie von Grund aus geheilt sein wer-

den, — sagte der Doctor auf eine liebevolle Weise.
— Sie befinden sich auf vortrefflichem Wege . . .
aber . . .

— Immer noch diese unverschämte und alberne Komödie, — rief Fräulein von Cardoville empört aus, indem sie den Doctor unterbrach, — ich frage Sie . . . und wenn es sein muß, bitte ich Sie, mir zu sagen, wie lange ich noch in diesem abscheulichen Hause eingesperrt bleiben soll? denn am Ende . . . werde ich es vermuthlich eines Tages verlassen?

— Gewiß, ich hoffe es wohl, — antwortete der Jesuiten-Satenbruder mit Zerknirschung, — aber wann? das weiß ich nicht . . . Außerdem muß ich Ihnen offen sagen, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, damit sich Versuche gleich denen jener Nacht nicht wieder erneuern; . . . es ist die strengste Aufsicht angeordnet, damit Sie keine Verbindungen nach außen haben. Und das in Ihrem Interesse, damit sich Ihr armer Kopf nicht von Neuem auf eine gefährliche Weise überspannt.

— Demnach also, mein Herr, — sagte Adrienne fast entsetzt, — waren, nach dem, was mich erwartet, die verfloffenen Tage Tage der Freiheit . . .

— Ihr Bestes vor Allem, — antwortete der Doctor in einem ergriffenen Tone.

Die Ohnmacht ihrer Empörung und ihrer Verzweiflung fühlend, stieß Fräulein von Cardoville einen herzzerreißenden Seufzer aus, und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

In diesem Augenblicke hörte man elliige Schritte vor der Thür, eine Wärterin des Hauses trat ein, nachdem sie angeklopft hatte.

— Es befinden sich zwei Herren unten, mein Herr, — sagte sie mit einer bestürzten Miene zu dem Doctor, — welche Sie, so wie das Fräulein augenblicklich zu sehen verlangen.

Adrienne erhob rasch den Kopf, ihre Augen waren in Thränen gebadet.

— Wie heißen die Personen? — sagte Herr Valeinter sehr erstaunt.

— Der Eine von ihnen hat mir gesagt, — erwiderte die Wärterin, — melden Sie dem Herrn Doctor, daß ich eine obrigkeitliche Person bin, und daß ich hierher komme, einen gerichtlichen, Fräulein von Cardoville betreffenden Auftrag auszuführen.

— Eine obrigkeitliche Person! — rief der Jesuiten-Latenbruder aus, indem er purpurroth wurde, und seine Ueberraschung und seine Besorgniß nicht zu beherrschen vermochte.

— Ach! Gott sei gelobt! — rief Adrienne aus, indem sie hastig und mit, durch ihre Thränen vor Hoffnung strahlendem Gesicht aufstand, — meine Freunde sind zu rechter Zeit benachrichtigt! . . . die Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen!

— Bitten Sie diese Personen heraufzukommen, — sagte der Doctor Valeinter zu der Wärterin nach einem Augenblicke der Ueberlegung.

Indem er darauf mit immer aufgeregterem und besorgterem Gesicht, mit einer harten, fast drohenden Miene, welche gegen die gewöhnliche Feinfeltigkeit seines heuchlerischen Lächelns einen Contrast bildete, auf Fräulein von Carboville zusprach, sagte der Jesuiten-Dilettant mit leiser Stimme zu ihr:

— Nehmen Sie sich in Acht ... Fräulein! ... wünschen Sie sich nicht zu früh Glück! ...

— Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr! — antwortete Fräulein von Carboville mit leuchtendem und strahlendem Auge. — Nach Paris zurückgekehrt, wird Herr von Montbron ohne Zweifel zeitig genug benachrichtigt sein; ... er begleitet die oberste Person ... er kommt mich zu befreien! ...

Dann fügte Adrienne mit einem Ausdruck bitteren Spottes hinzu:

— Ich bedaure Sie, mein Herr, Sie und die Ihrigen.

— Fräulein, — rief Herr Dilettant aus, indem er seine zunehmende Bangigkeit nicht mehr zu verbergen vermochte, — ich sage Ihnen noch ein Mal, nehmen Sie sich in Acht ... denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe ... Ihre Klage würde nothwendiger Weise ... Sie verstehen, nothwendiger Weise die Offenbarung dessen nach sich ziehen, was neulich Nacht vorgefallen ist ... Nehmen Sie sich in Acht! das Schicksal, die Ehre dieses Soldaten und seines Sohnes befinden sich in Ihren Händen ... Bedenken Sie ... es handelt sich für sie um die Galeeren!

— O! Sie täuschen mich nicht; mein Herr . . . Sie machen mir eine versteckte Drohung; haben Sie doch zum Mindesten den Muth mir zu sagen, ob Sie, wenn ich mich bei dieser obrigkeitlichen Person beklage, . . . Sie augenblicklich diesen Soldaten und seinen Sohn angeben werden.

— Ich wiederhole Ihnen, daß, wenn Sie klagen, diese Leute verloren sind, — antwortete der Jesuiten-Laienbruder auf eine zweideutige Weise.

Schwankend gemacht durch das wirklich Gefährvolle, was in den Drohungen des Doctors lag, rief Adrienne aus:

— Wenn aber am Ende diese obrigkeitliche Person mich befragt, mein Herr, glauben Sie, daß ich lügen werde?

— Sie antworten . . . daß, was die Wahrheit ist. Außerdem, — beeilte sich Herr Valeinier, in der Hoffnung seinen Zweck zu erreichen, zu sagen, — werden Sie antworten, daß Sie sich seit einigen Tagen in einem solchen Zustande von Geistesüberspannung befänden, daß man zu Ihrem Besten geglaubt hätte, Sie hierher bringen zu müssen; daß sich Ihr Zustand jetzt aber sehr verbessert hätte, und daß Sie die Möglichkeit dieser Maßregel anerkannten, welche man genöthigt gewesen sei, zu Ihrem Besten zu ergreifen. Ich werde diese Worte bestätigen . . . denn am Ende ist es die Wahrheit.

— Niemals! — rief Fräulein von Carboville empört aus, — niemals werde ich die Mitschuldige einer

so schändlichen Lüge sein, niemals werde ich die Feigheit haben, auf diese Weise Abscheulichkeiten zu rechtfertigen, durch die ich so viel gelitten habe.

— Da kommt die obrigkeitliche Person, — sagte Herr Baleinier, indem er ein Geräusch von Schritten vor der Thür hörte. — Sein Sie auf Ihrer Hut . . .

In der That, die Thür ging auf, und zu dem unbeschreiblichen Erstaunen des Doctors erschien Robin, in Begleitung eines schwarz gekleideten Mannes von einer würdigen und strengen Miene.

In dem Interesse seiner Pläne, und durch Beweggründe schlauer Vorsicht geleitet, die man späterhin kennen lernen wird, hatte Robin, weit davon entfernt, den Vater d'Algrigny, und dem zu Folge den Doctor von dem unerwarteten Besuche zu benachrichtigen, den er mit einer obrigkeitlichen Person in der Heilanstalt zu machen gedachte, im Gegentheile, wie schon erwähnt, dem Doctor Baleinier den Auftrag geben lassen, Fräulein von Carboville noch enger einzuschließen.

Man wird demnach die Verdoppelung der Befürzung des Doctors begreifen, als er diesen Gerichtsbeamten, dessen unvorhergesehene Ankunft und Achtung gebietendes Gesicht ihn schon außerordentlich beunruhigten, von Robin, dem demüthigen und unbedeutenden Secretair des Abbé d'Algrigny begleitet, eintreten sah.

Von der Thür an hatte der immer schmutzig gekleidete Robin dem Beamten mit einer zugleich ehrfurchtsvollen und mitleidigen Geberde Fräulein von Car-

dobille gezeigt. Dann, während dieser, der bei dem Anblicke der seltenen Schönheit Abriennens ein Gefühl der Bewunderung nicht hatte unterdrücken können, dieselbe mit eben so viel Erstaunen als Theilnahme zu betrachten schien, trat der Jesuit bescheiden um einige Schritte zurück.

Auf dem Gipfel des Erstaunens, und indem er hoffte, sich Robin verständlich zu machen, machte der Doctor Baleinier ihm Schlag auf Schlag mehrere denselben verständliche Zeichen, indem er ihn auf diese Weise über die unvorhergesehene Ankunft des Beamten zu befragen suchte.

Ein anderer Gegenstand des Erstaunens für Herrn Baleinier war, daß Robin ihn nicht zu erkennen, und nichts von seinen ausdrucksvollen Geberden zu begreifen schien, und ihn mit einer affectirten Verwunderung anblickte.

Endlich, in dem Augenblicke, wo der Doctor, unwillig werdend, das stumme Verhör verdoppelte, trat Robin einen Schritt vor, streckte seinen schiefen Hals nach ihm aus, und sagte mit einer sehr lauten Stimme zu ihm:

— Was beliebt, ... Herr Doctor?

Bei diesen Worten, welche Baleinier gänzlich außer Fassung brachten, und das seit einigen Secunden herrschende Schweigen brachen, wandte sich der Beamte um, und Robin fügte mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit hinzu:

— Seit unserer Ankunft macht mir der Herr Doctor alle Arten von geheimnißvollen Zeichen . . . Ich glaube, daß er mir etwas sehr Außerordentliches mitzutheilen hat . . . Ich, der ich keine Geheimnisse habe, bitte ihn sich laut zu erklären.

Diese, Herrn Baleinter so in Verlegenheit setzenden, in einem angreifenden Tone ausgesprochenen und mit einem Blicke voll erstarrender Kälte begleiteten Worte, versetzten den Arzt in eine neue und so tiefe Bestürzung, daß er einige Augenblicke nichts zu antworten wußte.

Ohne Zweifel war der Beamte durch diesen Zwischenfall und das Schweigen, welches ihm folgte, überrascht, denn er warf auf Herrn Baleinier einen sehr strengen Blick:

Fräulein von Carboville, welche erwartete, Herrn von Montbron eintreten zu sehen, war gleichfalls außerordentlich überrascht.

VI.

Der Anfläger.

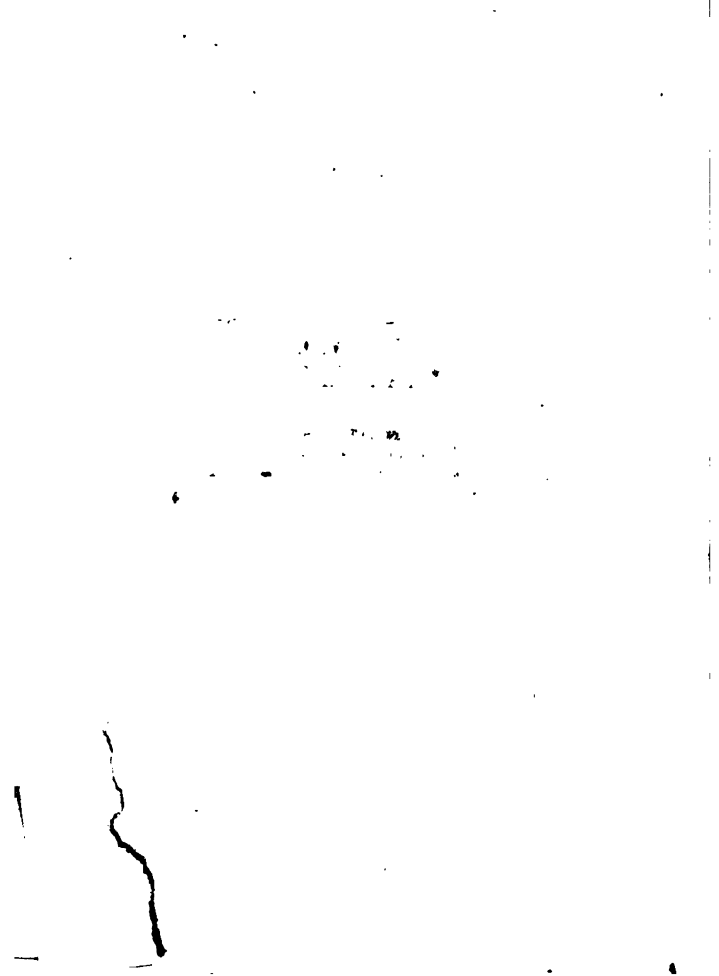
Herr Baleinter, für einen Augenblick durch die unerwartete Anwesenheit einer obrigkeitlichen Person und die unerklärliche Haltung Robins außer Fassung gebracht, nahm bald wieder seine Kaltblütigkeit an, wendete sich zu seinem Colleggen, dem Jesuiten, und sagte:

— Wenn ich versuchte, mich Ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, so geschah es, weil, indem ich immerhin das Schweigen zu respectiren wünschte, welches der Herr, als er zu mir eintrat, beobachtete (der Doctor deutete mit einem Blicke auf die obrigkeitliche Person), ich Ihnen mein Erstaunen über einen Besuch bezeugen wollte, von dem ich nicht wußte, daß ich damit beehrt werden sollte.

— Ich werde dem Fräulein den Beweggrund meines Schweigens erklären, mein Herr, indem ich sie bitte, es gefälligst entschuldigen zu wollen, — antwortete die obrigkeitliche Person, und verneigte sich leicht vor Abriennen, an die er sich zu wenden fortfuhr. — Es ist mir in Bezug auf Sie eine so wichtige Anzeige gemacht



L'accusateur — — — — — Les Accusés



worden, mein Fräulein, daß ich mich nicht habe enthalten können, bei Ihrem Anblicke einen Augenblick stumm und aufmerksam in Ihren Zügen, in Ihrer Haltung zu lesen zu versuchen, ob die Anklage, welche man in meine Hände niedergelegt, begründet wäre . . . und ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie es in der That ist.

— Werde ich endlich wissen können, mein Herr, — sagte der Doctor Valeinier in einem vollkommen höflichen aber festen Tone, — mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?

— Ich bin der Untersuchungs-Richter, mein Herr, und komme, mir Aufklärung zu verschaffen, ob ein Fall, den man mir angezeigt hat, auf Wahrheit beruhet . . .

— Wollen Sie mir gefälligst die Ehre erzeigen, sich zu erklären, mein Herr? — sagte der Doctor, indem er sich verneigte.

— Mein Herr, — erwiderte der Richter, welcher Herr von Gernande hieß und ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren war, der voll Festigkeit und Redlichkeit die strengen Pflichten seiner Stellung mit einer wohlwollenden Höflichkeit zu verbinden wußte, — mein Herr, man warnt Ihnen vor, einen . . . sehr schweren Irrthum, um nicht einen noch unangenehmeren Ausdruck anzuwenden . . . begangen zu haben. Was die Gattung dieses Irrthumes betrifft, so will ich lieber glauben, daß Sie, mein Herr, als Stern erster Größe in der Wissenschaft, sich in der Würdigung eines ärztlichen Falles haben gänzlich täuschen können, als gegen Sie

den Argwohn zu hegen, ganz vergessen zu haben, welche geheiligte Pflicht in der Ausübung eines Standes liegt, der fast ein Priestertum ist.

— Wenn Sie die Sachen speciell geprüft haben werden, mein Herr; — antwortete der Jesuiten-Laienbruder mit einem gewissen Hochmuth, — so wird es mir leicht sein, zu beweisen, daß mein wissenschaftliches Bewußtsein eben so, wie mein Bewußtsein als rechtschaffener Mann, vor jedem Vorwurfe geschützt sind.

— Ist es wahr, mein Fräulein, — sagte Herr von Gernande, indem er sich an Adriennen wandte, — daß Sie durch List in dieses Haus geführt worden sind?

— Mein Herr! . . . — rief Herr Valeinier aus, — erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß die Art und Weise, mit der Sie diese Frage stellen, beleidigend für mich ist.

— Mein Herr, — antwortete Herr von Gernande auf eine strenge Weise, — das Fräulein ist es, an welche ich die Ehre habe, das Wort zu richten, und ich bin allein Richter über die Schicklichkeit meiner Fragen.

Adrienne wollte eben auf die Frage des Richters bejahend antworten; als ein bezeichnender Blick des Doctor Valeinier sie erinnerte, daß sie vielleicht Dagober und seinen Sohn grausamen Verfolgungen auszuweichen im Begriff stände.

Es war kein niedriges und gemeines Rachegefühl, welches Adriennen besaß, sondern eine rechtmäßige Empörung gegen abscheuliche Peinheleien; sie hätte es

als eine Feigheit betrachtet, sie nicht zu entlarven; aber indem sie versuchen wollte, Alles zu vereinigen, sagte sie in einem Tone voll Freundlichkeit und Würde zu dem Richter:

— Erlauben Sie mir, mein Herr, auch meinerseits eine Frage an Sie zu richten?

— Reden Sie, Fräulein.

— Wird die Antwort, welche ich Ihnen geben werde, von Ihnen als eine förmliche Anklage betrachtet werden?

— Ich komme hierher, Fräulein, um vor Allem die Wahrheit zu erforschen . . . keine Rücksicht darf Sie veranlassen, sie zu verheimlichen.

— Es sei, mein Herr, — erwiderte Adrienne, — aber wenn ich gerechte Gründe zur Klage habe, so bitte ich anzunehmen, daß ich sie Ihnen nur vorlege, um die Erlaubniß zu erlangen, dieses Haus verlassen zu können. Wird es mir nachher erlaubt sein, der Ihnen gemachten Erklärung keine weitere Folge zu geben?

— Gewiß werden Sie jede Verfolgung aufgeben können, Fräulein, aber die Gerechtigkeit wird Ihre Sache im Namen der Gesellschaft wieder aufnehmen, wenn sie in Ihrer Person beleidigt worden ist.

— Wäre mir die Verzeihung unter sagt, mein Herr? Würde mich ein verächtliches Vergessen des Bösen, das man mir zugefügt hat, nicht genug rächen?

— Sie können persönlich vergeben und vergessen, Fräulein; aber ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen,

daß die Gesellschaft nicht dieselbe Rücksicht in dem Falle zeigen kann, wenn Sie das Opfer einer strafbaren Anstiftung gewesen wären . . . Die Art, mit welcher Sie sich ausdrücken, die Großmuth Ihrer Gefinnungen, die Ruhe, die Würde Ihrer Haltung, Alles veranlaßt mich zu glauben, daß man mir die Wahrheit gesagt hat.

— Ich hoffe, mein Herr, — sagte der Doctor Baletmier, indem er seine Kaltblütigkeit wieder annahm, — daß Sie mir zum Mindesten die Anzeige mittheilen werden, welche Ihnen gemacht worden ist?

— Es ist mir versichert worden, mein Herr, — sagte der Richter in einem strengen Tone, — daß Fräulein von Cardoville durch List hierher gebracht worden sei . . .

— Durch List?

— Ja, mein Herr.

— Es ist wahr, das Fräulein ist durch List hierher gebracht worden — antwortete der Jesuiten-Laienbruder nach einem Augenblicke des Schweigens.

— Sie geben es zu? — fragte Herr von Gernande.

— Gewiß, mein Herr, ich gebe zu, zu einem Mittel Zuflucht genommen zu haben, das man unglücklicher Weise anzuwenden genöthigt ist, wenn die Personen, welche unserer Behandlung bedürfen, nicht das Bewußtsein ihres beklagenswerthen Zustandes haben . . .

— Aber, mein Herr, — erwiderte der Richter, — man hat mir erklärt, daß Fräulein von Cardoville Ihrer Behandlung niemals bedurft hätte.

— Das ist eine Frage der gerichtlichen Arzneikunde, welche das Gericht nicht allein zu entscheiden berufen ist, mein Herr, und die geprüft und unter Abhörung beider Parteien verhandelt werden muß, — sagte Herr Valeinier, indem er seine ganze Sicherheit wieder annahm.

— Diese Frage, mein Herr, wird in der That um so ernstlicher verhandelt werden, als man Sie beschuldigt, Fräulein von Cardoville hier eingesperrt zu haben, obgleich sie ihres vollen Verstandes genießt.

— Und darf ich Sie fragen, zu welchem Zwecke? — sagte Herr Valeinier mit einem leichten Achselzucken und in einem spöttischen Tone, — in welchem Interesse sollte ich eine solche Schändlichkeit begangen haben, angenommen, daß mein Ruf mich nicht über eine so abscheuliche und abgeschmackte Anklage stellte?

— Sie hätten, mein Herr, in dem Zwecke gehandelt, um ein gegen Fräulein von Cardoville, in einem Interesse der Habsucht, angesponnenes Familien-Complot zu begünstigen.

— Und wer hat gewagt, mein Herr, eine so verleumderische Anklage zu machen? — rief der Doctor Valeinier mit einer feurigen Empörung aus, — wer hat die Berwegenheit gehabt, einen achtungswürdigen, und ich wage zu sagen, in jeder Beziehung geachteten Mann zu beschuldigen, der Helfershelfer dieser Schändlichkeit gewesen zu sein?

— Ich ... — sagte Robin auf eine kalte Weise.

— Sie ... — rief der Doctor Valeinier aus.

— Und um zwei Schritte zurückweichend, blieb er wie vom Blitz getroffen.

— Ich bin es . . . der Sie anklagt — erwiderte Robin mit einer trockenen und barschen Stimme.

— Ja, dieser Herr ist es, der heute Morgen, selbst mit genügenden Beweisen versehen, kam um meine Dazwischenkunft zu Gunsten des Fräuleins von Cardoville in Anspruch zu nehmen, — sagte der Richter, indem er um einen Schritt zurücktrat, damit Adrienne ihren Bertheiliger sehen könnte.

Bis jetzt war der Name Robins bei diesem Auftritte noch nicht ausgesprochen worden; Fräulein von Cardoville hatte wohl von dem Secretair des Abbé d'Algrigny oft und nicht in guter Beziehung sprechen hören; aber da sie ihn niemals gesehen hatte, so wußte sie nicht, daß ihr Befreier Niemand anderes, als dieser Jesuit wäre; sie heftete demnach sogleich einen von Neugierde, Theilnahme, Ueberraschung und Dankbarkeit gemischten Blick auf ihn.

Robins leichenartiges Gesicht, seine zurückstoßende Häßlichkeit und seine schmutzigen Kleider, hätten einige Tage zuvor Adriennen vielleicht einen unüberwindlichen Widerwillen verursacht; aber indem das junge Mädchen sich erinnerte, daß die arme, schwächliche, verwachsene und fast in Lumpen gekleidete Mayeur, trotz ihres mißfälligen Aeußeren, mit einem der edelsten Herzen, das man bewundern konnte, begabt war, so wurde diese Erinnerung dem Jesuiten außerordentlich günstig. Fräu-

sein von Carboville vergaß, daß er häßlich und schmutzig wäre, um daran zu denken, daß er alt sei, daß er arm schiene und ihr zu Hülfe käme.

Trotz seiner List, trotz seiner verwegenen Heuchelei und Geistesgegenwart vermochte der Doctor Valeinier nicht zu verbergen, in welchem Grade ihn die Anklage Robins bestürzte; sein Verstand verlor sich bei dem Gedanken, daß es gerade, am Morgen nach der Einsperrung Abriennens in diesem Hause, der unerbittliche Ruf Robins durch das Gitterfenster des Zimmers gewesen, der ihn, Valeinier, abgehalten hatte, dem Mitleiden nachzugeben, welches ihm der verzweifelte Schmerz dieses unglücklichen jungen Mädchens einflößte, das so weit gebracht war, beinahe an ihrem Verstande zu zweifeln . . .

Und Robin war es, er, der so unerbittlich, er, der Sündenbock, der treue Untergebene des Pater d'Aigrigny, welcher den Doctor anklagte und der eine obrigkeitliche Person mitbrachte, um die Freilassung Abriennens zu erlangen . . . jetzt, wo am Abende zuvor der Abbé d'Aigrigny noch befohlen hatte, die Strenge gegen sie zu verdoppeln! . . .

Der Jesuiten-Paienbruder überredete sich, daß Robin den Pater d'Aigrigny auf eine abscheuliche Weise verriethe, und daß die Freunde des Fräuleins von Carboville diesen elenden Secretair gewonnen und bestochen hätten; erbittert über das, was er als einen abscheulichen Verrath betrachtete, rief demnach auch Herr Va-

leiner von Neuem und mit einer vor Zorn stotternden Stimme aus:

— Und Sie sind es, mein Herr . . . Sie, der die Unverschämtheit hat, mich anzuklagen . . . Sie . . . der . . . noch vor wenigen Tagen . . .

Dann, bedenkend, daß, wenn er Robin der Mitschuld anklage, dies beinahe sich selbst anklagen hieße, schien er einer zu heftigen Gemüthsbewegung nachzugeben, und begann später wieder voll Bitterkeit:

— Ach! mein Herr, mein Herr . . . Sie sind die letzte Person, die ich einer so abscheulichen Anklage fähig gehalten hätte . . . das ist schändlich! . . .

— Und wer vermochte denn besser, als ich, diese Abscheulichkeit anzuzeigen? — antwortete Robin in einem barschen und schneidenden Tone. — War ich nicht in der Stellung, um . . . aber unglücklicher Weise zu spät, zu erfahren, von welchen Umrleuten Fräulein von Cardoville, und noch Andere . . . die Opfer waren . . . Was war da meine Pflicht als rechtschaffener Mann? den Herrn Untersuchungsrichter zu benachrichtigen . . . ihm dasjenige zu beweisen, was ich aussagte, und ihn hierher zu begleiten. Das habe ich gethan.

Demnach also, Herr Untersuchungsrichter, — begann der Doctor Baleinier wieder, — bin ich es nicht allein, den dieser Mensch beschuldigt, sondern er wagt auch noch . . .

— Ich klage den Herrn Abbé d'Algrigny an, — erwiderte Robin mit lauter und schneidender Stimme,

indem er den Doctor unterbrach, — ich klage Frau von Saint-Dizier an, ich klage Sie an, Sie, mein Herr, aus gemeinem Interesse Fräulein von Cardoville in dieses Haus, und die Töchter des Herrn Marschall Simon in das benachbarte Kloster eingesperrt zu haben. Ist das deutlich?

— Leider ist das nur zu wahr! — sagte Abrienne lebhaft, — ich habe diese armen Kinder ganz in Thränen zerfließend mir Zeichen der Verzweiflung geben sehen.

Die Anklage Robins in Bezug auf die Waisen war ein neuer und furchtbarer Schlag für den Doctor Valentin. Er hatte nun mehr als hinlängliche Beweise, daß der Verräther gänzlich zu dem Feinde übergegangen wäre . . . Indem es ihn drängte, diesem so unangenehmen Auftritte ein Ende zu machen, sagte er zu dem Untersuchungsrichter, indem er sich trotz seiner heftigen Aufregung zu fassen suchte:

— Ich könnte mich darauf beschränken zu schweigen, und auf solche Beschuldigungen verächtlich herabzusehen, mein Herr, bis daß eine gerichtliche Entscheidung ihnen irgend ein Ansehen verleihen hätte; . . . aber, stark durch mein Gewissen . . . wende ich mich an Fräulein von Cardoville selbst . . . und bitte sie zu sagen, ob ich ihr nicht noch heute Morgen anzeigte, daß ihre Gesundheit bald in einem hinlänglich befriedigenden Zustande sein würde, um dieses Haus verlassen zu können. Ich beschwöre das Fräulein im Namen ihrer wohlbekannten Rechtschaffenheit, mir zu beantworten, ob das nicht meine

Äußerungen gewesen sind, und wenn, indem ich sie that, ich mich nicht allein mit ihr befunden hätte, und wenn...

— Gehen Sie doch! mein Herr, — sagte Robin, indem er Valeinier auf eine grobe Weise unterbrach; — angenommen, daß dieses liebe Fräulein aus reiner Großmuth dem beipflichtet, was beweiset das zu Ihren Gunsten? durchaus nichts...

— Wie! Herr... — rief der Doctor aus, — Sie erlauben sich...

— Ich erlaube mir, Sie ohne Ihre Zustimmung zu entlarven; das ist freilich etwas Unangenehmes; aber was ist das, was Sie uns so eben sagten? daß, allein mit Fräulein von Cardoville, Sie mit ihr gesprochen haben, als ob sie wirklich wahnsinnig wäre... Bei Gott! das ist sehr triftig!

— Aber, mein Herr, ... — sagte der Doctor.

— Aber, mein Herr, — begann Robin wieder, ohne ihn fortfahren zu lassen, — es ist augenscheinlich, daß in der Voraussicht dessen, was sich heute zuträgt, Sie, um sich eine Pinterthür offen zu lassen, gethan haben, als ob Sie, selbst in den Augen dieses armen Fräuleins, von Ihrer abscheulichen Lüge überzeugt wären, damit Sie späterhin die Begünstigung Ihrer vorgeblichen Ueberzeugung in Anspruch nehmen könnten... Gehen Sie doch! Leuten von gesundem Menschenverstand, von rechtschaffenem Herzen, macht man solche Märchen nicht weis.

— Ah so! Herr . . . — rief Valeinier erzürnt aus.

— Ah so! Herr! — fuhr Robin mit einer noch weit lauterem, und immer die des Doctors übertönenden Stimme fort, — ist es wahr, ja oder nein, daß Sie sich die Ausflucht vorbehalten, diese abscheuliche Einsperrung auf einen wissenschaftlichen Irrthum zu schieben? Ich, ich sage ja . . . und ich füge hinzu, daß Sie sich für von der Sache befreit halten, weil Sie jetzt sagen: durch meine Behandlung hat das Fräulein ihren Verstand wieder erhalten; was will man mehr?

— Ich sage das, mein Herr, und ich behaupte es.

— Sie behaupten eine Lüge, denn es ist erwiesen, daß der Verstand des Fräuleins niemals einen Augenblick lang verwirrt gewesen ist.

— Und ich, mein Herr, ich behaupte, daß er es gewesen ist.

— Und ich, mein Herr, ich werde das Gegentheil beweisen, — sagte Robin.

— Sie? und wie das? — rief der Doctor aus.

— Wie Sie sich wohl denken können, werde ich mich hüten, Ihnen das jetzt zu sagen . . . — antwortete Robin mit einem spöttischen Lächeln; dann fügte er empört hinzu: — aber sehen Sie, mein Herr, Sie sollten vor Scham sterben, eine solche Frage in Fräuleins Gegenwart aufzuwerfen; verschonen Sie dieselbe zum Mindesten mit einem solchen Streit.

— Mein Herr . . .

— Gehen Sie doch! Psui! mein Herr . . . sage

ich Ihnen, pfui! . . . das in Fräuleins Gegenwart zu behaupten, ist abscheulich; abscheulich, wenn Sie die Wahrheit sagen, abscheulich, wenn Sie lügen, — erwiderte Robin mit Ekel.

— Aber das ist eine unbegreifliche Verfolgung! — rief der Jesuiten-Eatenbruder erbittert aus, — und es scheint mir, daß der Herr Untersuchungsrichter einen Beweis von Parteilichkeit dadurch giebt, daß er so grobe Verleumdungen gegen mich aussprechen läßt.

— Ich habe nicht allein das Recht zu hören, mein Herr, — antwortete Herr von Gernande auf eine strenge Weise, — sondern auch noch jede sich widersprechende Unterhaltung hervorzurufen, sobald sie meine Ueberzeugung aufklären kann; aus alledem geht selbst nach Ihrer Ansicht, Herr Doctor, hervor, daß der Gesundheitszustand des Fräuleins von Cardoville befriedigend genug ist, so daß sie noch heute in ihre Familie zurückkehren kann.

— Ich sehe darin zum Mindesten nichts sehr Unpassendes, mein Herr, — sagte der Doctor, — nur behaupte ich, daß die Genesung noch nicht so vollständig ist, wie sie es hätte werden können, und ich verwahre mich in dieser Beziehung gegen jeden Vorwurf für die Zukunft.

— Sie können es um so mehr, — sagte Robin, — als es zu bezweifeln ist, daß sich das Fräulein fernerhin an Ihre rechtschaffene Weisheit wenden wird.

— Ich werde demnach nicht nöthig haben, mein

Recht eintreten zu lassen, um Sie zu veranlassen, augenblicklich dem Fräulein von Carboville die Thüren dieses Hauses zu öffnen, — sagte der Untersuchungsrichter zu dem Doctor.

— Das Fräulein ist frei . . . — sagte Valeinier, — vollkommen frei.

— Was die Frage anbetrifft, ob Sie das Fräulein mittelst einer Voraussetzung von Wahnsinn eingesperrt haben . . . so ist die Sache in den Händen des Gerichts, mein Herr, Sie werden gehört werden.

— Ich bin unbesorgt, mein Herr, — antwortete Herr Valeinier, indem er sich zusammennahm, — mein Gewissen wirft mir nichts vor.

— Ich wünsche es, mein Herr, — sagte Herr von Bernande, — so beschuldigend der Schein auch sein mag; besonders, wenn es sich um Personen in einer Stellung wie die Ihrige handelt, mein Herr, so wünschen wir immer, Unschuldige zu finden. — Sich hierauf an Adriennen wendend, sagte er: — Ich begreife, mein Fräulein, wie schmerzlich und verlegend dieser Auftritt für Ihr Zartgefühl und für Ihre Großmuth gewesen sein muß . . . Es wird späterhin von Ihnen abhängen, ob Sie auf Schadenersatz gegen Herrn Valeinier einkommen, oder der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen wollen . . . Noch ein Wort . . . Der Mann von Herz und Biederkeit — (der Untersuchungsrichter deutete auf Robin), — welcher Ihre Verttheidigung auf eine so offene, so uneigennützte Weise übernommen hat, hat

mir gesagt, daß er zu wissen glaube, daß Sie vielleicht geneigt wären, sich für den Augenblick der Töchter des Herrn Marschalls Simon anzunehmen . . . ich gehe von hier aus nach dem Kloster, wohin auch sie durch List gebracht worden sind.

— In der That, mein Herr, — antwortete Adrienne, — sobald ich die Ankunft der Töchter des Herrn Marschalls Simon in Paris erfahren habe, ist es meine Absicht gewesen, ihnen eine Wohnung bei mir anzubieten. Fräulein Simon's sind meine nahen Verwandte. Es ist für mich zu gleicher Zeit eine Pflicht und ein Vergnügen, sie als Schwestern zu behandeln. Ich würde Ihnen demnach doppelt dankbar sein, mein Herr, wenn Sie mir dieselben gütigst anvertrauen wollen . . .

— Ich glaube in dem Interesse derselben nicht besser handeln zu können.

Indem er sich hierauf an Herrn Valeinier wandte, sagte er:

— Würden Sie erlauben, mein Herr, daß ich die Fräuleins Simon sogleich hierher führe? Ich werde sie holen, während Fräulein von Cardoville ihre Vorbereitungen zum Fortgehen macht; sie werden auf diese Weise das Haus mit ihrer Verwandtin verlassen können.

— Ich bitte Fräulein von Cardoville, bis zu dem Augenblicke ihres Fortgehens über dies Haus wie über das ihrige zu verfügen, — antwortete Herr Valeinier.

— Mein Wagen wird zu ihren Befehlen bereit sein.

— Fräulein, — sagte der Untersuchungsrichter, indem er auf Abrienne zuschritt, — ohne im Voraus ein Urtheil über die Frage auszusprechen, welche demnächst dem Gericht vorgelegt werden wird, kann ich zum Mindesten bedauern, nicht früher zu Ihnen gerufen worden zu sein; ich hätte Ihnen einige Tage grausamer Marter ersparen können, denn Ihre Lage muß sehr schmerzlich gewesen sein.

— Bei dem Andenken an diese traurigen Tage, mein Herr, — sagte Abrienne mit einer reizenden Würde, — wird mir zum Mindesten eine gute und rührende Erinnerung bleiben, nämlich die der Theilnahme, welche Sie mir bezeugt haben, und ich hoffe, daß Sie mich gütigst in den Stand setzen werden, Ihnen in meiner Wohnung, . . . nicht für die Gerechtigkeit, welche Sie mir bewilligt haben, sondern für die so wohlwollende, und ich möchte zu sagen wagen, die so väterliche Weise meinen Dank abzustatten, mit der Sie mir dieselbe haben zukommen lassen . . . Und dann endlich, mein Herr, — fügte Fräulein von Cardoville anmuthig lächelnd hinzu, — halte ich darauf, Ihnen zu beweisen, daß das, was man meine Genesung nennt, vollständig ist.

Herr von Gernande verneigte sich ehrerbietig vor Fräulein von Cardoville.

Während dieser kurzen Unterhaltung zwischen dem Untersuchungsrichter und Fräulein von Cardoville hatten alle Beide dem Doctor Balsinier und Robin gänzlich

den Rücken gekehrt. Diesen Augenblick benutzend, hatte der Letztere rasch dem Doctor ein Billet in die Hand gedrückt, das er so eben mit Bleistift auf seinem Hute geschrieben hatte.

Auf das Höchste erstaunt, bestürzt, blickte Valeinier Robin an.

Dieser machte ein eigenthümliches Zeichen, indem er seinen Daumen auf seine Stirn legte, die er zwei Male wagerecht runzelte; dann blieb er gleichgültig.

Dies war so rasch geschehen, daß, als Herr von Bernande sich wieder umwandte, Robin um einige Schritte von dem Doctor Valeinier entfernt stand und Fräulein von Carboville mit einer ehrerbietigen Theilnahme anblickte.

— Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, mein Herr, — sagte der Doctor, indem er dem Untersuchungsrichter vorausschritt, welchem Fräulein von Carboville eine freundliche Verbeugung machte.

Alle Beide verließen das Zimmer, Robin blieb allein bei Fräulein von Carboville.

Nachdem er Herrn von Bernande bis an das äußere Thor seines Hauses geführt hatte, beekzte sich Herr Valeinier, das von Robin mit Bleistift geschriebene Billet zu lesen; es war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Der Untersuchungsrichter begiebt sich über die Straße nach dem Kloster; eilen Sie durch den Garten vorhin; sagen Sie der Superiorin, dem Auftrage zu

gehorschen, den ich in Bezug auf die beiden jungen Mädchen gegeben habe; das ist von der größten Wichtigkeit."

Das eigenthümliche Zeichen, das Robin ihm gegeben hatte, und der Inhalt dieses Billets bewiesen dem Doctor Valeinier, der an diesem Tage von einem Erschauern zum andern überging, daß der Secretair des ehrwürdigen Vaters, weit davon entfernt, Verrath zu üben, immer nur zur größten Verherrlichung des Herrn handle.

Immerhin gehorchend, suchte Herr Valeinier nur vergebens den unerklärlichen Beweggrund von Robin's Verfahren zu ergründen, der bei den Gerichten eine Angelegenheit anhängig gemacht hatte, welche man vor allen Dingen hätte unterdrücken sollen, und welche die unangenehmsten Folgen für den Pater d'Algrigny, für Frau von Saint-Dizier und für ihn, Valeinier, haben konnte.

Aber kommen wir auf den, mit Fräulein von Carboville allein gebliebenen Robin zurück.

VII.

Der Secretair des Vater d'Aigrigny.

Naum waren der Untersuchungs-Richter und der Doctor Baleinier verschwunden, als Fräulein von Carboville, indem sie Robin mit einer Mischung von Achtung und Dankbarkeit anblickte, mit einem vor Glück strahlenden Gesichte ausrief:

— Endlich, Dank Ihnen, mein Herr . . . bin ich frei . . . frei . . . O! ich hatte bisher noch nie gefühlt, welches Wohlbehagen, welche Herzenserleichterung und welcher Drang zur Freude in dem herrlichen Worte . . . Freiheit . . . liegt!!

Und Abriennens Busen hob sich, ihre rothigen Nasenlöcher bläheten sich, ihre Korallenlippen öffneten sich, gleich als ob sie mit Entzücken eine belebende und reine Luft eingesogen hätte.

— Ich befinde mich seit wenigen Tagen in diesem abscheulichen Hause, — begann sie wieder, — aber ich habe genug durch meine Gefangenschaft gelitten, um ein Gelübde zu thun, jedes Jahr einigen armen Schuldgefangenen die Freiheit erkaufen zu wollen. Dieses Ge-

läbde erscheint Ihnen ohne Zweifel ein wenig mittelalterlich, — fügte sie lächelnd hinzu, — aber man muß von diesem edlen Zeitalter nicht bloß seine Meubles und seine Fensterscheiben entlehnen . . . Ich danke Ihnen demnach doppelt, mein Herr, denn ich mache Sie zum Theilnehmer dieses Befreiungs-Gedankens, der, wie Sie sehen, in Mitte des Glückes in mir aufgestiegen ist, das ich Ihnen verdanke, und über das Sie bewegt, gerührt zu sein scheinen. Ach! möge meine Wonne Ihnen Zeugniß von meiner Dankbarkeit ablegen und Sie für Ihren edelmüthigen Beistand belohnen! — sagte das junge Mädchen voll Begeisterung.

Fräulein von Cardoville bemerkte in der That eine gänzliche Verwandlung in Robins Zügen. Der vor Kurzem so harte, absprechende und gegen den Doctor Baleinier so unbeugsame Mann schien jetzt dem Einflusse der sanftesten, der liebevollsten Gefühle sich hinzugeben. Seine kleinen, halb verschleierten Schlangenaugen hafteten mit einem Ausdrücke von unaussprechlicher Theilnahme auf Adrienne . . . Dann, als ob er sich plötzlich diesen Eindrücken hätte entreißen wollen, sagte er, leise mit sich selbst sprechend:

— Nicht doch, nicht doch, nicht weich werden. Die Zeit ist zu kostbar . . . meine Sendung ist nicht erfüllt . . . nein, sie ist es nicht . . . Mein liebes Fräulein, — fügte er dann laut, sich an Adriennen wendend, hinzu, — demnach also . . . glauben Sie mir . . . sprechen wir späterhin von Dankbarkeit . . . Sprechen wir geschwind

von der für Sie und für Ihre Familie so wichtigen Gegenwart . . . Ist Ihnen bekannt, was vorgeht?

Adrienne blickte den Jesuiten mit Verwunderung an und sagte zu ihm:

— Was geht denn vor, mein Herr?

— Kennen Sie den wahren Beweggrund Ihrer Einsperrung in diesem Hause? . . . Wissen Sie, was Frau von Saint-Dizier und den Abbé d'Aigrigny zu ihrem Verfahren veranlaßt hat?

Als sie diese verabscheuten Namen aussprechen hörte, wurden die so eben noch von Glück lächelnden Züge des Fräuleins von Cardoville betrübt, und sie antwortete auf eine bittere Weise:

— Ohne Zweifel hat der Haß Frau von Saint-Dizier gegen mich befehlt, mein Herr . . .

— Ja . . . der Haß . . . und außerdem das Verlangen, Sie ungestraft eines unermesslichen Vermögens zu berauben . . .

— Mich . . . mein Herr? und wie?

— Sie kennen also das Interesse nicht, mein liebes Fräulein, das Sie hatten, sich am 13. Februar wegen einer Erbschaft in der Straße Saint-François einzufinden?

— Ich wußte dieses Datum und die näheren Umstände nicht, mein Herr; aber ich wußte unvollständig durch einige Familienpapiere und durch einen ziemlich ungewöhnlichen Umstand, daß einer unserer Vorfahren . . .

— Eine ungeheure Summe hinterlassen hatte, die unter seine Nachkommen zu theilen war, nicht so?

— Ja, mein Herr ...

— Das, was Sie unglücklicher Weise nicht wußten, mein liebes Fräulein, ist, daß die Erben gehalten waren, sich am 13. Februar zur bestimmten Stunde zusammen zu finden; sobald dieser Tag und diese Stunde verflossen, sollten die Verspäteten ihres Rechtes entsezt sein. Ist Ihnen jetzt klar, warum man Sie hier eingesperrt hat, mein liebes Fräulein?

— O! ja, ich verstehe, — rief Fräulein von Cardoville aus, — zu dem Hasse, den meine Tante für mich hegte, gesellte sich die Habsucht ... Alles erklärt sich. Die Töchter des Marschalls Simon, Erben wie ich, sind wie ich eingesperrt worden ...

— Bei alle dem, — rief Robin aus, — sind Sie und diese nicht die einzigen Opfer ...

— Wer sind denn die andern, mein Herr?

— Ein junger Indier ...

— Der Prinz Djalma? — sagte Adrienne hastig.

— Er wäre beinahe durch einen Schlaftrunk ... in demselben Interesse ... vergiftet worden.

— Großer Gott! — rief das junge Mädchen aus, indem sie mit Entsetzen die Hände faltete. — Das ist abscheulich! er, ... er ... dieser junge Prinz, von dem man sagt, daß er einen so edlen, einen so großmüthigen Charakter habe. Aber ich hatte nach dem Schlosse Cardoville ...

— Einen vertrauten Mann gesandt, beauftragt, den Prinzen nach Paris zu führen; ich weiß das, mein liebes Fräulein; aber mit Hilfe einer List ist dieser Mann entfernt, und der junge Indier seinen Feinden überliefert worden.

— Und wo befindet er sich in diesem Augenblicke?

— Ich habe nur unbestimmte Nachrichten; ich weiß bloß, daß er in Paris ist; aber ich verzweifle nicht, ihn wieder aufzufinden; ich werde diese Nachforschungen mit einem fast väterlichen Eifer anstellen, denn man vermöchte die seltenen Eigenschaften dieses armen Königssohnes nicht genug zu lieben. Welches Herz! mein liebes Fräulein! welches Herz!!! o! es ist ein Herz von Gold, glänzend und rein, wie das Gold seines Vaterlandes.

— Aber man muß den Prinzen wieder finden, mein Herr, — sagte Adrienne gerührt. — Man muß nichts versäumen was dazu dienen kann, ich beschwöre Sie darum, er ist mein Verwandter ... er ist allein hier ... ohne Stütze ... ohne Beistand.

— Gewiß, — erwiderte Robin mitleidig, ... armes Kind ... denn er ist fast noch ein Kind ... achtzehn bis neunzehn Jahre alt ... mitten in Paris, in diese Hölle geschleudert ... mit seinen frischen, glühenden, ungezähmten Leidenschaften, mit seiner Treuherzigkeit, seinem Vertrauen, welchen Gefahren wäre er nicht ausgesetzt.

— Aber es handelt sich zuvörderst darum, ihn wiederzufinden, mein Herr, — sagte Adrienne hastig, — nach-

her wollen wir ihn den Gefahren entziehen ... Als ich, bevor ich hier eingesperrt wurde, seine Ankunft in Frankreich erfuhr, hatte ich einen vertrauten Mann abgesandt, um ihm die Dienste eines unbekannten Freundes anzubieten; ich sehe jetzt, daß dieser thörichte Einfall, den man mir so sehr vorgeworfen hat, sehr vernünftig war ... ich hänge demnach auch mehr als jemals daran; der Prinz gehört zu meiner Familie, ich bin ihm eine freigebige Gastfreundschaft schuldig ... ich bestimmte ihm den Pavillon, den ich bei meiner Tante bewohnte ...

— Aber Sie? mein liebes Fräulein.

— Noch heute werde ich ein Haus bewohnen, das ich seit einiger Zeit hatte einrichten lassen, indem ich fest entschlossen war, Frau von Saint-Dizier zu verlassen, um allein und nach meinem Gefallen zu leben. Demnach also, mein Herr, da es Ihre Sendung ist, der Schutzgeist unserer Familie zu sein, so handeln Sie eben so großmüthig gegen den Prinzen Djalma, als Sie für mich und für die Töchter des Marschalls Simon es gethan haben; ich beschwöre Sie darum, trachten Sie den Aufenthaltsort des armen Königssohnes, wie Sie ihn nennen, zu entdecken; bewahren Sie mein Geheimniß, und lassen Sie ihn in den Pavillon führen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet! ... er soll sich um nichts bekümmern; man wird für alle seine Bedürfnisse sorgen; er wird leben, wie er leben muß ... als Prinz ...

— Ja, durch Ihre königliche Freigebigkeit, wird er als Prinz leben . . . Aber niemals könnte eine rührende Theilnahme besser angewandt werden . . . Es genügt sein schönes und schwermüthiges Gesicht zu sehen, wie ich es gesehen habe, um . . .

— Sie haben ihn also gesehen, mein Herr? — sagte Adrienne, indem Sie Robin unterbrach.

— Ja, mein liebes Fräulein, ich habe ihn während ungefähr zwei Stunden gesehen . . . und ich habe nicht mehr bedurft, um ihn zu beurtheilen; seine reizenden Züge sind der Spiegel seiner Seele.

— Und wo haben Sie ihn gesehen, mein Herr?

— Auf Ihrem ehemaligen Schlosse Cardoville, nicht weit von dem ihn der Sturm ans Land geworfen . . . und wohin ich mich begeben hatte, um . . .

Nach einem augenblicklichen Zögern fuhr Robin, gleichsam als ob er wider seinen Willen von seiner Offenherzigkeit fortgerissen würde, fort:

— Ei! mein Gott, wohin ich mich begeben hatte, um eine schlechte, schändliche, elende Handlung zu begeben . . . ich muß es wohl gestehen . . .

— Sie? mein Herr, . . . auf dem Schlosse Cardoville, wegen einer schlechten Handlung! — rief Adrienne, auf das Höchste erstaunt, aus . . .

— Leider! ja, mein liebes Fräulein, — erwiderte Robin treuherzig. — Mit einem Worte, ich hatte von dem Herrn Abbé d'Algirigny den Auftrag, Ihrem früheren Verwalter die Wahl zu lassen, entweder fortgeschickt

zu werden, oder sich zu einer Schändlichkeit herzugeben . . . ja, zu etwas, das sehr dem Spioniren und dem Verläumben glich; . . . aber der rechtschaffene und würdige Mann hat es ausgeschlagen . . .

— Aber wer sind Sie denn, mein Herr? — sagte Fräulein von Cardoville, deren Erstaunen immer mehr wuchs.

— Ich bin . . . Robin, . . . der ehemalige Secretair des Herrn Abbé d'Algrigny . . . etwas sehr Geringses, wie Sie sehen.

Wir müssen darauf verzichten, den zugleich demüthigen und unbefangenen Ton des Jesuiten wiederzugeben, als er diese Worte aussprach, die er mit einer ehrerbietigen Verbeugung begleitete.

Bei dieser Offenbarung wich Fräulein von Cardoville hastig zurück.

Wie wir bemerkt, hatte Adrienne zuweilen von Robin, dem demüthigen Secretair des Abbé d'Algrigny, wie von einer Art von gehorsamer und willenloser Maschine sprechen hören. Das war nicht Alles: als der Verwalter des Gutes Cardoville an Adriennen wegen des Prinzen Dsalma geschrieben, hatte er sich über die arglistigen und unredlichen Anträge Robins beklagt. Sie fühlte demnach ein unbestimmtes Mißtrauen erwachen, als sie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann wäre, welcher eine so abscheuliche Rolle gespielt hatte. Uebrigens wurde diese ungünstige Meinung durch das im Gleichgewichte gehalten, was sie Robin verdankte, und durch die so unammunden vor dem Untersuchungs-

richter ausgesprochene Anklage gegen den Abbé d'Aigrigny, und dann endlich durch das Geständniß des Jesuiten selbst, der, sich selbst anklagend, auf diese Weise dem Vorwurfe, den man ihm hätte machen können, zuvorkam.

Nichts desto weniger setzte Fräulin von Cardoville diese, von ihr mit eben so vieler Offenherzigkeit als Hingebung und Sympathie begonnene Unterredung mit einer etwas kalten Zurückhaltung fort.

Robin bemerkte den Eindruck, welchen er hervorbrachte; er war darauf gefaßt: er kam demnach nicht im Mindesten außer Fassung, als Fräulein von Cardoville zu ihm sagte, indem sie ihn fest ins Auge faßte und einen forschenden Blick auf ihn heftete:

— Ah! ... Sie sind Herr Robin, ... der Secretair des Herrn Abbé d'Aigrigny?

— Sagen Sie, gewesener Secretair, wenn es Ihnen gefällig ist, mein liebes Fräulin, — antwortete der Jesuit; — denn Sie fühlen wohl, daß ich niemals wieder den Fuß über die Schwelle des Abbé d'Aigrigny setzen werde ... Ich habe ihn mir zum unverföhnlichen Feinde gemacht, und ich bin ohne Stelle ... Aber gleichviel ... Was sage ich? aber um so besser, weil um diesen Preis die Bösen entlarvt, und den rechtschaffenen Leuten Hülfe geworden ist.

Diese in sehr ungekünstelter und sehr würdiger Weise ausgesprochenen Worte erregten wieder das Mitleid in Abriennens Herzen. Sie dachte, daß dieser arme, alte

Mann am Ende die Wahrheit sage. Der Haß des so entsehlerten Abbs d'Aigrigny mußte unerbittlich sein, und am Ende hatte Robin ihm getrost, um eine großmüthige Offenbarung zu machen.

Demnach erwiederte Fräulein von Cardoville ziemlich kalt:

— Da Sie die Anträge, mein Herr, welche Sie dem Verwalter des Gutes Cardoville zu machen beauftragt waren, als so schändlich und so arglistig kannten, wie haben Sie da einwilligen können, sie zu übernehmen?

— Warum? warum? — erwiederte Robin mit einer Art von schmerzlicher Ungebulb. — Ei! mein Gott! weil ich mich damals ganz unter dem Zauber des Abbs d'Aigrigny befand, des höchst wunderbar gewandten Mannes, wie ich keinen zweiten kenne, und, erst seit vorgestern habe ich es erfahren, eines der gefährlichsten Männer, die es auf der Welt giebt; er hatte meine Bedenklichkeiten überwunden, indem er mich überredete, daß der Zweck die Mittel rechtfertige . . . Und, ich muß es gestehen, der Zweck, den er vor Augen zu haben schien, war schön und erhaben; aber vorgestern . . . bin ich auf eine grausame Weise enttäuscht worden . . . ein Donnerschlag hat mich erweckt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, — fügte Robin mit einer Art von Verlegenheit und von Verwirrung hinzu, — sprechen wir nicht mehr von meiner ärgerlichen Reise nach Cardoville. Obgleich ich nur ein unwissendes und blindes Werkzeug gewesen bin, so habe ich doch eben so viel

Scham und Kummer darüber, als ob ich aus eigenem Antriebe gehandelt hätte . . . Das brüht und quält mich. Ich bitte Sie, sprechen wir lieber von Ihnen, von dem, was Sie interessiert; denn bei großmüthigen Gedanken erweitert sich die Seele, wie bei einer reinen und gesunden Luft sich die Brust erweitert.

Robin hatte so freiwillig das Geständniß seines Vergehens abgelegt, er erklärte es auf eine so natürliche Weise, er schien darüber so aufrichtig zerkürrt, daß Adrienne, deren Argwohn außerdem keine andere Nahrung hatte, ihr Mißtrauen sich sehr verringern fühlte.

— Demnach also, — begann sie wieder, indem sie immer noch Robin erforschte, — haben Sie den Prinzen Osalma in Cardoville gesehen?

— Ja, Fräulein, und von dieser flüchtigen Zusammenkunft schreibt sich meine Zuneigung für ihn her; ich werde demnach auch mein Werk bis an's Ende ausführen; sein Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, eben so wenig als Sie, als die Töchter des Markschalls Simon, wird der Prinz ein Opfer dieses abscheulichen Complottes sein, welches unglücklicher Weise dabei nicht stehen geblieben ist.

— Und wen hat es denn noch bedroht?

— Herr Hardy, ein Mann voller Ehre und Rechtsschaffenheit, auch Ihr Verwandter, auch bei dieser Erbschaft theilhaftig, ist durch einen schändlichen Verrath von Paris entfernt worden . . . Endlich, der letzte

Erbe, ein unglücklicher Handwerker, ist, in eine auf schlaue Weise gestellte Falle sinkend, wegen Schulden in's Gefängniß geworfen worden.

— Aber, mein Herr, — sagte Adrienne plötzlich, — zu wessen Nutzen ist denn dieses abscheuliche Complot, welches mich in der That entsetzt, angesponnen worden?

— Zu Gunsten des Herrn Abbé d'Aigrigny! — antwortete Rodin.

— Er! und wie? mit welchem Recht? er war kein Erbe!

— Es würde zu weitläufig sein, Ihnen das zu erklären, mein liebes Fräulein; Sie werden eines Tages Alles erfahren; sein Sie nur überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitterteren Feind hatte, als den Abbé d'Aigrigny.

— Ich will ganz offen mit Ihnen reden, mein Herr, — sagte Adrienne, indem sie einem leichten Argwohn nachgab. — Wie habe ich vermocht, Ihnen die lebhafteste Theilnahme einzufößen, welche Sie mir bezeigen, und die Sie sogar auf alle Personen meiner Familie ausdehnen?

— Mein Gott, mein liebes Fräulein, — antwortete Rodin lächelnd, — wenn ich es Ihnen sage, werden Sie sich über mich lustig machen . . . oder mich nicht verstehen . . .

— Reden Sie, ich bitte Sie darum, mein Herr. Tragen Sie kein Bedenken, weder wegen meiner, noch wegen sich.

— Wohlan denn! ich habe mich für Sie interessirt, mich Ihnen gewidmet, weil Ihr Herz edelmüthig, Ihr Geist erhaben, Ihr Charakter unabhängig und stolz ist . . . Einmal ganz der Ihre, meiner Treue! sind mir die Ihrigen, welche außerdem auch der Theilnahme sehr würdig sind, nicht mehr gleichgiltig geblieben . . . Diesen zu dienen, hieß Ihnen doppelt dienen.

— Aber, mein Herr . . . angenommen, daß Sie mich des viel zu schmeichelhaften Lobes, welches Sie an mich richten, für würdig hielten . . . wie haben Sie denn mein Herz, meinen Verstand, meinen Charakter beurtheilen können?

— Ich will es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein; aber zuvor muß ich Ihnen noch ein Geständniß ablegen, über das ich sehr beschämt bin . . . Nicht wahr, selbst dann, wenn Sie nicht so wundervoll begabt wären, hätte das, was Sie seit Ihrem Eintritte in dieses Haus gelitten haben, genügen müssen, um Ihnen die Theilnahme jedes Mannes von Herz zu gewinnen?

— Ich sollte es glauben, mein Herr.

— Ich könnte demnach also meine Theilnahme für Sie dadurch erklären. Wohlan! dennoch . . . gestehe ich, daß mir das nicht genügt hätte; Sie wären einfach und allein Fräulein von Carboville, das sehr reiche, edle und sehr schöne junge Mädchen gewesen, Ihr Unglück würde mich ohne Zweifel sehr gerührt haben; aber ich hätte mir gesagt: dieses arme Fräulein ist sehr zu bedauern, das ist wahr; aber was vermag

ich armer Mensch dabei? meine einzige Nahrungsquelle ist meine Stelle als Secretair des Abbé d'Algrigny, und ihn müßte ich zuerst angreifen! Er ist allmächtig, und ich bin nichts; gegen ihn zu kämpfen, heißt, mich, ohne Hoffnung diese Unglückliche zu retten, in's Verderben stürzen; während dagegen, als ich wußte, was Sie waren, mein liebes Fräulein, ich mich in meiner Untergeordnetheit empört habe. Nein, nein, habe ich mir gesagt, tausend Mal: nein! Ein so schöner Geist, ein so erhabenes Herz soll nicht das Opfer eines abscheulichen Complottes werden . . . Vielleicht werde ich in dem Kampfe vernichtet werden, aber zum Mindesten werde ich zu kämpfen versucht haben.

Es ist unmöglich zu sagen, mit welcher Mischung von Feinheit, Energie und Empfindsamkeit Robin diese Worte betont hatte.

Häufig ereignet es sich bei von der Natur außerordentlich vernachlässigten und widrigen Leuten, daß, sobald es ihnen gelungen ist, ihre Pflichtlichkeit vergessen zu machen, diese Pflichtlichkeit selbst ein Beweggrund der Theilnahme, des Mitleidens wird, und man sagt sich: wie schade, daß ein solcher Geist, daß eine solche Seele in einem solchen Körper wohnen, und man fühlt sich ergriffen, fast gerührt durch diesen Contrast.

So war es mit dem, was Fräulein von Cardoville für Robin zu empfinden begann, denn so barsch und grob er sich gegen den Doctor Valemier gezeigt hatte,

so einfach und liebevoll benahm er sich im Gegentheil gegen sie.

Eine einzige Sache reizte lebhaft die Neugierde des Fräuleins von Carboville, nämlich, zu erfahren, wie Robin die Hingebung und die Bewunderung, welche sie ihm einflößte, hatte fassen können.

— Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit und beharrliche Neugierde, mein Herr; aber ich möchte wissen ...

— Wie mir ... Ihr moralischer Charakter offenbar worden ist, nicht wahr? ... Mein Gott! mein Fräulein, nichts ist einfacher; hören Sie mit zwei Worten, wie es zugegangen: der Abbé d'Aigrigny sah in mir nur eine Schreibmaschine, ein stumpfes, stummes und blindes Werkzeug ...

— Ich hielt den Herrn Abbé d'Aigrigny für scharfsinniger.

— Und Sie haben Recht, mein liebes Fräulein ... er ist ein Mann mit unerhörtem Scharfblicke; ... aber ich täuschte ihn ... indem ich mehr als Einfältigkeit affectirte ... Gehen Sie deshalb nicht so weit, mich für falsch zu halten ... Nein ... ich bin stolz ... ja, stolz ... nach meiner Art und Weise ... und mein Stolz besteht darin, niemals höher, als meine Stellung, zu scheinen, so untergeordnet sie auch sein möge! Wissen Sie warum? Weil dann, so hochmüthig meine Vorgesetzten auch sein mögen ... ich mir sage: Sie kennen meinen Werth nicht; ich bin es also nicht, sondern

die Untergeordnetheit der Stellung, welche sie vernünftigen . . . Dabei gewinne ich doppelt: meine Egenthümlichkeit ist geschützt und ich habe Niemanden zu hassen.

— Ja, ich begreife diese Art von Stolz, — sagte Adrienne, immer mehr über die originelle Richtung von Robins Geiste überrascht.

— Aber kommen wir auf das zurück, was Sie betrifft, mein liebes Fräulein. — Am Abende vor dem 13. Februar übergab mir der Herr Abbé d'Algrigny ein stenographirtes Papier, und sagte zu mir: Schreiben Sie mir dieses Verhör in's Reine; Sie werden diese Stücke hinzufügen, welche den Beschluß eines Familienrathes bekräftigen, welcher, nach dem Berichte des Doctor Valemier, den Geisteszustand des Fräuleins von Cardoville für beunruhigend genug erklärt, um ihre Einsperrung in eine Fesslanstalt zu erheischen . . .

— Ja, — sagte Adrienne bitter, — es handelte sich um eine lange Unterredung, welche ich mit der Frau von Saint-Dizier, meiner Tante, gehabt habe, und welche man ohne mein Wissen niederschrieb.

— So befand ich mich also mit meiner stenographirten Denkschrift allein; ich begann sie umzuschreiben . . . Nach Verlauf von zehn Zeilen war ich von Erstaunen betroffen, ich wußte nicht, ob ich träumte, oder ob ich wachte . . . Wie! wahnsinnig! — rief ich aus, — Fräulein von Cardoville wahnsinnig? . . . Wahnsinnig müssen diejenigen sein, welche eine solche Abscheulichkeit zu behaupten wagen! . . . Immer mehr gespannt, fuhr ich

in meinem Durchlesen fort; . . . ich beendigte es . . . O! da, was soll ich Ihnen sagen? . . . Das, was ich empfunden habe, sehen Sie, mein liebes Fräulein, das läßt sich nicht ausdrücken! . . . es war Rührung, Bönne, Entzücken! . . .

— Mein Herr! . . . — sagte Abrienne.

— Ja, mein liebes Fräulein, Entzücken! . . . Möge Ihre Bescheidenheit an diesem Worte keinen Anstoß nehmen; wissen Sie denn, daß diese so neuen, unabhängigen und so muthigen Ansichten, welche Sie mit so viel Glanz vor Ihrer Tante darlegten, Ihnen ohne Ihr Wissen fast gemein mit einer Person sind, für welche Sie eines Tages die zärtlichste, die höchste Ehrerbietung empfinden werden . . .

— Und von wem wollen Sie reden? mein Herr?

— rief Fräulein von Cardoville immer gespannter aus.

Nach einem Momente scheinbaren Zögerns begann Robin wieder:

— Nein . . . nein . . . es ist jetzt nutzlos, Sie davon zu unterrichten . . . Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein liebes Fräulein, ist, daß ich, als ich mein Lesen beendigt, zu dem Abbé d'Aigrigny eilte, um ihn von dem Irrthume zu überzeugen, in welchem ich ihn in Bezug auf Sie sah . . . Unmöglich, ihn zu finden . . . aber gestern Morgen habe ich ihm auf eine feurige Weise meine Art zu denken gesagt; er schien nur über Eines erstaunt, nämlich zu bemerken, daß ich dächte. Ein geringschätzendes Schweigen war die ganze Ant-

wort auf all mein Injehbringen. Ich hielt seine Ueberzeugung für überlistet und drang nochmals in ihn, aber vergebens; er befahl mir, ihn nach dem Hause zu begleiten, in welchem das Testament Ihres Ahnen geöffnet werden sollte. Ich war vermaßen über den Abbé d'Aigrigny verblendet, daß es, um mir die Augen zu öffnen, der allmäligen Ankunft des Soldaten, seines Sohnes, dann des Vaters von dem Marschall Simon bedurfte . . . Ihre Empörung entschleierte mir den Umfang eines seit langer Zeit mit einer entseßlichen Schlaueit gesponnenen Complottes. Nun begriff ich, weshalb man Sie hier zurückhielt, indem man Sie für wahnsinnig gelten ließ; nun begriff ich, warum die Töchter des Marschalls Simon in's Kloster gebracht worden wären. Kurz, nun tauchten tausend Erinnerungen in meinem Geiste auf! Bruchstücke von Briefen, von Denkschriften, welche man mir zum Abschreiben gegeben hatte und deren Bedeutung ich mir bis dahin nicht erklärt hatte, brachten mich auf die Spur dieser abscheulichen Umtriebe. Auf der Stelle den plößlichen Schauder an den Tag zu legen, welchen ich über diese Schändlichkeiten empfand, wäre eben so viel gewesen, als Alles zu verderben; ich beging diesen Fehler nicht. Ich rang in List mit dem Abbé d'Aigrigny; ich stellte mich noch weit habüchtiger, als er. Wenn diese unermessliche Erbschaft mir angehört hätte, so hätte ich mich nicht gieriger, nicht unbarmherziger auf die Beute zeigen können. Durch diese List ahnete der Abbé d'Aigrigny nichts; da

ein Zufall der Vorsehung die Erbschaft aus seinen Händen gerettet hatte, so verließ er in einer unendlichen Bestürzung das Haus. Ich, in einer unbeschreiblichen Freude, denn ich hatte das Mittel, Sie zu retten, Sie zu rächen, mein liebes Fräulein, begab mich gestern Abend, wie immer, in meine Schreibstube. Während der Abwesenheit des Abbé war es mir leicht, seinen ganzen Briefwechsel wegen der Erbschaft durchzugehen, so daß ich alle Fäden dieses unermesslichen Gewebes zusammenfügen konnte . . . O! da, mein liebes Fräulein, vor den Entdeckungen, die ich machte, . . . und die ich ohne diesen Umstand niemals gemacht haben würde, war ich vernichtet, entsezt.

— Welche Entdeckungen? mein Herr.

— Es giebt Geheimnisse, die schrecklich für diejenigen sind, welche sie besitzen. Dringen Sie demnach nicht in mich, mein liebes Fräulein; aber bei dieser Prüfung erschien mir das, durch eine unersättliche Habsucht gegen Sie und Ihre Verwandten gebildete Bündniß in seiner ganzen, im Dunkeln schleichen den Verwegenheit. Nun erhöhte sich die lebhafteste und innigste Theilnahme, welche ich für Sie, theures Fräulein, bereits empfand, noch mehr, und erstreckte sich über die anderen unschuldigen Opfer dieses höllischen Complottes. Trotz meiner Schwäche nahm ich mir vor, Alles zu wagen, um den Abbé d'Algrigny zu entlarven . . . Ich sammelte die nöthigen Beweise, um meiner Erklärung vor dem Gericht ein genügendes Gewicht zu geben . . .

Und heute Morgen . . . verließ ich das Haus des Abbe . . . ohne ihm mein Vorhaben zu offenbaren . . . Er konnte, um mich zurück zu halten, irgend ein gewaltsames Mittel anwenden; indessen wäre es feig von mir gewesen, ihn anzugreifen, ohne ihn zu benachrichtigen . . . Sobald ich sein Haus verlassen . . . habe ich ihm geschrieben, daß ich genug Beweise seiner Schändlichkeiten in Händen hätte, um ihn auf eine rechtschaffene Weise offen anzugreifen . . . ich klage ihn an . . . er möge sich vertheidigen. Ich bin zu dem Untersuchungsrichter gegangen, und Sie wissen . . .

In diesem Augenblicke ging die Thür auf; eine der Wärterinnen erschien und sagte zu Robin:

— Der Bote, mein Herr, welchen Sie und der Herr Untersuchungsrichter nach der Straße Brise-Miche gesandt haben, ist so eben zurückgekehrt.

— Hat er den Brief dort gelassen?

— Ja, mein Herr, man hat ihn auf der Stelle hinauf getragen.

— Es ist gut! . . . verlassen Sie uns.

Die Wärterin verließ das Zimmer.

VIII.

Die Sympathie.

Wenn Fräulein von Cardoville noch einigen Argwohn in die Aufrichtigkeit der Aufopferung Rodins in Bezug auf sie hätte setzen können, so mußte er vor diesen, unglücklicher Weise sehr natürlichen und fast unwiderleglichen Schlüssen dahinschwinden. Wie war es möglich, das geringste Einverständniß zwischen dem Abbé d'Algrigny und seinem Secretair da vorauszusetzen, wo dieser die Umtriebe seines Herrn gänzlich entschleierte und ihn den Gerichten überlieferte? Kurz, wo Rodin hierin vielleicht weiter ging, als Fräulein von Cardoville selbst gegangen sein würde? welcher geheime Vorbehalt war bei dem Jesuiten vorauszusetzen? Höchstens der, durch seine Dienste sich den fruchtbringenden Schutz des jungen Mädchens zu erwerben zu suchen? Und hatte er dann nicht so eben sich gegen diese Voraussetzung verwahrt, indem er erklärte, daß er sich nicht dem schönen, edlen und reichen Fräulein von Cardoville gewidmet hätte, sondern dem jungen Mädchen mit stolzem und großmüthigem Herzen? Und dann endlich, wie

— Robin es selbst gesagt, welcher Mann, er sei denn ein Nichtswürdiger, hätte sich nicht für Adriennens Schicksal interessieren müssen?

Ein eigenthümliches Gefühl, seltsam gemischt aus Neugierde, Erstaunen und Theilnahme, gesellte sich zu der Dankbarkeit des Fräuleins von Cardoville gegen Robin; da sie indessen unter dieser demüthigen Hülle einen hervorragenden Verstand erkannte, so flog ein schwerer Verdacht plötzlich in ihr auf.

— Mein Herr, — sagte sie zu Robin, — ich gestehe immer den Leuten, welche ich achte, die argen Zweifel ein, die sie mir einflößen, damit sie sich rechtfertigen oder mich entschuldigen mögen, wenn ich mich irre.

Robin blickte Fräulein von Cardoville mit Erstaunen an, und indem er in seinem Innern den Verdacht zu erforschen schien, den er ihr hätte einflößen können, antwortete er nach einem Augenblicke des Schweigens:

— Vielleicht handelt es sich um meine Reise nach Cardoville, um meine-schlechten, Ihrem wackeren und würdigen Verwalter gemachten Anträge? . . . mein Gott! ich . . .

— Nein, nein, mein Herr . . . — sagte Adrienne, indem sie ihm in die Rede fiel, — Sie haben mir jenes Geständniß freiwillig abgelegt, und ich begreife, daß Sie in Beziehung auf Herrn von Aigrigny verblendet, ohne zu überlegen, Verhaltensvorschriften ausgeführt haben, gegen welche das Zartgefühl sich empörte . . . Aber wie kommt es, daß Sie, mit Ihrem unbestreitbaren

Werthe bei ihm und seit so langer Zeit, eine so untergeordnete Stellung eingenommen haben?

— Das ist wahr, — sagte Robin lächelnd, das muß Sie auf eine betäubte Weise überraschen, mein liebes Fräulein; denn ein Mensch von einiger Fähigkeit, der lange Zeit in einer niedrigen Stellung bleibt, hat augenscheinlich irgend einen eingewurzelten Fehler, irgend eine schlimme oder niedrige Neigung...

— Das, mein Herr... ist im Allgemeinen wahr...

— Und persönlich wahr, ... was mich anbetrifft.

— Demnach also, mein Herr, gestehen Sie?...

— Leider! gestehe ich, daß ich eine böse Neigung habe, der ich seit vierzig Jahren alle Aussichten, zu einer angemessenen Stellung zu gelangen, geopfert habe.

— Und diese Neigung... mein Herr?

— Well ich Ihnen denn dieses jämmerliche Geständniß machen muß... es ist die Trägheit... ja, die Trägheit... der Abscheu vor aller Thätigkeit des Geistes, vor aller moralischen Verantwortlichkeit, vor jeder Initiative. Mit den zwölfhundert Franken, welche mir der Abbé d'Algrigny gab, war ich der glücklichste Mensch von der Welt, ich hatte Vertrauen zu der Würde seiner Absichten; seine Ansicht war die meinige, sein Wille der meinige. Sobald ich meine Arbeit beendigt, kehrte ich in mein liebes kleines Zimmer zurück, zündete das Feuer in meinem Ofen an, und hielt mein Mittagessen von Wurzeln; indem ich hierauf irgend ein sehr unbekanntes philosophisches Buch vornahm, ließ ich

meinem Geiste den Zügel schließen, der mich, den ganzen Tag über gefesselt, durch die Theorien und durch die lieblichsten Träumereien fortzog. Dann, von der ganzen Höhe meines Verstandes, Gott weiß wohin, durch die Kühnheit meiner Gedanken fortgerissen, meinte ich, sowohl meinen Herrn, als die großen Geister der Erde zu übersehen. Dieses Fieber dauerte meiner Treue wohl drei bis vier Stunden, wonach ich einen süßen Schlummer genoß; jeden Morgen begab ich mich munter an mein Tagewerk, meines Brotes für den folgenden Tag gewiß, ohne Sorgen für die Zukunft, da ich nur wenig bedurfte, und mit Ungeduld die einsamen Freuden meiner Abendstunden erwartend, und sagte im Stillen zu mir, während ich wie eine einfältige Maschine kribbelte: ei! ei!... wenn ich indessen wollte!...

— Gewiß... Sie hätten wie ein Anderer... besser vielleicht wie ein Anderer zu einer hohen Stellung gelangen können, — sagte Adrienne auf eine seltsame Weise über die praktische Philosophie Rodins betroffen.

— Ja, ... ich glaube es, ich hätte dazu gelangen können... aber sobald ich es konnte... Wozu?... Sehen Sie, mein liebes Fräulein, das, was die Leute von irgend einem Werthe oft unbegreiflich für die gewöhnlichen Menschen macht, ist... daß sie sich oft damit begnügen zu sagen: wenn ich wollte!

— Aber am Ende, mein Herr... ohne viel auf die Bequemlichkeiten des Lebens zu halten, giebt es ein

gewisses Wohlsein, welches dem höheren Alter fast unentbehrlich ist, und auf das Sie durchaus verzichten . . .

— Enttäuschen Sie sich; mein Liebes Fräulein, — sagte Robin schlaun lächelnd, — ich bin sehr schwelgerisch, ich bedarf durchaus eine gute Kleidung, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gutes Stück Brot, einen guten, recht saftigen, mit gutem grauen Salz gewürzten Kettig, und gutes klares Wasser, und dennoch, trotz der Menge meiner Bedürfnisse reichen meine zwölfhundert Franken nicht nur aus, sondern ich kann noch einige Ersparnisse davon machen.

— Und setzt, wo Sie ohne Stelle sind, wie wollen Sie leben, mein Herr? — sagte Adrienne, immer mehr durch die Wunderlichkeit dieses Mannes interessiert, und indem sie seine Uneigennützigkeit auf die Probe zu stellen dachte.

— Ich habe eine kleine Sparbüchse; sie wird ausreichen, um so lange hier zu bleiben, bis ich das finstere Gespinnst des Pater d'Aigrigny bis auf den letzten Faden aufgedeckt habe; ich bin mir diese Genugthuung deshalb schuldig, weil ich mich habe von ihm täuschen lassen; drei bis vier Tage werden hoffentlich zu diesem Werke genügen. Hierauf habe ich die Gewißheit, eine bescheidene Stelle bei einem Steuereinnahmer meiner Provinz zu finden; schon vor einiger Zeit hat mir Jemand, der mir wohlwollte, dieses Anerbieten machen lassen; aber ich hatte trotz der Vortheile, die man mir anbot, den Abbé d'Aigrigny nicht verlassen wollen . . . Stellen

Sie sich vor: achthundert Franken, mein liebes Fräulein, achthundert Franken und freie Kost und Wohnung! ... Da ich ein wenig ungesellig bin, so hätte ich vorgezogen, abgesondert zu wohnen ... aber Sie fühlen wohl, man giebt mir bereits so viel ... daß ich diese kleine Unbequemlichkeit übersehen muß ...

Wir müssen darauf verzichten, Robins Unbefangenheit zu schildern, als er diese kleinen häuslichen und hauptsächlich abscheulich erlogenen Mittheilungen dem Fräulein von Carboville machte, die ihren letzten Argwohn verschwinden fühlte.

— Wie, mein Herr, — sagte sie theilnehmend zu dem Jesuiten, — in drei bis vier Tagen werden Sie Paris verlassen haben?

— Ich hoffe es wohl, mein liebes Fräulein, und das ... fügte er mit einem geheimnißvollen Tone hinzu, — und das aus mehreren Gründen; ... aber sehr schätzbar wird es mir sein, — begann er wieder mit einem ernstern und innigen Tone, indem er Adriennen gerührt anblickte, — zum Mindesten diese Ueberzeugung mitzunehmen, daß Sie es mir einigermaßen Dank gewußt haben, in Ihnen bei dem bloßen Lesen Ihrer Unterredung mit der Prinzessin von Saint-Dizier den Werth errathen zu haben, der in unseren Tagen bei einer jungen Person von Ihrem Alter und von Ihrer Stellung vielleicht nicht noch ein Mal anzutreffen ist.

— Ah! mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, — halten Sie sich nicht etwa für verpflichtet, auf der

Stelle die aufrichtigen Lobeserhebungen erwidern zu müssen, welche ich an Ihre Geistesüberlegenheit gerichtet habe ... Ich würde lieber Undankbarkeit sehen.

— Ei! mein Gott ... ich schmeichle Ihnen nicht, mein liebes Fräulein; wozu? Wir werden uns nicht mehr wiedersehen, ... Nein, ich schmeichle Ihnen nicht ... ich verstehe Sie, weiter nichts ... und das, was Ihnen wunderbar scheinen wird, ist, daß Ihr Anblick den Begriff vervollständigt hat, den ich mir von Ihnen gemacht hatte, mein liebes Fräulein, als ich Ihre Unterredung mit Ihrer Tante las, und so sind einige, mir bis dahin dunkle Seiten Ihres Charakters mir jetzt sonnenklar.

— In Wahrheit, mein Herr, Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen.

— Was wollen Sie? ich sage Ihnen treuherzig meine Empfindungen; jetzt, zum Beispiele, erkläre ich mir vollkommen, Ihre leidenschaftliche Liebe für das Schöne, Ihre Verehrung für die verfeinerten Sinnen-genüsse, Ihr glühendes Streben nach einer besseren Welt, Ihre muthige Verachtung vieler entwürdigender, knechtischer Gebräuche, welchen das Weib unterworfen ist; ja, jetzt begreife ich noch besser den edlen Stolz, mit welchem Sie diese Masse eitler, anmaßender und lächerlicher Männer ansehen, für welche das Weib ein ihnen durch die Geseze zugefallenes Geschöpf ist, das sie nach ihrem Bilde geformt haben, welches nicht schön ist. Muß nach der Meinung dieser kleinen Ty-

rammen das Weib, ein untergeordnetes Geschlecht, dem ein Concilium von Cardinälen mit einer Mehrheit von zwei Stimmen geruhet hat eine Seele zuzuerkennen, sich nicht tausend Male glücklich schätzen, die Magd dieser, mit dreißig Jahren alten, leuchtenden, aufgeblasenen und abgestumpften kleinen Paschas zu sein, die, müde aller Ausschweifungen, und indem sie von ihrer Erschöpfung ausruhen wollen, daran denken, wie man zu sagen pflegt, ein Ende zu machen, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie ein armes junges Mädchen heirathen, welches ihrerseits einen Anfang zu machen wünscht.

Fräulein von Cardoville hätte gewiß über Robins satyrische Zeichnungen gelächelt, wenn sie nicht außerordentlich überrascht gewesen wäre, ihn sich in Ausdrücken aussprechen zu hören, die so sehr zu ihren Ansichten paßten . . . da sie doch diesen gefährlichen Menschen zum ersten Male in ihrem Leben sah.

Abrienne vergaß, oder wußte vielmehr nicht, daß sie es mit einem Jesuiten von seltenem Verstande zu thun hatte, und daß diese die Erkundigungen und die geheimnißvollen Hülfsmittel des Polizeispions mit dem tiefen Scharfblicke des Beichtvaters vereinigen; teuflische Priester, die mittelst einiger Nachrichten, einiger Geständnisse, einiger Briefe einen Charakter zusammensetzen, wie Cuvier aus einigen zoologischen Fragmenten einen Körper wieder zusammensetzte.

Weit davon entfernt, Robin zu unterbrechen, hörte ihm Adrienne mit einer zunehmenden Neugierde zu.

Des Eindruckes, den er hervorbrachte, gewiß, fuhr derselbe in einem empörten Tone fort:

— Und Ihre Tante und der Abbé d'Aigrigny behandelten Sie als sinnlos, weil Sie sich gegen das zukünftige Joch dieser kleinen Tyrannen auflehnten! weil Sie, die schimpflichen Laster der Sklaverei hassend, unabhängig mit den redlichen Vorzügen der Unabhängigkeit, frei mit den stolzen Tugenden der Freiheit leben wollten.

— Aber, mein Herr, — sagte Adrienne immer erstaunter, — wie können Ihnen meine Gedanken so vertraut sein?

— Zuvörderst kenne ich Sie durch Ihre Unterredung mit der Frau von Saint-Dizier vollkommen, und dann, wenn wir nun alle Beide dasselbe Ziel, obgleich durch verschiedene Mittel verfolgten, — begann Robin wieder auf eine schlaue Weise, indem er Fräulein von Carboville mit einer Miene des Einverständnisses anblickte, — warum sollten unsere Ueberzeugungen nicht dieselben sein?

— Ich verstehe Sie nicht ... mein Herr ... Von welchem Ziele ist denn die Rede?

— Von dem Ziele, das alle erhabenen, großmüthigen, unabhängigen Geister beständig verfolgen ... indem die einen wie Sie, mein liebes Fräulein, aus Reigung, aus Instinct handeln, ohne sich vielleicht

Reichenschaft von der hohen Sendung abzulegen, die sie zu erfüllen berufen sind. Demnach also zum Beispiel, wenn Sie sich in den feinsten Genüssen gefallen, wenn Sie sich mit alle dem umgeben, was Ihren Sinnen schmeichelt . . . glauben Sie da nur dem Reize des Schönen nachzugeben? nur einem Bedürfnisse aus-erlesener Genüsse? . . . Nein, nein, tausend Mal nein . . . denn dann würden Sie nur ein unvollkommenes, abscheulich egoistisches Geschöpf sein, eine kalte Selbst-süchtige, von einem sehr ausgezeichneten Geschmacke . . . weiter nichts . . . und in Ihrem Alter wäre das größ-lich, mein liebes Fräulein, das wäre gräßlich.

— Dieses Urtheil ist sehr streng, mein Herr . . . fällen Sie es denn über mich? — sagte Adriene besorgt, so sehr imponirte ihr dieser Mann wider ihren Willen.

— Gewiß würde ich es über Sie fällen, wenn Sie den Luxus wegen des Luxus liebten; aber, nein, nein, ein ganz anderes Gefühl beseelt Sie, — erwiderte der Jesuit; — urtheilen wir demnach ein wenig: indem Sie das leidenschaftliche Bedürfnis aller dieser Genüsse empfinden, fühlen Sie ihren Werth oder ihren Mangel lebhafter, als irgend Jemand, nicht wahr?

— In der That, mein Herr, — sagte Adrienne lebhaft interessiert.

— Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme sind dem-nach also bereits gezwungener Weise von jenem er-worben, welche als arme und arbeitssame Unbekannte

Ihnen diese Wunder des Luxus verschaffen, deren Sie sich nicht entschlagen können?

— Dieses Gefühl von Dankbarkeit ist so lebhaft bei mir, mein Herr, — erwiderte Adrienne immer mehr entzückt, sich so wohl verstanden oder errathen zu sehen, — daß ich eines Tages auf ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, statt den Namen seines Verkäufers, den Namen seines Verfertigers sehen ließ, eines armen, bis dahin unbekannten Künstlers, der sich seitdem seine wahre Stellung erzwungen hat.

— Sie sehen, daß ich mich nicht irrte, — erwiderte Rodin, — die Liebe dieser Genüsse macht Sie erkenntlich gegen diejenigen, welche sie Ihnen verschaffen; und das ist nicht Alles: da sehen Sie mich zum Beispiel, ich bin weder besser noch schlechter als ein Anderer, aber gewöhnt, mit Entbehrungen zu leben, unter denen ich nicht im Geringsten leide. Nun denn! die Entbehrungen meines Nächsten rühren mich nothwendiger Weise weit weniger als Sie, mein liebes Fräulein, denn Ihre Gewohnheiten des Wohlseins . . . machen Sie gezwungener Weise weit theilnehmender für das Unglück, als jeden Anderen . . . Sie würden zu sehr durch das Elend leiden, um nicht dieselbigen, welche leiden, zu bedauern und ihnen zu Hülfe zu kommen.

— Mein Gott! mein Herr, — sagte Adrienne, welche begann, sich unter dem verberblichen Zauber Rodins zu fühlen, — je mehr ich Sie höre, desto mehr bin ich überzeugt, daß Sie tausend Mal besser als ich

diese Ansichten vertheidigen, die mir von Frau von Saint-Dizier und von dem Abbé d'Aigrigny auf eine so harte Weise vorgeworfen worden sind. O! reden Sie, . . . reden Sie, mein Herr . . . ich vermag Ihnen nicht zu sagen, mit welchem Stolz . . . mit welchem Stolz ich Sie anhöre.

Und aufmerksam, bewegt, die Augen mit eben so viel Interesse als Sympathie und Neugierde auf den Befulten geheftet, warf Adrienne mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes, welche ihr eigenthümlich war, die langen Locken ihrer goldigen Haare zurück, gleichsam um Robin besser betrachten zu können, der wieder begann:

— Und Sie verwundern sich, mein liebes Fräulein, weder von Ihrer Tante, noch von dem Abbé d'Aigrigny verstanden zu sein? Und welche Verführung konnte zwischen diesen, so wie ich sie jetzt beurtheilen kann, heuchlerischen, neidischen, arglistigen Geistern und Ihnen stattfinden? Wollen Sie einen neuen Beweis ihrer gehässigen Verblendung? unter dem, was sie Ihre gräßlichen Thorheiten nannten, welches war da die abscheulichste, die am meisten verdammungswürdige? Es war Ihr Entschluß, von nun an allein und nach Ihrem Gefallen zu leben, frei über Ihre Gegenwart und über Ihre Zukunft zu verfügen; sie fanden das abscheulich, gräßlich, unmoralisch. Und rührte denn Ihr Entschluß aus einer thörichten Liebe zur Freiheit her? nein! Aus einem unmäßigen Widerwillen gegen jedes Joch, gegen jeden Zwang? nein! Aus dem einzigen Verlangen,

sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen? nein! denn dann würde ich Sie hart getabelt haben.

— In der That haben mich andere Gründe geleitet, mein Herr; ich versichere es Ihnen, — sagte Adrienne rasch, indem sie sehr eifersüchtig auf die Achtung wurde, welche ihr Charakter Robin einflößen könnte.

— Ei! ich weiß es wohl, Ihre Beweggründe waren und konnten nur vortrefflich sein, — erwiderte der Jesuit. — Warum fasten Sie diesen so angegriffenen Entschluß? Etwa, um den angenommenen Gebräuchen zu trotzen? nein! Sie haben sie so lange respectirt, als der Paß der Frau von Saint-Dizier Sie nicht gezwungen hat, sich ihrer unbarmherzigen Vormundschaft zu entziehen. Wollten Sie allein leben, um sich der Aufsicht der Welt zu entziehen? Nein, Sie würden bei dieser, eine Ausnahme machenden Lebensweise hundert Mal mehr den Blicken preisgegeben sein, als in jeder andern Stellung! Wollten Sie endlich Ihre Freiheit schlecht anwenden? Nein, tausend Mal nein; um Schlechtes zu thun, sucht man die Verborgenhait, die Absonderung; dagegen so gestellt, wie Sie es sein werden, werden alle eifersüchtigen und neidischen Augen der alltäglichen Menge beständig auf Sie gerichtet sein . . . Warum denn endlich fassen Sie diesen so muthigen, so seltenen Entschluß, daß er einzig in seiner Art bei einer jungen Person Ihres Alters ist? Wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, . . . mein liebes Fräulein? Wohl! Sie wollen durch Ihr Beispiel beweisen, daß jedes Weib

mit reinem Herzen, gesundem Verstand, festem Charakter und unabhängiger Seele auf eine edle und stolze Weise aus der demüthigenden Vormundschaft hervortreten kann, welche der Gebrauch ihr auferlegt! Ja, anstatt das Leben eines sich auslehnenden Sklaven anzunehmen, ein verhängnißvoller Weise der Heuchelei oder dem Laster gewidmetes Leben, wollen Sie vor den Augen Aller unabhängig, anständig und geachtet leben . . . Sie wollen endlich, wie der Mann, den freien Willen, die gänzliche Verantwortlichkeit aller Handlungen Ihres Lebens haben, um gründlich zu beweisen, daß eine gänzlich sich selbst überlassene Frau dem Manne an Verstand, an Weisheit, an Rechtschaffenheit gleich stehen und ihn an Zartgefühl und an Würde übertreffen kann . . . Das ist Ihre Absicht, mein liebes Fräulein. Sie ist edel, sie ist großartig; wird Ihr Beispiel nachgeahmt werden? ich hoffe es! Aber würde es dasselbe auch nicht, Ihr edelmüthiger Versuch wird Sie darum immer hoch und gut stellen! glauben Sie mir . . .

Die Augen des Fräuleins von Cardoville leuchteten von einem stolzen und lieblichen Feuer, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihr Busen hob sich und sie erhob ihren reizenden Kopf mit einer Regung unwillkürlichen Stolzes; kurz, gänzlich unter dem Zauber dieses teuflischen Mannes rief sie aus:

— Aber wer sind Sie denn, mein Herr, um so meine gehehnsten Gedanken zu kennen und zu zergliedern, um deutlicher in meiner Seele zu lesen, als ich

selbst in ihr lese, um diesen Ansichten von Unabhängigkeit, welche seit so langer Zeit in mir keimen, ein neues Leben; einen neuen Schwung zu geben? kurz, wer sind Sie denn, um mich so sehr in meinen eigenen Augen zu erheben, daß ich jetzt die Ueberzeugung habe, eine für mich ehrenvolle und vielleicht für diejenigen meiner Schwestern, welche in einer harten Knechtschaft leiden, nützliche Bestimmung zu erfüllen . . . noch ein Mal, wer sind Sie, mein Herr?

— Wer ich bin, Fräulein? — antwortete Robin mit einem wunderbar gutmüthigen Lächeln; — ich habe es Ihnen bereits gesagt, ich bin ein armer, alter, guter Mann, der seit vierzig Jahren, nachdem er täglich zur Schreibmaschine der Ideen Anderer gedient, jeden Abend in seine armselige Wohnung zurückkehrt, wo er sich dann erlaubt, nächtlicher Weise seine eigenen Ideen zu verarbeiten; ein wackerer Mann, der von seiner Dachstube aus dem Vorschreiten edelmüthiger Geister folgt, und selbst ein wenig Antheil an ihnen nimmt, die auf ein vielleicht weit näher bevorstehendes Ziel zuschreiten, als man es gewöhnlich meint . . . Demnach auch, mein liebes Fräulein, sagte ich Ihnen so eben, daß Sie und ich nach demselben Zwecke streben, Sie, ohne darüber nachzudenken, und indem sie fortwährend Ihren seltenen und göttlichen Instincten gehorchen. Demnach auch, folgen Sie mir, leben Sie, leben Sie immer schön, immer glücklich, immer frei! das ist Ihre Sendung; sie gehört weit mehr der Vorsehung an, als Sie mei-

nen; ja fahren Sie fort, sich mit alle den Wundern des Luxus und der Künste zu umgeben; verfeinern Sie Ihre Sinne noch, reinigen Sie Ihren Geschmack noch mehr durch die auserlesene Wahl Ihrer Genüsse; überragen Sie durch den Geist, durch die Anmuth, durch die Reinheit, diesen einfältigen und häßlichen Männerschwarm, der Sie allein und frei sehend, Sie von morgen an umringen wird; ihrer Habsucht, ihrer Selbstsucht, ihrer Geckenhaftigkeit hingegeben, werden dieselben Sie für eine leicht zu erobernde Beute halten. Berspotten, brandmarken Sie diese albernen und schmutzigen Annahmen; sein Sie die Königin dieser Welt, und würdig, als eine Königin geachtet zu werden... Lieben Sie... glänzen Sie... genießen Sie... das ist Ihre Rolle hienieden; zweifeln Sie nicht daran! alle diese Blumen, mit denen Sie Gott so reichlich ausgestattet, werden eines Tages herrliche Früchte tragen. Sie werden geglaubt haben, bloß für das Vergnügen zu leben... und Sie werden für den edelsten Zweck gelebt haben, nach dem eine erhabene und schöne Seele zu streben vermag. Vielleicht werden wir uns demnach auch hienun hier und einigen Jahren wieder begegnen; Sie, immer schöner und gefeierter... ich, immer älter und geringer; aber, gleich viel... ich bin überzeugt, eine geheime Stimme sagt Ihnen jetzt, daß zwischen uns Beiden, so ungleich wir auch sind, ein geheimes Band, eine geheimnißvolle Uebereinstimmung besteht, die von nun an nichts mehr zu zerstören vermag!

Indem er diese letzten Worte mit einer so tief bewegten Stimme aussprach, daß Adrienne darüber erbebte, hatte sich Robin ihr genähert, ohne daß sie es gewahr wurde, und so zu sagen, ohne zu gehen, indem er seine Schritte in einer Art von langsamer Schlangenwindung auf dem Fußboden fortgleiten ließ; er hatte mit so vieler Begeisterung, so vieler Wärme gesprochen, daß sein leichenblaßes Gesicht sich leicht geröthet hatte, und seine widrige Häßlichkeit fast vor dem funkelnden Glanze seiner kleinen, fahlen, jetzt ganz offenen, runden und starren Augen verschwand, die er beharrlich auf Adriennen heftete; diese, sich verneigend, die Lippen halb geöffnet, mit beklommenem Athem, vermochte auch nicht, ihre Blicke von denen des Jesuiten loszureißen; er sprach nicht mehr, und sie hörte noch. Daß, was dieses schöne, so elegante junge Mädchen bei dem Anblicke dieses alten, schwächtigen, häßlichen und schmutzigen kleinen Mannes empfand, war unerklärlich. Der so alltägliche und doch so wahre Vergleich des entsetzlichen Zaubers der Schlange auf den Vogel vermöchte wohl, einen Begriff von diesem seltsamen Eindrucke zu geben.

Robins Taktik war gewandt und sicher.

Bis jetzt hatte sich Fräulein von Carboville weder ihre Neigungen, noch ihre Instincte erklärt; sie hatte sich ihnen hingeeben, weil sie Niemandem zu nahe traten und ihr Vergnügen gewährten. Wie glücklich und stolz mußte sie demnach sein, einen mit einem hohen

Verstande begabten Mann diese Reigungen, über welche sie vor Kurzem so bitter getadelt worden war, nicht allein loben, sondern sich auch deshalb wie über eine erhabene, edle und göttliche Sache pressen zu hören.

Wenn Robin sich blos an Abriennens Eigenliebe gewandt hätte, so wäre er in seinem arglistigen Verfahren gescheitert; denn sie besaß nicht die geringste Eitelkeit; so aber wandte er sich an alle erhabenen und großmüthigen Eigenschaften, die in dem Herzen dieses jungen Mädchens lagen; das, was er in ihr zu ermunthigen, zu bewundern schien, war wirklich der Ermunthigung, der Bewunderung würdig. Wie sollte sie sich nicht durch diese Sprache betrügen lassen, welche so im Dunkeln schleichende, so Verderben bringende Pläne verbarg?

Ueber den seltenen Verstand des Jesuiten überrascht, ihre Neugierde durch einige geheimnißvolle Worte, welche dieser mit Absicht ausgesprochen hatte, gereizt fühlend, die außerordentliche Gewalt sich nicht erklärend, welche dieser verderbliche Mann bereits über ihren Geist ausübte, ein ehrerbietiges Mitgefühl empfindend, indem sie bedachte, daß ein Mann von diesem Alter, von diesem Verstande, sich in der unsichersten Stellung befand, sagte Abrienne in ihrer natürlichen Herzlichkeit zu ihm:

— Ein Mann von Ihrem Verstande und von Ihrem Herzen, mein Herr, darf der Laune der Umstände nicht ausgesetzt sein; einige Ihrer Worte haben meinen Au-

gen neue Horizonte geöffnet; ... ich fühle, daß mir Ihre Rathschläge für die Zukunft über viele Punkte sehr nützlich sein können; kurz, indem Sie gekommen, mich diesem Hause zu entreißen, indem Sie sich für die anderen Personen meiner Familie aufgeopfert, haben Sie mir Beweise von Theilnahme abgelegt, welche ich, ohne undankbar zu sein, nicht vergessen kann ... Eine sehr bescheidene, aber sichere Stellung ist Ihnen geraubt worden ... erlauben Sie mir ...

— Kein Wort mehr, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin, indem er Fräulein von Carboville mit einer kummervollen Miene unterbrach, — ich empfinde für Sie eine unendliche Sympathie; ich mache mir eine Ehre daraus, in meinen Ansichten mit Ihnen übereinzustimmen; ich glaube endlich zuverlässig, daß Sie eines Tages von einem, alten Philosophen um Rath zu bitten haben; wegen all dieser Umstände muß und will ich Ihnen gegenüber die vollkommenste Unabhängigkeit behalten ...

— Aber, mein Herr, ich bin es im Gegentheil, die Ihnen verpflichtet wäre, wenn Sie das annehmen wollten, was ich so sehr Ihnen anzubieten wünschte.

— Ach! mein theures Fräulein, — sagte Rodin lächelnd, — ich weiß, daß Ihr Edelmuth stets jede Erkenntlichkeit leicht und angenehm zu machen versteht; aber noch ein Mal, ich kann nichts von Ihnen annehmen ... Eines Tages vielleicht ... werden Sie erfahren, weshalb.

— Eines Tags!

— Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen. Und dann, vorausgesetzt, daß ich Verpflichtungen gegen Sie hätte, wie sollte ich da Ihnen alles das sagen, was Gutes und Schönes in Ihnen ist? Später, wenn Sie mir wegen meiner Rathschläge vielen Dank schuldig sind, desto besser, es wird mir dann um so leichter werden, Sie zu tadeln, wenn ich Sie tadelnswerth finde.

— Demnach also, mein Herr, untersagen Sie mir jede Erkenntlichkeit gegen Sie.

— Nein . . . nein . . . — sagte Robin mit anscheinender Rührung. — O! glauben Sie mir . . . es wird ein feierlicher Augenblick kommen, wo Sie sich auf eine meiner und Ihrer würdige Weise werden erkennen lassen können.

Dieses Gespräch wurde durch den Eintritt einer Krankenwärterin unterbrochen, welche zu Ariennen sagte:

— Mein Fräulein! unten befindet sich eine kleine, verwachsene Arbeiterin, welche Sie zu sprechen wünscht; da nach dem neuen Befehl des Herrn Doctors es Ihnen freisteht, zu empfangen, wen Sie wollen . . . so komme ich, Sie zu fragen, ob Sie heraufkommen soll . . . Sie ist so schlecht gekleidet, daß ich nicht gewagt habe . . .

— Sie soll heraufkommen, — erwiderte Arienne lebhaft, welche aus der Beschreibung der Wärterin die Mapeux erkannt hatte, — sie soll heraufkommen . . .

— Der Herr Doctor hat auch befohlen; seinen Wagen zur Verfügung des Fräuleins bereit zu halten; soll etwa angespannt werden?

— Ja! ... in einer Viertelstunde, — antwortete Adrienne der Wärterin, welche sich dann entfernte. Hierauf wendete sie sich an Robin und sagte:

— Der Untersuchungsrichter wird nun wohl nicht lange mehr zögern, die Fräuleins Simon hierher zu bringen.

— Ich denke nicht! mein liebes Fräulein; aber, wer ist jene junge, verwachsene Arbeiterin? — fragte Robin mit gleichgültiger Miene.

— Sie ist die Adoptivschwester eines braven Handwerkers, der Alles gewagt hat, um mich aus diesem Hause zu reißen ... Mein Herr, — sagte Adrienne voll Rührung, — diese junge Arbeiterin ist ein seltenes und vortreffliches Geschöpf; nie waren erhabnere Gefinnungen, nie ein edelmüthigeres Herz verborgen unter einem Aeußern von ge ...

Noch plötzlich brach Adrienne ab, da ihr einfiel, daß Robin beinahe dieselben physischen und moralischen Contraste in sich zu vereinigen schien, als die Mameur; dann blickte sie mit unnachahmlicher Anmuth den Jesuiten an, welcher über das plötzliche Stillschweigen sehr staunte, und fuhr fort:

— Nein ... dieses edle Mädchen ist nicht die einzige Person, welche den Beweis liefert, wie sehr Edel-

muth der Seele, Ueberlegenheit des Geistes die eitlen Vorzüge, welche wir nur dem Zufalle oder dem Reichtume verdanken, in Schatten stellt und als gleichgiltig erscheinen läßt.

In dem Augenblick, als Adrienne diese letzten Worte aussprach, trat die Mameux in's Zimmer.

IX.

Der Argwohn.

Fräulein von Cardoville eilte der Mapeux entgegen und sagte mit bewegter Stimme zu ihr, indem sie die Arme nach ihr ausstreckte:

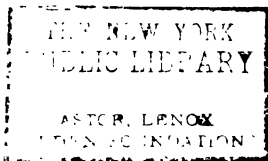
— Kommen Sie . . . kommen Sie . . . jetzt giebt es keine Gitter mehr, die uns trennen.

Bei dieser Anspielung, welche sie daran erinnerte, daß ihre arme aber arbeitsame Hand vor Kurzem von dieser schönen und reichen Patrizierin ehrerbietig geküßt worden war, empfand die junge Nähterin ein Gefühl von eben so unaussprechlicher als stolzer Dankbarkeit. Da sie zögerte, Adriennen mit gleicher Herzlichkeit entgegen zu kommen, so umarmte diese sie mit einer rührenden Innigkeit.

Als die Mapeux sich von den reizenden Armen des Fräuleins von Cardoville umschlungen sah, als sie die blühenden und frischen Lippen des jungen Mädchens sich auf ihre bleichen und fränklichen Wangen drücken fühlte, brach sie in Thränen aus, ohne ein einziges Wort aussprechen zu können.



Der Herr



In eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, sah Robin diesem Auftritte mit einer geheimen Unbehaglichkeit zu; von der würdevollen Antwort unterrichtet, mit welcher die Mameur die arglistigen Versuchungen der Superiorin des Sanct-Marien-Klosters ausgeschlagen hatte, mit der unendlichen Hingebung dieses edelmüthigen Wesens für Agricol bekannt, eine Hingebung, die sich seit einigen Tagen auf eine so wackere Weise auf Fräulein von Cardoville übertragen hatte, war es dem Jesuiten nicht lieb zu sehen, wie dieselbe sich bestrebte, diese Zuneigung noch zu erhöhen. Er war klug genug zu wissen, daß man niemals einen Feind oder einen Freund, so gering er auch sein möge, verschmähen dürfe. Nun aber war derjenige sein Feind, welcher sich dem Fräulein von Cardoville widmete; dann endlich verband Robin, wie man weiß, mit einer seltenen Festigkeit des Charakters gewisse abergläubische Schwächen und fühlte sich beinahe beunruhigt über den seltsamen Eindruck von Furcht, welche ihm die Mameur einflößte; er nahm sich vor, diese Ahnung oder diese Boraussiht zu berücksichtigen.

.

Der Instinct einer liebenswürdigen Huld und Güte erstreckt sich bei zartfühlenden Herzen häufig bis auf die geringfügigsten Dinge. So nahm, nachdem die Mameur reichliche und süße Thränen der Dankbarkeit vergossen hatte, Adrienne ein reich mit Spizen besetztes Taschentuch, und trocknete mit ihm auf eine treuherzig innige

Reiße die Thränen ab, welche das schwermüthige Gesicht der jungen Nähterin beneßten.

Diese so treuherzig natürliche Bewegung entzog die Majeux einer Demüthigung, denn, leider! sind die Demüthigungen und Leiden die beiden Abgründe, welche beständig dem Unglücke zur Seite stehen, und deshalb ist auch die geringste zarte Zuborkommenheit für das Unglück fast immer eine doppelte Wohlthat.

Vielleicht wird man geringschätzend über den kindischen Umstand lächeln, den wir als Beispiel angeführt haben; aber die arme Majeux, welche ihr altes, kleines, zerfetztes Taschentuch nicht aus ihrer Tasche zu ziehen wagte, wäre vielleicht noch lange durch ihre Thränen verblendet geblieben, wenn Fräulein von Cardoville sie ihr nicht abgetrocknet hätte.

— Sie sind gütig . . . O! Sie sind auf eine edle Weise liebevoll! . . . Fräulein.

Das war Alles, was die Nähterin mit einer tief bewegten Stimme zu sagen vermochte, über die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Cardoville weit mehr gerührt, als sie es vielleicht über einen erwiesenen größeren Dienst gewesen wäre.

— Sehen Sie an, . . . mein Herr, — sagte Abrienne zu Robin, der rasch herzutrat. — Ja . . . — fügte die junge Patrizierin mit Stolz hinzu . . . das ist ein Schatz, den ich entdeckt habe . . . Blicken Sie sie an, mein Herr, und lieben Sie dieselbe, wie ich sie liebe, ehren Sie

dieselbe, wie ich sie ehre. Das ist eines jener Herzen, . . . wie wir sie suchen.

— Und wie wir sie Gott sei Dank finden, mein liebes Fräulein, — sagte Robin zu Abriennen, indem er sich vor der Nähterin verbeugte.

Diese erhob langsam die Augen auf den Jesuiten. Bei dem Anblicke dieses leichenartigen Gesichtes, das ihr mit Leutseligkeit zulächelte, erbehte das junge Mädchen; wie seltsam! sie hatte diesen Mann niemals gesehen, und augenblicklich brachte er bei ihr fast denselben Eindruck von Furcht und Widerwillen hervor, den er so eben gegen sie empfunden hatte. Gewöhnlich schüchtern und verwirrt, vermochte die Majeur nicht, ihren Blick von dem Robins abzuwenden; wie bei dem Herannahen einer großen Gefahr klopfte ihr Herz gewaltig, und da das vortreffliche Geschöpf nur für diejenigen fürchtete, welche sie liebte, so trat sie unwillkürlich zu Abriennen, indem sie immer ihre Augen auf Robin geheftet hielt.

Dieser, ein zu großer Physionom, um den furchtbaren Eindruck nicht zu bemerken, den er hervorbrachte, fühlte seinen instinctartigen Widerwillen gegen die Nähterin sich noch vermehren.

Anstatt die Augen vor ihr niederzuschlagen, schien er sie mit einer so ausdauernden Aufmerksamkeit zu prüfen, daß Fräulein von Cardoville darüber erstaunt war.

— Verzeihung, mein liebes Kind, — sagte Robin,

indem es das Ansehen hatte, als ob er seine Erinnerungen sammle, und indem er sich an die Mayeur wandte, — Verzeihung, aber ich glaube ... daß ich mich nicht irre ... sind Sie nicht vor wenigen Tagen nach dem Sanct-Marien-Kloster, hier in der Nachbarschaft ... gegangen?

— Ja, mein Herr ...

— Kein Zweifel mehr ... Sie sind es! ... wo hatte ich denn den Kopf? ... — rief Robin aus. — Ja, Sie sind es, ich hätte es früher ahnen sollen ...

— Um was handelt es sich denn, mein Herr? — fragte Adrienne.

— Ah! Sie haben sehr Recht, mein liebes Fräulein, — sagte Robin, indem er mit dem Blicke auf die Mayeur deutete. — Das ist ein Herz, ein edles Herz, wie wir sie suchen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muth diese arme Kind, dem es an Arbeit fehlte ... und für sie ist der Mangel an Arbeit der Mangel an Allem ... wenn Sie wüßten, sage ich, mit welcher Würde sie den schimpflichen Lohn ausgeschlagen hat, welchen die Superiorin des Klosters die Schändlichkeit gehabt hat, ihr anzubieten, um eine Familie auszuspiioniren, in welcher sie ihr ein Unterkommen anbot ...

— Hal ... das ist schändlich! — rief Fräulein von Carboville mit Abscheu aus. — Ein solcher Antrag diesem unglücklichen Kinde ... ihr ...

— Ich hatte keine Arbeit, Fräulein, — sagte die

Mayerx auf eine blittete Weise . . . ich war arm; man kannte mich nicht; . . . man hat geglaubt, mir Alles anbieten zu können. . . .

— Und ich, ich sage, — erwiderte Robin, — daß es eine doppelte Schändlichkeit von Seiten der Superiorin war, das Elend in Versuchung zu führen, und daß es doppelt schön von Ihnen ist, es ausgeschlagen zu haben.

— Mein Herr . . . — sagte die Mayerx mit einer bescheidenen Verlegenheit.

— O! o! man schüchtert mich nicht ein, — erwiderte Robin, — Lob oder Tadel, ich sage Alles ohne Rückhalt, was ich auf dem Herzen habe . . . Fragen Sie dieses liebe Fräulein, — und er deutete mit den Augen auf Adriennen. — Ich sage demnach unverhohlen, daß ich eben so viel Gutes von Ihnen halte, als Fräulein von Cardoville selbst von Ihnen hält.

— Glauben Sie mir, mein Kind, — sagte Adrienne, — es giebt Lobeserhebungen, welche ehren, welche belohnen, welche ermuntern, und die des Herrn Robin gehören zu diesen . . . Ich weiß es, o! ja . . . ich weiß es.

— Uebrigens, mein liebes Fräulein, müssen Sie nicht mir die ganze Ehre dieses Urtheils zuschreiben . . .

— Wie so? mein Herr.

— Ist dieses liebe Kind nicht die Adoptiv-Schwester Agricol Beaudoins, des wackeren Handwerkers, des energischen und volksthümlichen Dichters. Nun denn! ist nicht die Freundschaft eines solchen Mannes die beste

Bürgschaft, und erlaubt sie nicht, so zu sagen nach der Aufschrift zu urtheilen, — fügte Robin lächelnd hinzu.

— Sie haben Recht, mein Herr, — sagte Adrienne, — denn ohne dieses liebe Kind zu kennen, habe ich von dem Tage an, wo mir ihr Adoptiv-Bruder von ihr erzählt hat, sehr innigen Antheil an ihrem Schicksale genommen . . . Er drückte sich mit so vieler Wärme und Ueberzeugung aus, daß ich auf der Stelle das junge Mädchen für würdig gehalten habe, eine so edle Freundschaft einzuschließen.

Diese Worte Adriennens, verbunden mit einem andern Umstande, verwirrten die Mameur so sehr, daß ihr bleiches Gesicht purpurroth wurde.

Wie man weiß, liebte die Unglückliche Agricol mit einer eben so leidenschaftlichen, als schmerzlichen und geheimen Liebe; jede mittelbare Anspielung auf dieses unglückselige Gefühl verursachte dem jungen Mädchen eine grausame Verlegenheit.

Nun aber war in dem Augenblicke, als Fräulein von Carboville von der Freundschaft Agricols für die Mameur gesprochen hatte, diese dem auf sie gehefteten, beobachtenden und forschenden Blicke Rodins begegnet; . . . mit Adriennen allein würde die junge Nähterin, wenn sie von dem Schmied sprechen gehört, nur ein vorübergehendes Gefühl von Verlegenheit empfunden haben; aber unglücklicher Weise schien es ihr, als ob der Jesuit, der ihr bereits einen unwillkürlichen Schrecken einflößte, in ihrem Herzen gelesen, und darin das Ge-

heimlich der unglückseligen Liebe entdeckt hätte, deren Opfer sie war . . . Das war die Ursache des hohen Erröthens der Unglücklichen, daher rührte ihre so sichtliche und peinliche Verlegenheit, daß Adrienne davon überrascht wurde.

Ein feiner, schnell auffassender und scharfblickender Verstand, wie der Robins, forschet bei dem geringsten Eindrucke sogleich nach der Ursache, indem er durch Zusammenstellungen verfährt. Der Jesuit sah auf der einen Seite ein verwachsenes, aber sehr verständiges und einer leidenschaftlichen Aufopferung fähiges Mädchen; auf der anderen einen jungen, schönen, kühnen, geistreichen und offenherzigen Handwerker. — „Mit einander erzogen, in vielen Punkten mit einander sympathisirend, müßten sie sich wie Bruder und Schwester lieben, — sagte er sich, — aber man erröthet nicht über eine geschwisterliche Liebe, und die Mapeux erröthete so eben unter meinem Blicke und wurde verwirrt; sollte sie Agricol wirklich lieben?“

Auf dem Wege dieser Entdeckung wollte Robin seine Nachforschung bis ans Ende verfolgen. Indem er das Erstaunen bemerkte, welches die sichtliche Verwirrung der Mapeux bei Adriennen verursachte, sagte er zu dieser, indem er lächelte und mit einem Zeichen des Einverständnisses auf die Mapeux deutete:

— Oh! sehen Sie, mein liebes Fräulein, wie diese liebe Kleine erröthet, . . . wenn man von der innigen

Anhänglichkeit dieses wackeren Handwerkers für sie spricht? . . .

Vor Verlegenheit außer sich, senkte die Mapeux den Kopf.

Nach einer Pause von einer Secunde, während welcher Robin schwieg, um dem grausamen Pfeile die Zeit zu lassen, recht in das Herz der Unglücklichen zu dringen, begann der Peiniger wieder:

— Aber sehen Sie doch dieses liebe Kind, wie verwirrt es wird!

Als er hierauf nach einem abermaligen kurzen Schweigen gewahr wurde, daß die Purpurröthe der Mapeux sich in Todtenblässe verwandelte und sie an allen Gliedern zitterte, fürchtete der Jesuit zu weit gegangen zu sein, denn Adrienne sagte theilnehmend zu der Mapeux:

— Warum werden Sie denn so verwirrt, mein liebes Kind?

— Ei! das ist ganz natürlich, — erwiderte Robin mit einer vollkommenen Einfalt, denn, da er wußte, was er wissen wollte, so lag ihm daran, daß er nichts zu ahnen schien, ei! das ist ganz natürlich; dieses liebe Kind hat die Bescheidenheit einer guten und gärtlichen Schwester für ihren Bruder. Dadurch, daß sie ihn liebt, . . . dadurch, daß sie sich ihm gleich achtet, meint sie, daß, wenn man ihn lobt, man sie selbst lobe . . .

— Und da sie eben so bescheiden als vortrefflich ist, — fügte Adrienne hinzu, indem sie die Hände der Mapeux

ergeth, — so verdirt sie das gerechte Lob, möge es nun ihrem Adoptiv-Vater, oder ihr selbst gespendet werden, in dem Grade, wie wir es sehen, . . . das ist ein wahres kindisches Benehmen, über das ich sie recht schelten will . . .

Fräulein von Carbonville sprach aus Uebereizung, indem ihr die von Modin gegebene Erklärung sehr wahrscheinlich schien und es in der That auch war.

So wie alle diejenigen, welche mit jedem Augenblicke ihr schmerzliches Geheimniß durchsicht zu sehen fürchten, sich eben so schnell wieder beruhigen, als sie erschrecken: überredete sich die Mayeux . . . hatte nöthig sich zu überreden, um nicht vor Scham zu sterben, . . . daß die letzten Worte Modins aufrichtig wären, und daß er die Liebe nicht ahnete, welche sie für Agnes empfand. Nun nahm ihre Bangigkeit ab, und sie fand einige Worte für Fräulein von Carbonville.

— Entschuldigen Sie mich, Fräulein, — sagte sie auf eine schlüchterne Weise, — ich bin so wenig an ein Wohnwesen gewöhnt, mit welchem Sie mich überhäufen, daß ich Ihre Güte für mich sehr schlecht ermessere.

— Meine Güte? armes Kind, — sagte Adrianne, — ich habe noch nichts für Sie gethan. Aber, Gott sei Dank, von heute an werde ich mein Versprechen halten, Ihre großmüthige Aufopferung für mich, wie Ihre muthvolle Ergebung, Ihre heilige Liebe für die Arbeit und Ihre muthige Würde, von der Sie so viele Beweise inmitten

der grausamsten Qualen abgelegt haben, belohnen zu können; mit einem Worte, von heute an werden wir uns nicht mehr verlassen, wenn Ihnen das zusagt.

— Das ist zu viel Güte, Fräulein, — sagte die Mapeux mit einer zitternden Stimme, — aber ich . . .

— Ach! beruhigen Sie sich, — sagte Adrienne, indem sie ihr in die Rede fiel und sie erröth, — wenn Sie es annehmen, so werde ich, mit meinem ein wenig selbstsüchtigen Wunsche, Sie bei mir zu haben, die Unabhängigkeit Ihres Charakters, Ihre Gewohnheiten der Arbeit, Ihren Geschmack für die Eingezogenheit und Ihr Bedürfniß sich alle dem zu widmen, was Mitleiden verdient, zu vereinigen wissen, und, ich verhehle es Ihnen nicht, ich rechne sogar darauf, Sie dadurch zu verführen und bei mir zu fesseln, daß ich Ihnen vor Allen die Mittel zur Befriedigung dieser edlen Neigungen biete.

— Aber, was habe ich denn gethan, Fräulein? — sagte die Mapeux auf eine treuherzige Weise, — um so viel Erkenntlichkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Sind Sie es nicht im Gegentheil, welches angefangen hat, sich so großmüthig gegen meinen Adoptiv-Bruder zu zeigen?

— O! ich spreche nicht von Dankbarkeit, — sagte Adrienne, — wir sind ausgeglichen; . . . sondern ich rede Ihnen von Liebe, von aufrichtiger Freundschaft, welche ich Ihnen antrage.

— Freundschaft . . . mir . . . Fräulein?

— Gehen Sie! gehen Sie! — sagte Adrienne mit einem reizenden Lächeln zu ihr, — sein Sie nicht stolz, weil Sie den Vortheil der Stellung haben; und dann habe ich mir in den Kopf gesetzt, daß Sie meine Freundin werden . . . und Sie werden sehen, das wird geschehen; . . . aber, da fällt mir jetzt ein . . . und es ist ein wenig spät . . . welcher glückliche Zufall führt Sie hierher?

— Heute Morgen hat Herr Dagobert einen Brief empfangen, in welchem man ihn bat, sich hierher zu begeben, wo er, wie man sagte, gute Nachrichten über das finden würde, was ihn am meisten auf der Welt interessire . . . In der Meinung, daß es sich um die Fräuleins Simon handele, hat er zu mir gesagt: »Sie haben so viel Antheil an dem genommen, was diese lieben Kinder angeht, Mayeur, daß Sie mit mir gehen müssen; Sie werden meine Freude sehen, wenn ich sie wiederfinde; das wird Ihre Belohnung sein . . .«

Adrienne blickte Rodin an. Dieser machte ein besahendes Zeichen mit dem Kopfe und sagte:

— Ja, ja, liebes Fräulein, ich habe diesem wackeren Soldaten geschrieben . . . aber ohne zu unterzeichnen und ohne mich näher zu erklären; Sie werden erfahren, warum.

— Wie sind Sie dann allein gekommen, mein liebes Kind? — sagte Adrienne.

— Ach! mein Fräulein, ich bin bei meiner Ankunft so gerührt über Ihren Empfang gewesen, daß ich

Ihnen meine Befürchtungen nicht habe aussprechen können.

— Welche Befürchtungen? — fragte Robin.

— Da ich wußte, daß Sie hier wohnten, Fräulein, so habe ich vermuthet, daß Sie Herrn Dagobert diesen Brief hätten zukommen lassen; ich habe es zu ihm gesagt, und er war derselben Meinung, wie ich. Hier angelangt, war seine Ungeduld so groß, daß er gleich an der Thür gefragt hat, ob sich die Waisen in diesem Hause befänden, und er hat sie beschrieben. Man hat ihm mit Nein geantwortet. Da hat er, trotz meiner Bitten, nach dem Kloster gehen wollen, um sich nach ihnen zu erkundigen.

— Welche Unvorsichtigkeit! . . . — rief Adrienne aus.

— Nach dem, was neulich Nachts vorgefallen ist?

— fügte Robin, die Achseln zuckend, hinzu.

— Ich habe ihm vergebens bemerkt gemacht, — begann die Mayeux wieder, — daß der Brief nicht bestimmt melde, daß man ihm die Waisen übergeben würde . . . sondern, daß man ihm ohne Zweifel Auskunft über dieselben geben wolle; er hat nicht auf mich hören wollen und nur gesagt: »Wenn ich nichts erfahre . . . werde ich wieder zu Ihnen kommen . . . aber sie waren vorgekehrt im Kloster; jetzt ist Alles entvedt, man kann sie mir nicht verweigern.«

— Und mit einem solchen Eigensinne, — sagte Robin lächelnd, — ist keine Verständigung möglich . . .

— Mein Gott! wenn er nur nicht erkannt ist! — sagte Adrienne, indem sie an die Drohungen des Herrn Baleinier dachte.

— Das ist nicht zu vermuthen, — erwiderte Robin, — man wird ihm den Eintritt verweigern . . . Das wird hoffentlich der größte Verdruß sein, der seiner wartet; übrigens muß der Untersuchungsrichter bald mit diesen jungen Mädchen zurückkehren . . . Ich bin hier nicht mehr nöthig . . . andere Sorgen rufen mich. Ich muß mich nach dem Prinzen Dialma erkundigen; wollen Sie mir demnach auch gefälligst sagen, mein liebes Fräulein, wann und wo ich Sie werde sehen können, um Sie von meinen Nachforschungen in Kenntniß zu setzen . . . und Alles das zu verabreden, was den jungen Prinzen betrifft, wenn diese Nachforschungen, wie ich hoffe, einen guten Erfolg haben.

— Sie werden mich immer zu Hause in meiner neuen Wohnung finden, in welche ich mich von hier aus begeben, Straße d'Anjou, das frühere Hotel Beaulieu . . . Aber, da fällt mir ein, — sagte Adrienne plötzlich nach einigen Momenten der Ueberlegung, — es scheint mir weder passend, noch aus mehreren Gründen klug, den Prinzen Dialma den Pavillon beziehen zu lassen, den er im Hotel Saint-Dizier bewohnte. Ich habe vor Kurzem ein allerliebstes, ganz menbirtes und ganz eingerichtetes kleines Haus gesehen; einige in vierundzwanzig Stunden ausführbare Verschönerungen werden

es zu einem sehr hübschen Aufenthaltsorte machen . . .
Ja, das wird tausend Mal vorzuziehen sein, — fügte
Fräulein von Carboville nach einem neuen Schweigen
hinzu; — und dann werde ich auf diese Weise weit sicherer
das strengste Incognito behalten können.

— Wie! — rief Robin aus, dessen Pläne durch
diesen neuen Beschluß des jungen Mädchens auf eine
gefährliche Weise gestört wurden, — Sie wollen, daß
er nicht wissen soll . . .

— Ich will, daß der Prinz Djalma durchaus nicht
weiß, wer der unbekannte Freund ist, welcher ihm zu
Hülfe kommt; ich wünsche, daß mein Name ihm nicht
ausgesprochen wird, und daß er nicht einmal weiß, daß
ich auf der Welt bin . . . zum Mindesten für jetzt . . .
Späterhin . . . in einem Monate vielleicht . . . werde
ich sehen, die Umstände werden mich leiten.

— Aber wird dieses Incognito nicht schwer zu be-
wahren sein? — sagte Robin, indem er seine sehr ge-
täuſchte Hoffnung verbarg.

— Wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnt hätte,
so bin ich Ihrer Ansicht; die Nachbarschaft meiner Tante
hätte ihn aufklären können, und diese Besorgniß ist ei-
ner der Gründe, welche mich auf meinen ersten Plan
verzichten lassen . . . Aber der Prinz wird ein ziem-
lich entferntes Quartier bewohnen . . . in der Straße
Blanche. Wer sollte ihn von dem in Kenntniß setzen,
was er nicht wissen soll? Einer meiner alten Freunde,

Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieses würdige Kind, — sie zeigte auf die Mayeux, — auf deren Verschwiegenheit ich wie auf die Ihrige rechnen kann, sie allein kennen mein Geheimniß . . . es wird demnach vollkommen bewahrt sein . . . Uebrigens werden wir uns morgen ausführlicher über diesen Gegenstand unterhalten; zuvörderst muß es Ihnen gelingen, diesen unglücklichen jungen Prinzen wieder aufzufinden.

Obgleich heftig erzürnt über den plötzlichen Beschluß Abriennens in Bezug auf Djalma, beherrschte sich Robin doch und antwortete:

— Ihre Absichten werden gewissenhaft befolgt werden, mein liebes Fräulein, und, wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen morgen gute Rechenschaft über das ablegen . . . was Sie so eben meine providentielle Sendung zu nennen geruhten.

— Auf morgen also . . . und ich werde Sie mit Ungeduld erwarten, — sagte Abrienne auf eine freundschaftliche Weise zu Robin. — Erlauben Sie mir immer, auf Sie zu rechnen; wie Sie von dem heutigen Tage an auf mich rechnen können. Sie werden nachsichtig gegen mich sein müssen, mein Herr, denn ich sehe voraus, daß ich Sie um noch gar manchen Rath, um noch gar manchen Dienst zu bitten haben werde . . . ich . . . die Ihnen bereits so viel verdankt . . .

— Sie werden mir niemals genug danken, mein liebes Fräulein, niemals genug, — sagte Robin, indem

er beschleunigt auf die Thür zuschritt, nachdem er sich vor Adriennen verneigt hatte.

In dem Augenblicke, als er hinausgehen wollte, befand er sich Dagobert gegenüber.

— Ha! . . . endlich habe ich Einen . . . — rief der Soldat aus, indem er den Jesuiten mit kräftiger Hand beim Argen packte.

X.

Die Entschuldigungen.

Als Fräulein von Cardoville sah, wie Dagobert auf eine so berbe Weise Robin beim Kragen packte, hatte sie vor Entsetzen ausgerufen, indem sie einige Schritte auf den Soldaten zuschritt:

— In des Himmels Namen! mein Herr . . . was machen Sie?

— Was ich mache! — antwortete der Soldat auf eine barsche Weise, ohne Robin loszulassen und indem er den Kopf nach der Seite Adriennens wandte, die er nicht kannte, — ich benutze die Gelegenheit, um einem der Feinden von der Bande des Renegaten die Kehle zuzuschnüren, bis er mir sagt, wo meine armen Kinder sind . . .

— Sie erdroffeln mich . . . — sagte der Jesuit mit stoßender Stimme, indem er dem Soldaten zu entrinnen versuchte.

— Wo sind die Waisen, da sie nicht hier sind, und man mir das Klosterthor verschlossen hat, ohne mir

antworten zu wollen! — rief Dagobert mit donnernder Stimme aus.

— Zu Hülfe! — murmelte Robin.

— Ha! das ist abscheulich! — sagte Adrienne.

Und bleich, zitternd und mit gefalteten Händen wandte sie sich an Dagobert:

— Ich bitte, mein Herr! . . . hören Sie mich an . . . hören Sie ihn an . . .

— Herr Dagobert! — rief die Majeur aus, indem sie mit ihren schwachen Händen Dagoberts Arm zu ergreifen eilte, und ihm Adrienne zeigte, — das ist Fräulein von Cardoville, . . . welche Gewaltthätigkeit in ihrer Gegenwart! . . . und dann, Sie irren sich ohne Zweifel.

Bei dem Namen des Fräuleins von Cardoville, der Wohltäterin seines Sohnes, wandte sich der Soldat rasch um und ließ Robin los; dieser, durch den Zorn und das Zubrücken der Kehle carmoisinroth geworden, beeilte sich, seinen Kragen und seine Halsbinde wieder in Ordnung zu bringen.

— Verzeihung, Fräulein . . . — sagte Dagobert, indem er auf Adriennen zuschritt, die noch bleich vor Schrecken war, — ich wußte nicht, wer Sie wären; . . . aber die erste Aufwallung hat mich unwillkürlich fortgerissen . . .

— Aber, mein Gott! was haben Sie gegen den Herrn? — sagte Adrienne. — Wenn Sie mich angehört hätten, so würden Sie wissen! . . .

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie unterbreche, Fräulein, — sagte der Soldat mit gemäßigter Stimme. Indem er sich hierauf an Robin wandte, der seine Kaltblütigkeit wieder angenommen hatte, rief er aus: — Danken Sie dem Fräulein, und packen Sie sich! ... wenn Sie hier bleiben ... setze ich nicht für mich ...

— Nur ein Wort, mein lieber Herr, — sagte Robin, — ich ...

— Ich sage Ihnen, daß ich nicht für mich einsetze, wenn Sie hier bleiben! — rief Dagobert mit dem Fuße stampfend aus.

— Aber in des Himmels Namen sagen Sie mir zum Mindesten die Ursache dieses Zornes ... — begann Adrienne wieder, und vertrauen Sie vor Allem nicht dem Scheine; beruhigen Sie sich und hören Sie uns an ...

— Ich soll mich beruhigen, Fräulein! — rief Dagobert verzweifelt aus. — Aber ich denke nur an eines ... Fräulein! ... an die Ankunft des Marschalls Simon; er wird heute oder morgen in Paris sein ...

— Wäre es möglich! — sagte Adrienne.

Robin machte eine Bewegung der Ueberraschung und der Freude.

— Gestern Abend, — begann Dagobert wieder, — habe ich einen Brief von dem Marschall erhalten; er ist in Havre gelandet; seit drei Tagen habe ich Schritte über Schritte in der Hoffnung gethan, daß die Waisen

mir zurückgegeben würden, da die Umtriebe dieser Elenden gescheitert waren (und er zeigte mit einer neuen Geberde des Zornes auf Robin). — Nun denn! mit nichts . . . Sie zetteln wieder irgend eine Schändlichkeit an. Ich erwarte Alles . . .

— Aber, mein Herr, — sagte Robin, indem er vortrat, — erlauben Sie mir, Ihnen . . .

— Hinaus! — rief Dagobert ihm zu, dessen Gereiztheit und Angst sich bei dem Gedanken erhöheten, daß der Marschall Simon von einem Augenblicke zum andern in Paris ankommen könnte, — hinaus, . . . denn ohne das Fräulein, . . . würde ich mich zum Mindesten an Jemandem gerächt haben . . .

Robin gab Adriennen, der er sich vorsichtiger Weise genähert hatte, ein Zeichen des Einverständnisses, indem er mit einer Geberde rührenden Mitleids auf Dagobert deutete, und zu dem Letzteren sagte:

— Ich werde also gehen, mein Herr, und . . . das um so lieber, als ich dieses Zimmer in dem Augenblicke verließ, als Sie in dasselbe eingetreten sind.

Indem er sich hierauf dem Fräulein von Carboville gänzlich näherte, sagte der Jesuit mit leiser Stimme zu ihr:

— Der arme Soldat! . . . der Schmerz leitet ihn irre; er würde nicht im Stande sein, mich zu verstehen. Erklären Sie ihm Alles, mein liebes Fräulein; er wird bald gefangen sein, — fügte er mit einer schlaun Miene hinzu; — aber einstweilen, — begann Robin wieder,

indem er in der Seitentasche seines Oberrockes suchte, und aus ihr ein kleines Päcket zog, — bitte ich Sie, ihm dieses zu übergeben, mein liebes Fräulein; . . . das ist meine Raucher, . . . sie wird gut sein.

Und da Adrienne, nachdem sie das kleine Päcket in der Hand hielt, den Jesuiten mit Bewunderung anblickte, legte dieser den Zeigefinger auf seine Lippen, als wollte er dem jungen Mädchen Schweigen anempfehlen, erreichte die Thür, indem er auf den Fußboden rückwärts ging, und verließ das Zimmer nicht, bevor er nochmals mit einer Geberde des Mitleids auf Dagobert gedeutet hatte, der in einer finsternen Niedergeschlagenheit, mit gesenktem Haupte und mit über die Brust gekreuzten Armen, bei den eifrigen Tröstungen der Maysen stumm blieb.

Als Robin das Zimmer verlassen hatte, sagte Adrienne, indem sie auf den Soldaten zuschritt, mit ihrer sanften Stimme und mit dem Ausdrücke einer unendlichen Theilnahme zu ihm :

— Ihr so ungeklärter Eintritt hat mich verhindert, eine für mich sehr interessante Frage an Sie zu richten . . . Wie stehts mit Ihrer Wunde?

— Ich danke Ihnen, Fräulein! — sagte Dagobert, der aus seinem Tieffinn erwachte, — ich danke Ihnen! damit hat es nicht viel zu bedeuten, und ich habe keine Zeit daran zu denken . . . Es ist mir leid, so ungeschliffen in Ihrer Gegenwart gewesen zu sein, diesen Klenden fortgesetzt zu haben! . . . aber das ist stärker

als ich; bei dem Anblicke dieser Leute da ... laßt mein Blut.

— Und doch, glauben Sie mir, sind Sie zu rasch mit Ihrem Urtheile über die Person gewesen, welche so eben hier war ...

— Zu rasch ... Fräulein ... aber ich kenne ihn ja nicht von heute her ... Er war mit diesem Renegaten, dem Abbé d'Algrigny ...

— Ganz Recht ... was ihn aber nicht abhält ein rechtschaffener und vortrefflicher Mensch zu sein ...

— Er! ... — rief Dagobert aus.

— Ja ... und er ist in diesem Augenblicke selbst nur mit einer Sache beschäftigt .. nämlich Ihnen Ihre lieben Kinder zurückgeben zu lassen.

— Er! ... — erwiderte Dagobert, indem er Adriennen anblickte, als ob er an das nicht glauben könnte, was er hörte, — er ... mir meine Kinder wiedergeben!

— Ja ... eher, als Sie vielleicht meinen.

— Fräulein, — sagte Dagobert plötzlich, — er betrügt Sie ... Sie lassen sich von diesem alten Schurken da betrügen.

— Nein, — sagte Adrienne, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte, — ich habe Beweise von seiner Redlichkeit; zuvörderst ist er es, der mir die Mittel verschafft hat, dieses Haus zu verlassen.

— Wäre es wahr? — sagte Dagobert verwirrt.

— Sehr wahr, und was noch mehr ist, hier ist

Etwas, das Sie vielleicht mit ihm ausöhnen wird, — sagte Abrienne, indem sie Dagobert das kleine Packet übergab, das ihr Robin in dem Augenblicke seines Fortgehens eingehändigt hatte; — da er sie durch seine Gegenwart nicht noch mehr erbittern wollte, so hat er zu mir gesagt: Uebergeben Sie dieses jenem wackern Soldaten, Fräulein, das wird meine Rache sein.

Dagobert blickte Fräulein von Cardoville erstaunt an, indem er maschinenmäßig das kleine Packet öffnete. Als er es aufgewickelt, und als er sein durch die Jahre geschwärztes silbernes Kreuz und das alte, rothe und verbleichte Band erkannte, das man ihm in dem Wirthshause zum weißen Falken mit seinen Papieren gestohlen hatte, rief er mit stockender Stimme und klopfendem Herzen aus:

— Mein Kreuz! . . . mein Kreuz! . . . Das ist mein Kreuz!!

Und in der Begeisterung seiner Freude drückte er den silbernen Stern an seinen grauen Schnurrbart.

Abrienne und die Mameur fühlten sich tief ergriffen von der Nührung des Soldaten, welcher, indem er auf die Thür zuelte, durch welche Robin so eben das Zimmer verlassen hatte, ausrief:

— Nach einem, dem Marschall Simon, meiner Frau oder meinem Sohne erwiesenen Dienste . . . konnte man mir keinen größern erweisen . . . Und Sie bürgen für diesen wackern Mann, mein Fräulein? und ich habe ihn in Ihrer Gegenwart beschimpft . . . mißhandelt . . . Er

hat ein Recht auf Genugthuung . . . er soll sie haben. Ei! er soll sie haben.

Indem er dieses sagte, verließ er eilig das Zimmer, durchschritt im Laufe zwei Vorzimmer, erreichte die Treppe, stürzte dieselbe hinab, und holte Robin auf der letzten Stufe ein.

— Mein Herr, — sagte der Soldat mit bewegter Stimme zu ihm, indem er ihn am Arme ergriff, — Sie müssen auf der Stelle wieder mit mir hinaufgehen!

— Es wäre indessen gut, daß Sie sich für irgend etwas entschieden, mein lieber Herr; — sagte Robin, indem er gutmüthig stehen blieb: — vor einem Augenblicke befehlen Sie mir zu gehen, jetzt handelt es sich darum, zurückzukehren. Wobei bleiben wir stehen?

— So eben, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht gehabt habe, so mache ich es wieder gut. Ich habe Sie in Gegenwart von Zeugen beleidigt, mißhandelt . . . Ich werde Sie in Gegenwart von Zeugen um Verzeihung bitten.

— Aber, mein lieber Herr . . . ich erlasse es Ihnen . . . ich habe Eile . . .

— Was geht das mich an, ob Sie Eile haben . . . ich sage Ihnen, daß Sie sogleich wieder mit hinaufgehen . . . wo nicht . . . wo nicht, — erwiderte Dagoberth, indem er die Hand des Jesuiten ergriff, und sie mit eben so vieler Herzlichkeit als Nührung drückte, — wo nicht, so wird das Glück, welches Sie mir durch

die Zurückgabe meines Kreuzes veranlassen, nicht vollständig sein.

— Daran soll es dann nicht fehlen, mein guter Freund; gehen wir wieder hinauf... gehen wir wieder hinauf...

— Und Sie haben mir nicht allein mein Kreuz wiedergegeben... das ich... nun denn! ja! das ich beweint habe, ohne es Jemandem zu sagen, — rief Dagobert gerührt aus; — sondern dieses Fräulein hat mir auch noch gesagt, daß durch Sie... diese armen Kinder? Lassen Sie hören... keine falsche Freude... Ist es gewiß wahr? mein Gott! ist es gewiß wahr?

— Eil eil! sehe man den Reugierigen, — sagte Robin, indem er mit Schlaueit lächelte. Dann fügte er hinzu — nun, nun, sein Sie unbesorgt, ... man wird Ihnen Ihre beiden Engel zurückgeben... alter Teufelskeel.

Und der Jesuit ging die Treppe wieder hinauf.

— Man wird sie mir zurückgeben ... heute? ... rief Dagobert aus.

Und in dem Augenblicke, als Robin die Stufen hinaufschritt, hielt er ihn plötzlich am Armel zurück.

— Aber, guter Freund, — sagte der Jesuit, — kommen wir zu einem Beschluß: bleiben wir? gehen wir hinauf? gehen wir hinab? Ohne Vorwurf, aber Sie lassen mich wie ein Joujou gehen.

— Das ist richtig... dort oben werden wir uns

besser erklären. Kommen Sie... so kommen Sie denn geschwind... sagte Dagobert.

Indem er hierauf Robin unter den Arm nahm, ließ er ihn den Schritt beschleunigen, und brachte ihn triumphirend in das Zimmer zurück, in welchem Adrienne und die Mayeux, sehr überrascht über das plötzliche Verschwinden des Soldaten, geblieben waren.

— Da ist er... da ist er, — rief Dagobert im Eintreten aus. — Glücklicher Weise habe ich ihn noch an der Treppe wieder erwischt.

— Und Sie haben mich mit gewaltigen Schritten hinaufgehen lassen! — fügte Robin ziemlich athemlos hinzu.

— Jetzt, mein Herr, — sagte Dagobert mit einer ernsten Stimme, — erkläre ich in des Fräuleins Gegenwart, daß ich Unrecht gehabt habe grob gegen Sie zu sein, Sie zu beleidigen; ich bitte Sie deshalb um Entschuldigung, und erkenne mit Freuden, ... daß ich Ihnen viel verschulde... o!... ja, viel... und ich versichere Sie... wenn ich schuldig bin... so bezahle ich.

Und Dagobert reichte ihm noch seine biederere Hand hin, die Robin auf eine sehr herablassende Weise drückte, indem er hinzufügte:

— Et! mein gütiger Gott! um was handelt es sich denn? Worin besteht denn der große Dienst, von dem Sie reden?

— Hierin! — sagte Dagobert, indem er sein Kreuz

vor Robins Augen leuchten ließ. — Aber Sie wissen ja nicht, was dieses Kreuz für mich ist?

— Im Gegentheile, voraussetzend, daß Sie darauf halten müßten, gedachte ich das Vergnügen zu haben, es Ihnen selbst zu übergeben. Ich hatte es zu diesem Zwecke mitgebracht . . . Aber, unter uns . . . Sie haben mich von Ihrer Ankunft an so . . . auf eine so familiäre Weise empfangen . . . daß ich nicht die Zeit gehabt habe, es . . .

— Mein Herr, — sagte Dagobert verwirrt, — ich versichere Ihnen, daß ich tief und innig das bereue, was ich gethan habe.

— Ich weiß es . . . mein lieber Freund . . . sprechen wir nicht mehr davon . . . Ah so! Sie hielten also viel auf dieses Kreuz?

— Ob ich darauf hielt, mein Herr! — rief Dagobert aus; — dieses Kreuz, — und er läste es nochmals, — ist meine Reliquie . . . Derjenige, von dem ich es erhalten, war mein Heiliger . . . mein Gott . . . und er hatte es berührt . . .

— Wie, — sagte Robin, indem er that, als ob er das Kreuz mit eben so vieler Reugierde als ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachte, — wie! Napoleon . . . hätte der große Napoleon mit seiner eigenen Hand . . . mit seiner siegreichen Hand . . . diesen edlen Stern der Ehre berührt?

— Ja, mein Herr, mit seiner Hand; er hatte es als Verband für meine fünfte Wunde auf meine blu-

tende Brust geheslet ... Demnach auch, sehen Sie, glaube ich, daß ich in dem Augenblicke, wo ich bei der Wahl zwischen Brot und meinem Kreuze vor Hunger sterben müßte ... ich nicht schwanken würde ... es sterbend auf dem Herzen zu haben ... Aber genug ... genug ... Sprechen wir von etwas Anderem ... Es ist albern, ein alter Soldat, nicht wahr? — fügte Dagovert hinzu, indem er mit der Hand über seine Augen fuhr; dann, als ob er sich schämte, das zu leugnen, was er empfand, begann er wieder, indem er rasch den Kopf erhob, und eine Thräne nicht zu verbergen suchte, welche über seine Wange rollte! — Nun denn! ja, ja, ich weine vor Freude, mein Kreuz wieder gefunden zu haben ... mein Kreuz, das mir der Kaiser ... mit seiner siegreichen Hand, wie dieser wackere Mann sagt ... gegeben hatte.

— So sei denn meine arme alte Hand gesegnet, Ihnen diesen ruhmwürdigen Schatz wiedergegeben zu haben, — sagte Robin gerührt. — Und er fügte hinzu: — meiner Treue! der Tag wird für Jedermann gut sein; ich meldete Ihnen demnach auch heute Morgen in meinem Briefe ...

— Dieser Brief ... ohne Unterschrift, — fragte der Soldat immer mehr erstaunt, — war von Ihnen?

— Ich war es, der Ihnen schrieb. Nur habe ich mich in der Furcht vor irgend einer neuen Falle des Abbé d'Algrigny, Sie verstehen wohl, nicht deutlicher erklären wollen.

— Also... meine Waisen ... ich werde sie, werde sie wieder sehen?

Robin machte ein bejaßendes Zeichen voller Gutmüthigkeit mit dem Kopfe.

— Ja, sogleich, in einem Augenblicke vielleicht...

— sagte Adrienne lächelnd. — Nun! hatte ich Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie den Herrn falsch beurtheilt hätten?

— Ei warum sagte er mir, das nicht, als ich eintrat? — rief Dagobert trunken vor Freude aus.

— Dem stand ein Hinderniß entgegen, mein lieber Freund, — sagte Robin, — nämlich, daß Sie gleich bei Ihrem Eintritte unternommen haben mich zu erdroffeln.

— Das ist wahr... ich bin zu rash gewesen; noch ein Mal, verzeihen Sie mir; aber was soll ich Ihnen sagen? Ich habe Sie immer mit dem Vater d'Aigrigny gegen uns gesehen, und in dem ersten Augenblicke...

— Fräulein, — sagte Robin, indem er sich vor Adriennen verneigte, — dieses liebe Fräulein wird Ihnen sagen, daß ich, ohne es zu wissen, der Mitschuldige gar vieler Schändlichkeiten war; aber, sobald ich in dieser Finsterniß deutlich zu sehen vermocht... habe ich den bösen Weg verlassen, auf welchem ich wider meinen Willen wandelte, um den einzuschlagen, welcher ehrbar, rechtschaffen und gerecht war.

Adrienne gab Dagobert, welcher sie mit dem Blicke

zu befragen sollten, ein beschäftigendes Zeichen mit dem Kopfe.

— Wenn ich den Ihnen geschriebenen Brief nicht unterzeichnet habe, mein lieber Freund, so ist es in der Besorgniß geschehen, daß Ihnen mein Name einen falschen Verdacht einflößen möchte; wenn ich Sie endlich gebeten habe, sich hierher und nicht nach dem Kloster zu begeben . . . so geschah es, weil ich, wie dieses liebe Fräulein, befürchtete, daß Sie durch den Pförtner oder durch den Gärtner erkannt würden, und daß Ihr toller Streich von neulich Nacht dieses Erkennen gefährlich machen könnte . . .

— Aber, da fällt mir jetzt ein, Herr Basteinter ist von Allem unterrichtet, — sagte Adrienne mit Besorgniß; — er hat mir gedrohet, Herrn Dagobert und seinen Sohn anzugeben, wenn ich Klage führen würde.

— Sein Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, Sie werden jetzt die Bedingungen vorschreiben . . . — antwortete Robin. — Vertrauen Sie mir; was Sie anbetrifft, mein lieber Freund . . . Ihre Sorgen sind beendet.

— Ja, — sagte Adrienne, — ein Untersuchungsrichter, voll Rechtshaffheit und Wohlwollen, ist nach dem Kloster gegangen, um die Töchter des Marschalls Simon zu holen; er wird sie hierher führen; aber, wie ich, hat er gemeint, daß es passender sein würde, wenn sie bei mir wohnten . . . Ich kann indessen darüber nicht

ohne Ihre Zustimmung entschweben . . . denn Ihnen sind diese Waisen von ihrer Mutter anvertraut worden.

— Sie wollen ihre Stelle bei ihnen vertreten, Fräulein, — erwiderte Dagobert; — ich kann Ihnen dafür nur von Herzen für mich und für diese Kinder danken . . . Nur muß ich Sie bitten, da die Thüre hart gewesen ist, weder bei Tage noch bei Nacht die Thüre ihres Zimmers verlassen zu dürfen. Wenn sie mit Ihnen ausgehen, so werden Sie mir erlauben, Ihnen in der Entfernung von einigen Schritten zu folgen, ohne sie aus den Augen zu verlieren, gerade so, wie es Rabat-Jose machen würde, der sich als ein besserer Wächter, als ich, gezeigt hat. Sobald der Marschall angekommen ist, und das wird von einem Tage zum andern geschehen, hört das wieder auf . . . Gott gebe, daß er bald anlangt!

— Ja, — erwiderte Robin mit einer festen Stimme, — Gott gebe, daß er bald anlangt; denn er wird eine schreckliche Rechenschaft über die Verfolgungen seiner Töchter von dem Abbe d'Agirigny zu fordern haben, und dennoch weiß der Herr Marschall noch nicht einmal Alles . . .

— Und Sie zittern nicht vor dem Renegaten? — erwiderte Dagobert, indem er dachte, daß sich der Marquis vielleicht bald dem Marschall gegenüber befinden würde.

— Ich zittere weder vor den Niederträchtigen, noch vor den Verräthern, — antwortete Robin, — und so

balb der Herr Marschall Simon zurückgekehrt sein wird . . .

Dann, nach einem absichtlichen Schweigen von einigen Minuten, fuhr er fort:

— Möge der Herr Marschall mir die Ehre erweisen, mich anzuhören, und er wird über das Verfahren des Abbé d'Aigrigny erbaut sein. Der Herr Marschall wird erfahren, daß seine theuersten Freunde eben so sehr, als er selbst, dem Hasse dieses so gefährlichen Menschen ausgesetzt sind.

— Wie denn das? — sagte Dagobert.

— Ei! mein Gott! Sie selbst, — sagte Robin, — sind ein Beispiel von dem, was ich behaupte.

— Ich! . . .

— Glauben Sie, daß der Zufall allein den Auftritt in dem Wirthshause zum weißen Falken bei Leipzig herbeigeführt hat?

— Wer hat Ihnen von diesem Auftritte gesprochen? — sagte Dagobert, auf das Höchste erstaunt.

— Entweder nahmen Sie die Herausforderung Morols an, — fuhr der Jesuit, ohne Dagobert zu antworten, fort, — und Sie fielen in eine Falle . . . oder Sie schlugen sie aus, und dann wurden Sie aus Mangel an Papieren verhaftet, wie es Ihnen begegnet ist, und als Landstreicher mit diesen armen Waisen in's Gefängniß geworfen . . . Wissen Sie jetzt, was der Zweck dieser Gewaltthatigkeit war? . . . Sie zu verhindern, am 13. Februar hier zu sein.

— Aber je mehr ich Sie höre, mein Herr, — sagte Adrienne, — desto mehr bin ich über die Berwegenheit des Abbé d'Algrigny, und über die Ausdehnung der Mittel, über welche er verfügt, entsetzt . . . Wahrlich, — begann sie mit einem hohen Erstaunen wieder, — wenn Ihre Worte nicht allen Glauben verdienten . . .

— So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, Fräulein? — sagte Dagobert; — es geht Ihnen wie mir, ich kann nicht glauben, daß, so boshast er auch sein möge, dieser Renegat Einverständnisse mitten in Sachsen gehabt hätte; und dann, wie hätte er wissen können, daß ich und die Kinder über Leipzig kommen würden? Das ist unmöglich, mein waderer Mann.

— In der That, mein Herr, — begann Adrienne wieder, — ich befürchte, daß Ihr, außerdem sehr rechtmäßiger Widerwille gegen den Abbé d'Algrigny Sie irre leitet, und daß Sie ihm eine Gewalt und eine Ausdehnung der Verbindungen beilegen, die beinahe fabelhaft ist.

Nach einem Momente des Schweigens, während dessen Robin der Reihe nach Adrienne und Dagobert mit einer Art von Mitleiden anblickte, fragte er den Soldaten:

— Und wie hätte der Abbé d'Algrigny ohne seine Verbindungen mit Morof Ihr Kreuz in seinem Besitz gehabt?

— Aber in der That, mein Herr, — sagte Dagobert, — die Freude hat mich verhindert, darüber nach-

zudenken; wie kommt es, daß sich mein Kreuz in Ihren Händen befindet?

— Gerade weil der Abbé in Leipzig die Verbindungen hatte, an denen Sie und dieses liebe Fräulein zu zweifeln scheinen.

— Aber, wie haben Sie mein Kreuz in Paris erhalten?

— Sagen Sie mir, Sie sind wegen Mangel an Papieren in Leipzig verhaftet worden, nicht wahr?

— Ja ... aber ich habe niemals begreifen können, auf welche Weise meine Papiere und mein Geld aus meinem Tornister verschwunden waren ... Ich glaubte das Unglück gehabt zu haben, sie zu verlieren.

Rodin suchte die Achseln und erwiderte:

— Sie sind Ihnen im Wirthshause zum weißen Falken von Goliath, einem der Vertrauten Morozs, gestohlen worden, und dieser hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé d'Aigrigny übersandt, um ihm zu beweisen, daß es ihm gelungen sei, die Aufträge auszuführen, welche die Waisen und Sie selbst betrafen. Vorgestern habe ich den Schlüssel zu diesen im Finstern schleichenden Ränken erhalten: das Kreuz und die Papiere befanden sich in den Archiven des Abbé d'Aigrigny; die Papiere bildeten ein zu beträchtliches Packet, man wäre ihre Unterschlagung gewahr geworden; aber, indem ich nach meinem Briefe Sie heute Morgen zu sehen hoffte, und wußte, wie viel ein Soldat des Kaisers auf sein Kreuz hält, eine geheiligte Reliquie,

wie Sie sagen, mein, lieber Freund, ... da, meiner Treue! habe ich nicht geschwankt: ich habe die Reliquie in meine Tasche gesteckt. Am Ende, habe ich mir gesagt, ist es, nur eine Zurückstattung, und mein Zartgefühl übertreibt vielleicht die Größe dieses Mißbrauches von Vertrauen.

— Sie konnten keine bessere That vollziehen, — sagte Adrienne, — und in Bezug auf die Theilnahme, welche ich für Herrn Dagobert hege, bin ich Ihnen meiner Seite persönlich dankbar dafür. — Dann, nach einem Momente des Schweigens, begann sie mit Bangigkeit wieder: — Aber, mein Herr, über welche entscheidliche Macht verfügt denn Herr von Aigrigny ... um in fremden Ländern so ausgedehnte und so fürchtbare Verbindungen zu haben?

— Still! — rief Robin mit leiser Stimme aus, indem er mit einer entsetzten Miene um sich blickte, — still ... still ... im Namen des Himmels, befragen Sie mich darüber nicht!!!

XL.

Offenbarungen.

Fräulein von Cardoville, sehr erstaunt über Robins Entsetzen, als sie ihn um einige Erklärung über die so furchtbare und ausgedehnte Gewalt gebeten hatte, über welche der Abbé d'Aigrigny verfügte, sagte zu ihm:

— Aber, mein Herr, was liegt denn so Seltsames in der Frage, die ich so eben an Sie gerichtet habe?

Nach einem Augenblicke des Schweigens blickte Robin mit einer vollkommen gespielten Besorgniß um sich, und antwortete mit leiser Stimme:

— Noch ein Mal, Fräulein, befragen Sie mich nicht über einen so furchtbaren Gegenstand; die Mauern dieses Hauses haben Ohren, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt.

Abrienne und Dagobert blickten sich mit einem zunehmenden Erstaunen an.

Durch einen Instinct, der gar nicht weichen wollte, beharrte die Maysieur allein fortwährend bei einem Gefühl unüberwindlichen Mißtrauens gegen Robin. Zuweilen blickte sie ihn lange Zeit verstohlen an, indem

sie unter der Erde dieses Mannes zu lesen versuchte, der sie in Furcht setzte. In einem dieser Augenblicke begegnete der Jesuit dem beharrlich auf ihn gehetzten, besorgten Blicke der Majeux; er machte ihr sogleich ein kleines Zeichen voller Freundlichkeit mit dem Kopfe; erschreckt, sich überrascht zu sehen, wandte das junge Mädchen erbeugend die Augen ab.

— Nein, nein, mein liebes Fräulein, — begann Robin mit einem Seufzer wieder, als er sah, daß Fräulein von Cardoville sich über sein Schweigen wunderte, — befragen Sie mich nicht über die Macht des Abbé d'Aigrigny.

— Aber, noch ein Mal, mein Herr, warum dieses Zögern mir zu antworten? Was fürchten Sie?

— Ach! mein liebes Fräulein, — sagte Robin schauernd, — diese Leute da sind so mächtig; ... ihre Feindschaft ist so schrecklich!

— Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich verdanke Ihnen zu viel, als daß meine Unterstützung Ihnen jemals fehlen wird.

— Et! mein liebes Fräulein, — rief Robin fast versteckt aus, — ich bitte Sie, beurtheilen Sie mich besser. Fürchte ich denn etwa für mich? ... Nein, nein, ich bin zu gering, zu wenig gefährlich; aber Sie, der Marshall Simon und die anderen Glieder Ihrer Familie haben Alles zu fürchten ... Ja! sehen Sie, mein liebes Fräulein, noch ein Mal, befragen

Sie mich nicht: es giebt Geheimnisse, die denjenigen Verderben bringen, welche sie besitzen . . .

— Aber ist es am Ende nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, mit denen man bedroht ist?

— Wenn man das Manöver seines Feindes kennt, so kann man sich zum Mindesten vertheidigen, — sagte Dagobert, — ein Angriff am hellen Tage ist besser, als ein Hinterhalt.

— Dann versichere ich Ihnen, — begann Adrienne wieder, — die wenigen Worte, welche Sie mir darüber gesagt haben, flößen mir eine unbestimmte Besorgniß ein.

— Nun denn, weil es sein muß . . . mein liebes Fräulein, erwiderte der Jesuit, indem er that, als ob es ihm schwer würde, — da Sie nicht mit wenig Worten verstehen . . . so will ich ausführlicher sein; . . . aber erinnern Sie sich, — fügte er mit einem ernstern Tone hinzu, — erinnern Sie sich, daß Ihr Daraufbestehen mich gezwungen hat, Ihnen das mitzutheilen, was vielleicht besser wäre, wenn Sie es nicht wüßten.

— Reden Sie, ich bitte Sie, mein Herr, reden Sie, — sagte Adrienne.

Adrienne, Dagobert und die Mapeux um sich herum versammelnd, sagte Robin mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene zu ihnen:

— Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Verbindung sprechen hören, welche ihr Netz über die ganze Erde verbreitet, welche Brüder, Trabanten und Fanatiker unter allen Ständen der menschlichen Gesell-

schaft zählt ... welche freien Zutritt bei den Königen und bei den Großen gehabt und oft noch hat ... eine allmächtige Verbindung, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellungen erhebt, und sie mit einem Worte wieder in das Nichts zurückwirft, aus dem sie allein diese hat ziehen können?

— Mein Gott, mein Herr, — sagte Abrienne, — was ist denn das für eine furchtbare Verbindung? Bis hierhin habe ich niemals von ihr sprechen hören.

— Ich glaube Ihnen, und dennoch verwundert mich Ihre Unwissenheit in dieser Beziehung im höchsten Grade.

— Und weshalb diese Verwunderung?

— Weil Sie lange Zeit mit Ihrer Frau Tante gelebt, und den Abbé d'Algrigny oft gesehen haben.

— Ich habe bei Frau von Saint-Dizier, aber nicht mit ihr gelebt, denn aus tausend Gründen floßte sie mir eine gerechte Abneigung ein.

— Aber in der That, mein liebes Fräulein, meine Bemerkung war nicht richtig; dort mehr als irgend wo, und besonders gegen Sie, mußte man über diese Verbindung schweigen, indessen hat gerade durch sie Frau von Saint-Dizier unter der vorigen Regierung in der hohen Welt einen so furchtbaren Einfluß genossen ... Nun? so erfahren Sie es denn! Das Zusammenwirken dieser Verbindung ist es, welche den Abbé d'Algrigny zu einem so gefährlichen Menschen macht; durch sie hat er verschiedene Glieder Ihrer Familie, diese da in Sibirien, jene in der Tiefe Indiens, andere endlich

mitten in den Gebirgen Amerila's beaufsichtigen, verfolgen und erreichen können, denn, wie ich Ihnen gesagt, bin ich vorgestern durch Zufall beim Durchsuchen der Papiere des Abbé d'Algigny auf die Spur gebracht und dann von seiner Aufnahme in diese Gesellschaft überzeugt worden, deren thätigstes und fähigstes Haupt er ist.

— Aber, mein Herr, — der Name . . . der Name dieser Gesellschaft? — sagte Adrienne.

— Nun denn! . . . es ist . . . — und Robin unterbrach sich.

— Es ist, . . . — begann Adrienne, eben so interessiert als Dagobert und die Mayeux wieder, — es ist . . .

Robin blickte um sich, führte durch einen Wink die anderen Theilnehmer dieses Auftrittes noch näher zu sich, und sagte mit leiser Stimme, indem er langsam seine Worte betonte:

— Es ist . . . die Gesellschaft Jesu.

Und er erbeble.

— Die Jesuiten, — rief Adrienne aus, indem sie ein schallendes und um so offenerzigeres Gelächter nicht unterdrücken konnte, als sie nach den geheimnißvollen rednerischen Vorsichtsmaßregeln Robins eine nach ihrer Meinung bei weitem schrecklichere Offenbarung erwartete, — die Jesuiten! — begann sie immer lachend wieder; aber sie bestehen ja nur in Büchern; das sind historische, sehr entseßliche Personen, ich glaube es; aber wo zu Frau von Saint-Dizier und Herrn von Algigny so

verstummen? Rechtfertigen Sie nicht so, wie Sie sind, hinlänglich meinen Widerwillen und meine Verachtung?

Nachdem er Fräulein von Cardoville schweigend angehört hatte, nahm Robin wieder mit einer ernsten und ergriffenen Stimme das Wort:

— Ihre Verblendung entsetzt mich, mein Liebes Fräulein; das Vorgefallene hätte Sie für die Zukunft fürchten lassen müssen, denn mehr als Jemand haben Sie bereits die unglückbringende Wirkung dieser Gesellschaft erduldet, deren Besiehn Sie als einen Traum betrachten.

— Ich? mein Herr, — sagte Adrienne lächelnd, obgleich ein wenig überrascht.

— Sie ...

— Und bei welcher Veranlassung?

— Sie fragen mich das, mein Liebes Fräulein, Sie fragen mich das? ... und Sie sind hier als wahnsinnig eingesperrt worden? Sagt Ihnen denn das nicht, daß der Herr dieses Hauses einer der ergebensten Eatenbrüder dieser Gesellschaft, und als solcher das blinde Werkzeug des Abbé d'Aigrigny ist?

— Demnach also, — sagte Adrienne, dieses Mal ohne zu lächeln, — Herr Valeinier? ...

— Gehorchte dem Abbé d'Aigrigny, dem fürchtbarsten Haupte dieser fürchtbaren Gesellschaft ... er verwendet sein Genie für das Böse; aber man muß gestehn, er ist ein Genie, ... sobald Sie von hier fort sind, müssen Sie und die Ihrigen demnach auch alle Ihre Wachsamkeit, allen Ihren Argwohn auf ihn richten;

denn, glauben Sie mir, ich kenne ihn, er betrachtet die Partie nicht als verloren; ... Sie müssen auf neue Angriffe gefaßt sein, ohne Zweifel von einer andern Art, aber gerade dadurch vielleicht noch weit gefährlicher ...

— Glücklicher Weise ... warnen Sie uns, mein Vaterer, — sagte Dagobert, und Sie werden mit uns sein.

— Ich vermag sehr wenig, mein lieber Freund; aber dieses Wenige steht zu den Diensten rechtschaffener Leute, — sagte Rodin.

— Jetzt, — sagte Adrienne, durch Rodins Miene voller Ueberzeugung gänzlich überredet, mit einer tief-sinnigen Miene, — erkläre ich mir den unbegreiflichen Einfluß, den meine Tante auf die vornehme Welt ausübte; ich schrieb ihn bloß ihren Verbindungen mit mächtigen Leuten zu; ich glaubte wohl, daß sie, wie der Abbé d'Aigrigny, die Verbündete im Dunkeln schleichen-der Ränke wäre, von denen die Religion der Deckmantel sei, aber ich war weit davon entfernt, an das zu glauben, was Sie mir da mittheilen.

— Und wie Vieles wissen Sie noch nicht! — erwiderte Rodin. — Wenn Sie wüßten, mein liebes Fräulein, mit welcher Kunst diese Leute da Sie ohne Ihr Wissen mit Agenten umgeben, die ihnen ergeben sind! Wenn sie ein Interesse dabei haben, davon unterrichtet zu werden, so entgeht ihnen keiner Ihrer Schritte. Dann, allmählig, wirken sie langsam, vorsichtig und im

Finstern; sie überlisten Sie durch alle möglichen Mittel, von der Schmeichelei bis zum Schrecken . . . sie verführen oder erschrecken Sie, um Sie nachher zu beherrschen, ohne daß Sie das Bewußtsein ihrer Herrschaft haben; das ist ihr Zweck, und, man muß es gestehen, sie erreichen ihn oft mit einer abscheulichen Gewandtheit.

Robins Rede trug so sehr den Charakter der Aufrichtigkeit, daß Adrienne erbehte; indem sie sich hierauf Vorwürfe über diese Furcht machte, erwiderte sie:

Und dennoch, nein . . . nein, niemals werde ich an eine so höllische Gewalt glauben können; noch ein Mal, die Gewalt dieser ehrgeizigen Priester gehört einem anderen Zeitalter an . . . Gott sei gelobt! sie sind für immer verschwunden.

— Ja, gewiß, sie sind verschwunden, denn sie verstehen es, sich unter gewissen Umständen zu zerstreuen und zu verschwinden; aber dann besonders sind sie gerade am gefährlichsten, denn das Mißtrauen, welches sie einflößten, verschwindet, und sie wachen immer im Finstern. Ach! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre entsetzliche Gewandtheit kennen! . . . In meinem Passe gegen Alles, was unterdrückend, niederträchtig und heuchlerisch ist, hatte ich die Geschichte dieser schrecklichen Gesellschaft studirt, bevor ich wußte, daß der Abbé d'Agriigny ihr angehörte. Ha!! das ist zum Entsetzen . . . Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden! . . . Wenn ich Ihnen sagte, daß durch ihre teuflische List das reinste, treueste Aeußere oft die abscheulichsten Fallen ver-

birgt . . . — Und Robins' Blicke schienen zufällig auf der Mayeux zu verweilen; als er aber sah, daß Adrienne diese Einflüsterung nicht gewahr wurde, so begann der Jesuit wieder: — Mit einem Worte, wenn Sie das Ziel Ihrer Verfolgungen sind, wenn Sie ein Interesse haben, Sie zu überlisten? o! von diesem Augenblicke an misstrauen Sie Allem, was Sie umgibt, beargwöhnen Sie die edelste Anhänglichkeit, die zärtlichste Freundschaft, denn diesen Ungeheuern gelingt es zuweilen, unsere besten Freunde zu gewinnen, und sich aus ihnen um so schrecklichere Bundesgenossen gegen uns zu machen, je mehr unser Vertrauen verblendet ist.

— Ha! das ist unmöglich, — rief Adrienne empört aus, — Sie übertreiben . . . Nein, nein, die Hölle würde nichts Abscheulicheres erdacht haben, als einen solchen Verrath . . .

— Leider! . . . mein liebes Fräulein . . . ist einer Ihrer Verwandten . . . Herr Hardy . . . das edelste, edelste Herz auf diese Weise das Opfer eines schändlichen Verrathes gewesen . . . Wissen Sie endlich, was das Vorlesen des Testaments Ihres Vorfahren uns gelehrt hat? Daß er als Opfer des Hasses dieser Leute da gestorben ist, und daß in diesem Augenblicke, nach einem Zwischenraume von hundert und fünfzig Jahren, seine Nachkommen nochmals dem Hasse dieser unzerstörbaren Gesellschaft ausgesetzt sind.

— Ha! mein Herr . . . das ist zum Entsetzen, — sagte Adrienne, indem sie ihr Herz beklommen fühlte.

— Aber es giebt also keine Waffen gegen solche Angriffe? ...

— Die Vorsicht, mein liebes Fräulein, die aufmerksamste Behutsamkeit, das unaufhörlich mißtrauische Studium aller derer, welche sich Ihnen nähern.

— Aber ein solches Leben ist abscheulich, mein Herr! das ist eine Marter, so unaufhörlichem Argwohne, Zweifeln und Befürchtungen hingegeben zu sein!

— Ei! gewiß! ... sie wissen es wohl, die Glenden ... Das ist es, was sie stark macht; ... oft triumphiren sie gerade durch die übertriebenen Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen sie trifft. Demnach auch, mein liebes Fräulein, und Sie, würdiger und wackerer Soldat, im Namen dessen, was Ihnen theuer ist, sein Sie auf Ihrer Hut, wagen Sie nicht leichtsinnig Ihr Vertrauen; nehmen Sie sich wohl in Acht, Sie sind beinahe das Opfer dieser Leute da gewesen; Sie werden sie immer zu unversöhnlichen Feinden haben ... Und auch Sie, armes und interessantes Kind, — fügte der Jesuit hinzu, indem er sich an die Mapeur wandte, — befolgen Sie meinen Rath ... fürchten Sie dieselben ... schlafen Sie nur mit einem Auge, wie das Sprichwort sagt.

— Ich, mein Herr, — sagte die Mapeur; — was habe ich gethan? was habe ich zu fürchten?

— Was Sie gethan haben? Ei! mein Gott ... Lieben Sie nicht dieses liebe Fräulein, Ihre Gönnerin, innig? Haben Sie nicht versucht, ihr zu Hülfe zu kom-

men? Sind Sie nicht die Adoptiv-Schwester vom Sohne dieses kühnen Soldaten, des wackeren Agricol? Armes Kind!... sind das nicht leider, trotz Ihrer Niedrigkeit, Gründe genug für Ihren Haß? Ach! mein liebes Fräulein! glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Überlegen Sie... überlegen Sie... Denken Sie an das, woran ich so eben den getreuen Waffengefährten des Marschalls Simon in Bezug auf seine Verhaftung in Leipzig erinnert habe; denken Sie an das, was Ihnen selbst begegnet ist, die man, mit Hintansetzung aller Gesetze und aller Gerechtigkeit, hierher zu bringen gewagt hat? Und dann werden Sie sehen, daß nichts Uebertriebenes in dieser Schilderung der geheimen Gewalt dieser Gesellschaft liegt... Sein Sie immer auf Ihrer Hut, und vor Allem, mein liebes Fräulein, fürchten Sie nicht, sich in allen zweifelhaften Fällen an mich zu wenden. In drei Tagen habe ich durch meine eigene Erfahrung genug über ihre Art und Weise zu handeln erfahren, um Ihnen eine Falle, eine List, eine Gefahr anzudeuten, und Sie davor schützen zu können.

— Würde in Ermangelung von Dankbarkeit, mein Herr, — antwortete Fräulein von Cardoville, — mein Interesse Sie nicht in einem solchen Falle als meinen besten Rathgeber bezeichnen?

Nach der gewöhnlichen Taktik der Söhne Popola's, die bald selbst ihr eignes Dasein leugnen, um ihren Gegnern zu entschlüpfen; bald im Gegentheile kühn die dauernde Gewalt ihres Bestehens verkünden, um die

Schwachen einzuschüchtern, hatte Robin dem Verwalter des Gutes Cardoville ins Gesicht gelacht, als dieser ihm von dem Bestehen der Jesuiten gesprochen hatte, während er in diesem Augenblicke, indem er so ihre Mittel zu handeln schilderte, in den Geist des Fräuleins von Cardoville einige Keime des Entschens auszustreuen versuchte (und es war ihm gelungen), die sich allmählig durch das Nachdenken entwickeln und späterhin den unglückswangeren Plänen, über denen er brütete, dienen sollten.

Die Majeur empfand immerfort eine große Furcht in Bezug auf Robin; indessen, seitdem sie ihn die unheilbringende Gewalt des Ordens, den er so furchtbar nannte, Adriennen hatte entschleiern hören, wußte ihm die junge Mähterin, weit davon entfernt, den Jesuiten zu beargwöhnen, daß er die Freiheit gehabt hätte, so von einem Orden zu sprechen, dem er selbst angehörte, fast wider ihren Willen Dank wegen der wichtigen Rathschläge, die er so eben dem Fräulein von Cardoville gegeben hatte.

Der neue Blick, den sie verflohen auf ihn warf (und den Robin auch auffing, denn er beobachtete das junge Mädchen mit einer beständigen Aufmerksamkeit), trug den Ausdruck einer so zu sagen erstaunten Dankbarkeit.

Indem er diesen Eindruck errieth, und ihn noch verbessern, die unangenehme Eingenommenheit der Majeur zu zerstören suchte und vor Allem einer Ent-

bedrängung zuvorkommen wollte, die früh oder später gemacht werden mußte, stellte sich der Jesuit, als ob er irgend etwas sehr Wichtiges vergessen habe, und indem er sich vor die Stirn schlug, rief er aus:

— Woran dachte ich denn? — Sieh hierauf an die Mapeur wendend, sagte er:

— Wissen Sie, mein liebes Kind, wo Ihre Schwester ist?

Eben so verwirrt als betrübt über diese unerwartete Frage, antwortete die Mapeur, indem sie sehr erröthete, denn sie erinnerte sich ihrer letzten Unterredung mit der glänzenden Bachanten-Königin:

— Es ist einige Tage her, daß ich meine Schwester nicht gesehen habe, mein Herr.

— Nun denn! mein liebes Kind, es geht ihr nicht gut, — sagte Robin, — ich habe einer ihrer Freundinnen versprochen, ihr eine kleine Unterstützung zu senden; ich habe mich an eine mildthätige Person gewandt; hier ist das, was sie mir für sie übergeben hat . . . — Und er zog eine versiegelte Rolle aus seiner Tasche, welche er der eben so überraschten, als gerührten Mapeur übergab.

— Sie haben eine unglückliche Schwester, . . . und ich weiß nichts davon, — sagte Adrienne hastig zu der Nähterin; — ah! mein Kind, das ist nicht recht!

— Tadeln Sie sie nicht . . . — sagte Robin. — Zuvörderst wußte sie nicht, daß ihre Schwester unglück-

Ich war, und dann konnte sie von Ihnen, mein liebes Fräulein, nicht verlangen, sich für sie zu interessieren.

Und da Fräulein von Cardoville ihn mit Bewunderung anblickte, so fügte Robin hinzu, indem er sich an die Mameur wandte:

— Ist es nicht wahr, mein liebes Kind?

— Ja, mein Herr, — sagte die Mähterin, indem sie von Neuem erröthend die Augen niederschlug; dann fügte sie rasch und mit Bangigkeit hinzu:

— Aber wo, mein Herr, wo haben Sie meine Schwester gesehen? wo ist sie? wie kommt es, daß sie unglücklich ist?

— Es wäre zu weitläufig, Ihnen alles das zu erzählen, mein liebes Kind, gehen Sie so bald als möglich in die Straße Clovis, das Haus der Gemüsehändlerin, verlangen Sie im Namen des Herrn Charlemagne oder des Herrn Robin, wie Sie wollen, mit Ihrer Schwester zu sprechen, denn ich bin in diesem Absteigequartiere gleicher Weise unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und Sie werden das Uebrige erfahren ... Nur sagen Sie Ihrer Schwester, daß, wenn sie folgsam sei und in ihren guten Vorsätzen beharre, man sich fernerhin um sie bekümmern würde.

Immer mehr erschaut stand die Mameur im Begriffe, Robin zu antworten, als die Thür aufging und Herr von Bernande wieder eintrat.

Das Gesicht des Untersuchungsrichters war ernst und traurig.

— Und die Töchter des Marschalls Simon! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Unglücklicher Weise . . . bringe ich sie Ihnen nicht mit, — antwortete der Richter.

— Und wo sind sie, mein Herr? was hat man mit ihnen gemacht? Borgefern waren sie noch in dem Kloster! — rief Dagobert bestürzt über diese gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen aus.

Raum hatte der Soldat diese Worte ausgesprochen, als Robin, die Bewegung benutzend, welche die Handelnden dieses Auftrittes sich um den Untersuchungsrichter herumstellen ließ, um einige Schritte zurückwich, heimlich die Thür erreichte und verschwand, ohne daß Jemand seine Abwesenheit gewahrt worden wäre.

Während der Soldat, so in seine tiefste Verzweiflung zurückgeworfen, Herrn von Gernande anblickte, indem er mit Bangigkeit seine Antwort erwartete, sagte Adrienne zu dem Untersuchungsrichter:

— Aber, mein Gott! mein Herr, was hat Ihnen denn die Superiorin in Bezug auf die beiden jungen Mädchen geantwortet, als Sie in das Kloster kamen?

— Die Superiorin hat sich geweigert, eine Erklärung zu geben, Fräulein. — Sie behaupten, mein Herr, — sagte sie zu mir, — daß die jungen Personen, von denen Sie reden, hier wider ihren Willen zurück-

gehalten werden; . . . da das Gesetz Ihnen dieses Mal das Recht giebt, in dieses Haus zu bringen, so durchsuchen Sie es . . . — Aber, Madame, wollen Sie mir gefälligst auf eine bestimmte Weise antworten, — sagte ich zu der Superiorin, — behaupten Sie, der Einsperrung der jungen Mädchen, die ich zurückzufordern komme, gänzlich fremd zu sein? — Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie sagen, daß Sie bevollmächtigt seien, Nachforschungen anzustellen; thun Sie es. — Da ich keine andere Erklärung erlangen konnte, — fügte der Untersuchungsrichter hinzu, — so habe ich das Kloster in allen seinen Theilen untersucht, habe mir alle Zimmer öffnen lassen; . . . aber unglücklicher Weise habe ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden . . .

— Sie werden sie nach einem andern Orte geschickt haben, — rief Dagobert aus, — und wer weiß? . . . sehr krank vielleicht . . . Sie werden sie tödten, mein Gott! sie werden sie tödten! . . . — rief er mit einem herzzerreißenden Tone aus.

— Was ist nach einer solchen Belgerung zu thun, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ach! ich bitte Sie, erleuchten Sie uns, mein Herr, Sie, unser Rath, Sie, unsere Vorsehung! . . . — sagte Adrienne, indem sie sich umwandte, um Robin anzureden, welchen sie hinter sich glaubte. — Was wäre Ihre . . .

Als sie hierauf bemerkte, daß der Jesuit plötzlich

Das Gesicht des Untersuchungsrichters war ernst und traurig.

— Und die Töchter des Marschalls Simon! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Unglücklicher Weise . . . bringe ich sie Ihnen nicht mit, — antwortete der Richter.

— Und wo sind sie, mein Herr? was hat man mit ihnen gemacht? Vorgestern waren sie noch in dem Kloster! — rief Dagobert bestürzt über diese gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen aus.

Raum hatte der Soldat diese Worte ausgesprochen, als Robin, die Bewegung benutzend, welche die Handelnden dieses Auftrittes sich um den Untersuchungsrichter herumstellen ließ, um einige Schritte zurückwich, heimlich die Thür erreichte und verschwand, ohne daß Jemand seine Abwesenheit gewahr worden wäre.

Während der Soldat, so in seine tiefste Verzweiflung zurückgeworfen, Herrn von Gernande anblickte, indem er mit Bangigkeit seine Antwort erwartete, sagte Adrienne zu dem Untersuchungsrichter:

— Aber, mein Gott! mein Herr, was hat Ihnen denn die Superiorin in Bezug auf die beiden jungen Mädchen geantwortet; als Sie in das Kloster kamen?

— Die Superiorin hat sich geweigert, eine Erklärung zu geben, Fräulein. — Sie behaupten, mein Herr, — sagte sie zu mir, — daß die jungen Personen, von denen Sie reden, hier wider ihren Willen zurück-

gehalten werden; . . . da das Gesetz Ihnen dieses Mal das Recht giebt, in dieses Haus zu bringen, so durchsuchen Sie es . . . — Aber, Madame, wollen Sie mir gefälligst auf eine bestimmte Weise antworten, — sagte ich zu der Superiorin, — behaupten Sie, der Einsperrung der jungen Mädchen, die ich zurückzufordern komme, gänzlich fremd zu sein? — Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie sagen, daß Sie bevollmächtigt seien, Nachforschungen anzustellen; thun Sie es. — Da ich keine andere Erklärung erlangen konnte, — fügte der Untersuchungsrichter hinzu, — so habe ich das Kloster in allen seinen Theilen untersucht, habe mir alle Zimmer öffnen lassen; . . . aber unglücklicher Weise habe ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden . . .

— Sie werden sie nach einem andern Orte geschickt haben, — rief Dagobert aus, — und wer weiß? . . . sehr krank vielleicht . . . Sie werden sie tödten, mein Gott! sie werden sie tödten! . . . — rief er mit einem herzzerreißenden Tone aus.

— Was ist nach einer solchen Belgerung zu thun, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ach! ich bitte Sie, erleuchten Sie uns, mein Herr, Sie, unser Rath, Sie, unsere Vorsehung! . . . — sagte Adrienne, indem sie sich umwandte, um Robin anzureden, welchen sie hinter sich glaubte. — Was wäre Ihre . . .

Als sie hierauf bemerkte, daß der Jesuit plötzlich

verschwunden war, sagte sie mit Besorgniß zu der Mayeur:

— Und Herr Robin, wo ist er denn?

— Ich weiß es nicht, Fräulein, — antwortete die Mayeur, indem sie sich umsah, — er ist nicht mehr da.

— Das ist sonderbar, — sagte Adrienne, — so plötzlich zu verschwinden! . . .

— Sagte ich Ihnen nicht, daß er ein Verräther wäre! — rief Dagobert aus, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte, — sie halten es Alle mit einander . . .

— Nein, nein, — sagte Fräulein von Cardoville, — glauben Sie das nicht; aber die Abwesenheit des Herrn Robin ist nichts desto weniger sehr zu bedauern, denn durch die Stellung, welche Herr Robin bei dem Herrn von Algrigny eingenommen hat, hätte er uns bei diesem mißlichen Umstande vielleicht nützliche Auskünfte geben können.

— Ich muß Ihnen gestehen, Fräulein, daß ich fast darauf rechnete, — sagte Herr von Gernande, — und ich bin in gleicher Absicht, um Ihnen den betrübten Erfolg meiner Nachforschungen mitzutheilen, hierher gekommen, als auch um diesen wackeren und rechtschaffenen Mann, der auf eine so müßige Weise abscheuliche Umtriebe entschleiert hat, zu bitten, uns durch seinen Rath bei diesem Umstande zu versuchen.

Wie seltsam! seit einigen Augenblicken achtete Dagobert, gänzlich in seine Gedanken vertieft, durchaus

nicht mehr auf die für ihn so wichtigen Worte des Untersuchungsrichters. Er wurde nicht einmal das Fortgehen des Herrn von Gernande gewahr, der sich entfernte, nachdem er Adriennen versprochen hatte, nichts zu versäumen, um dazu zu gelangen, die Wahrheit in Bezug auf das Verschwinden der Waisen zu erfahren.

Besorgt über dieses Schweigen, und indem sie augenblicklich dieses Haus verlassen und Dagobert aufordern wollte, sie zu begleiten, schritt Adrienne, nach einem mit der Mapeux ausgewechselten Blicke des Einverständnisses, auf den Soldaten zu, als man außerhalb des Zimmers eilige Schritte und eine männliche und hell klingende Stimme mit Ungeduld ausrufen hörte:

— Wo ist er? wo ist er?

Bei dieser Stimme schlen Dagobert plötzlich zu erwachen, that einen Sprung, ließ einen Schrei aus, und stürzte auf die Thür zu.

Sie ging auf ...

Der Marshall Simon erschien in ihr.

XII.

Peter Simon.

Der Marschall Peter Simon, Herzog von Ligny, war von hohem Wuchse, einfach in einen blauen Ueberrock gekleidet, der bis zum letzten Knopfloche hinauf zugeknöpft, und in welches ein Endchen rothes Band geschlungen war.

Es konnte kein Gesicht geben, das biederer, offener, herziger und von einem ritterlicheren Ausdrucke war, als das des Marschalls; er hatte eine breite Stirn, eine Adlernase, ein stark hervortretendes Kinn und eine von der Sonne Indiens verbrannte Gesichtsfarbe. Seine sehr kurz geschnittenen Haare fingen an, an den Schläfen grau zu werden, aber seine Augenbrauen waren noch eben so schwarz, als sein starker herabfallender Schnurrbart; sein ungezwungener, kühner Gang, seine entschlossenen Bewegungen zeugten von seinem militairischen Ungefühle; ein Mann des Volkes, ein Mann des Krieges und des Aufstrebens forderte die warme Herzlichkeit

seiner Sprache zum Wohlwollen und zum Mitgeföhle auf; eben so aufgeklärt, als unerschrocken, eben so großmüthig, als aufrichtig, bemerkte man besonders einen männlichen plebejischen Stolz an ihm; in demselben Grade also, wie Andere stolz auf eine hohe Geburt sind, war er stolz auf seine niedrige Herkunft, weil sie durch den erhabenen Charakter seines Vaters, eines strengen Republikaners, eines verständigen und arbeitssamen Handwerkers, seit vierzig Jahren die Ehre, das Vorbild und die Verherrlichung der Arbeiterklasse, geadebt war.

Indem er dankbar den aristokratischen Titel annahm, mit dem ihn der Kaiser ausgezeichnet, hatte Peter Simon im Sinne jener zartfühlenden Leute gehandelt, die mit einer liebevollen Freundschaft ein ihnen vollkommen nutzloses Geschenk zu Gunsten der Hand dankbar entgegennehmen, die es ihnen anbietet.

Peter Simons innige Verehrung des Kaisers war niemals blind gewesen; und wenn seine Umgebung, seine feurige Liebe für seinen Abgott instinctmäßig und so zu sagen Bestimmung des Schicksals waren . . . so war seine Bewunderung desto ernster und begründeter. Weit davon entfernt, jenen Haubegen zu gleichen, welche die Schlacht nur wegen der Schlacht lieben, bewunderte der Marschall Simon seinen Helden nicht allein als den größten Feldherrn der Welt, sondern er bewunderte ihn vor Allem, weil er wußte, daß der Kaiser den Krieg

nur in der Hoffnung geführt oder angenommen hatte, um der Welt eines Tages den Frieden zu geben.

Als Sohn des Handwerkers bewunderte Peter Simon den Kaiser ferner, weil dieser kaiserliche Emporkömmling immer auf eine edle Weise verstanden hatte, den Volksg Geist zu erregen, und weil er, sich des Volkes erinnernd, aus dem er entsprungen war, es brüderlich eingeladen hatte, allen Prunk der Aristokratie und des Königthums zu genießen.

.

Als der Marschall Simon in das Zimmer trat, waren seine Züge aufgeregte; bei Dagoberts Anblicke erleuchtete ein Strahl der Freude sein Gesicht, er stürzte auf den Soldaten zu, indem er ihm die Arme entgegenstreckte und ausrief:

— Mein Freund!! mein alter Freund! . . .

Dagobert antwortete mit einer stummen Rührung auf diese liebevolle Umarmung, und der Marschall, nachdem er sich aus dessen Armen losmachte und seine feuchten Augen auf ihn heftete, sagte mit einer so von Gemüthserschütterung stotternden Stimme; daß seine Lippen zitterten, zu ihm:

— Nun! Du bist zu rechter Zeit für den 13. Februar angekommen?

— Ja, mein General . . . Aber Alles ist um vier Monate verschoben . . .

— Und . . . meine Frau, mein Kind? . . .

Bei dieser Frage erbebt Dagobert, senkt das Haupt und blieb stumm . . .

— Sie sind also nicht hier? — fragte Peter Simon mit mehr Erstaunen als Besorgniß. — Man hat mir in Deiner Wohnung gesagt, daß weder meine Frau, noch mein Kind dort wären, aber daß ich Dich . . . in diesem Hause finden würde; — ich bin verzeckt . . . sie sind also nicht hier?

— Mein General . . . — sagte Dagobert, indem er unendlich bleich wurde, — mein General . . .

Sich hierauf die Tropfen kalten Schweißes abtrocknend, welche auf seiner Stirn perkten, vermochte er kein Wort mehr auszusprechen, seine Stimme blieb in seiner ausgetrockneten Kehle stecken.

— Du machst mir bange! — rief Peter Simon aus, indem er bleich wie der Soldat wurde, und ihn bei dem Arme ergriß.

In diesem Augenblicke trat Adrienne vor, ihre Züge trugen das Gepräge von Betrübniß und Mühsung; als sie Dagoberts große Verlegenheit sah, wollte sie ihm zu Hülfe kommen, und sagte mit einer sanften und bewegten Stimme zu Peter Simon:

— Herr Marschall . . . ich bin Fräulein von Carboville . . . eine Verwandte . . . Ihrer theuren Kinder . . .

Peter Simon wandte sich rasch um, eben so betroffen über die blendende Schönheit Adriennens als

die von ihr ausgesprochenen Worte... Er stammelte in seiner Ueberraschung:

— Sie, Fräulein, ... Verwandte ... meiner Kinder...

Und er betonte diese Worte, indem er Dagobert be-
stürzt anblickte.

— Ja, Herr Marshall ... Ihre Kinder ... — be-
eifte sich Adrienne zu sagen, — und die Liebe dieser
beiden reizenden Zwillingsschwestern...

— Zwillingsschwestern! rief Peter Simon aus,
indem er Fräulein von Cardoville mit einem Ausbruche
unmöglich wiederzugebender Freude unterbrach. — Zwei
Töchter statt einer. Ach! wie glücklich muß ihre Mutter
sein... — Dann fügte er hinzu, indem er sich an
Adriennen wandte:

— Verzeihen Sie mir, Fräulein, daß ich so wenig
höflich bin, daß ich Ihnen so schlecht für das danke,
was Sie mir mittheilen; ... aber Sie begreifen, ich
habe meine Frau seit siebenzehn Jahren nicht gesehen
... Ich komme an ... und anstatt zwei geliebte Wesen
zu finden ... finde ich deren drei ... Ich bitte, Fräu-
lein, ich wünschte die ganze Dankbarkeit zu kennen, die
ich Ihnen verschulde. Sie sind unsere Verwandte; ich
bin ohne Zweifel hier in Ihrer Wohnung ... Meine
Frau, meine Kinder sind da ... nicht wahr? ... Fürchten
Sie, daß mein plötzliches Erscheinen ihnen schädlich sein
möchte? Ich will warten; ... aber sehen Sie, Fräulein,

ich bin überzeugt, Sie sind eben so gütig als schön ... Haben Sie Mitleid mit meiner Ungeduld ... Bereiten Sie alle Drei recht schnell vor ... mich wieder zu sehen.

Immer mehr außer Fassung, vermied Dagobert die Blicke des Marschalls, und zitterte wie Laub.

Adrienne schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; ihr Herz brach bei dem Gedanken, dem Marschall Simon einen so schrecklichen Schlag versetzen zu müssen.

Dieser verwunderte sich bald über dieses Schweigen; indem er abwechselnd Adrienne und den Soldaten, anfangs mit beunruhigter und bald mit erschreckter Miene anblickte, rief er aus:

— Dagobert, ... Du verheimlichst mir irgend etwas ...

— Mein General ... — antwortete er stammelnd,

— ich versichere Ihnen ... ich ... ich ...

— Fräulein, — rief Peter Simon aus, — aus Barmherzigkeit, ich beschwöre Sie, reden Sie offenherzig zu mir, meine Angst ist schrecklich ... Meine ersten Befürchtungen lehren mich wieder ... Was giebt es ... Meine Töchter ... Meine Frau ... sind sie krank? sind sie in Gefahr? O! reden Sie! reden Sie!

— Ihre Töchter, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — sind in Folge ihrer langen Reise ... ein wenig leidend gewesen; ... aber ihr Zustand hat nichts Beunruhigendes.

— Mein Gott! ... dann ... ist es meine Frau ... meine Frau, die in Gefahr ist.

— Muth, mein Herr, — sagte Fräulein von Carbo-
ville auf eine traurige Weise. — Leider müssen Sie
Trost in der Liebe der beiden Engel suchen, die Ihnen
übrig geblieben sind.

— Mein General, — sagte Dagobert mit einer festen
und ernsten Stimme, — ich bin aus Sibirien . . . allein
. . . mit Ihren beiden Töchtern gekommen.

— Und ihre Mutter! ihre Mutter! — rief Peter
Simon mit einer herzerreißenden Stimme aus.

— Am Tage nach ihrem Tode habe ich mich mit den
beiden Waisen auf den Weg gemacht, — antwortete der
Soldat.

— Tobt! . . . — rief Peter Simon niedergeschlagen
aus, — tobt . . . — Ein trauriges Schweigen antwor-
tete ihm.

Bei diesem unerwarteten Schlage wankte der Mar-
schall, stützte sich auf die Lehne eines Stuhles und sank
darauf, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Während einiger Minuten hörte man nur erstarrtes
Schluchzen, denn Peter Simon liebte nicht allein seine
Frau aus alle den Gründen, welche wir zu Anfang
dieser Geschichte angeführt haben, zum Vergöttern; son-
dern vermöge jenes sonderbaren Vergleichs, welchen der
lange und grausam heimgesuchte Mensch so zu sagen
mit dem Schicksale schließt, hatte Peter Simon, ein
Katalist, wie alle zarten Herzen, indem er sich berech-
tigt glaubte, nach so vielen Jahren der Leiden auf

Glück rechnen zu können, seinen Augenblick daran gezweifelt, daß er seine Frau und sein Kind wiederfinden würde, ein zweifacher Trost, den ihm das Schicksal nach so vielen Widerwärtigkeiten schuldig sei.

Im Gegensatz von gewissen Leuten, welche die Gewohnheit des Mißgeschickes minder anspruchsvoll macht, hatte Peter Simon auf ein eben so vollständiges Glück gerechnet, als sein Unglück vollständig gewesen war . . . Seine Frau und sein Kind, das waren die einzigen, unerläßlichen Bedingungen der Glückseligkeit, welche er erwartete; hätte seine Frau seine Töchter überlebt, so hätte für ihn sie dieselben nicht mehr ersetzt, als diese in seinen Augen ihre Mutter ersetzen konnten; Schwäche oder Habsucht des Herzens, dem war so; wir verweilen bei dieser Seltsamkeit, weil die Folgen dieses unaufhörlichen und schmerzlichen Kammers einen großen Einfluß auf die Zukunft des Marschalls Simon ausübten.

Abrienne und Dagobert hatten den drückenden Schmerz des unglücklichen Mannes geachtet. Als er seinen Thränen freien Lauf gelassen, richtete er sein männliches, jetzt marmorblaßes Gesicht wieder auf, fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen, stand auf und sagte zu Abriennen:

— Verzeihen Sie mir, Fräulein, . . . ich habe meine erste Empfindung nicht überwinden können . . . Erlauben Sie mir, mich zu entfernen . . . Ich habe den würdigen

Freund, der meine Frau erst in ihrem letzten Momente verlassen hat, um schmerzliche Umstände zu befragen . . . Wollen Sie die Güte haben, mich zu meinen Kindern . . . zu meinen armen Waisen führen zu lassen . . .

Und die Stimme des Marschalls stockte von Neuem.

— Herr Marschall, — sagte Fräulein von Carboville, — soeben noch erwarteten wir Ihre lieben Kinder hier . . . unglücklicher Weise sind unsere Hoffnungen getäuscht worden . . .

Peter Simon blickte zuerst Adrienne an, ohne ihr zu antworten, und gleich als ob er sie nicht gehört oder verstanden hätte.

— Aber beruhigen Sie sich, — begann das junge Mädchen wieder, — man darf noch nicht verzweifeln . . .

— Verzweifeln? — wiederholte der Marschall maschinenmäßig, indem er abwechselnd Fräulein von Carboville und Dagobert anblickte, — verzweifeln! und über was? mein Gott!

— Ihre Kinder wiederzusehen, Herr Marschall, — sagte Adrienne, — Ihre, ihres Vaters, Anwesenheit . . . wird die Nachforschungen wirksamer machen.

— Die Nachforschungen! . . . — rief Peter Simon aus. — Meine Töchter sind also nicht hier?

— Nein, mein Herr, — sagte Adrienne endlich, — man hat sie der zärtlichen Sorgfalt dieses vortrefflichen Mannes geraubt, der sie aus der Tiefe Rußlands hergeführt hatte, und sie in ein Kloster gebracht . . .

— Unglückseliger! — rief Peter Simon aus, indem er drohend und schrecklich auf Dagobert zuschritt; — Du wirst mir für Alles stehen . . .

— Ah! mein Herr! beschuldigen Sie ihn nicht! — rief Fräulein von Carboville aus.

— Mein General, — sagte Dagobert mit einer trockenen, aber schmerzlich ergebenen Stimme, — ich verdiene Ihren Zorn . . . es ist meine Schuld; genöthigt mich von Paris zu entfernen, habe ich die Kinder meiner Frau anvertraut; ihr Velschwager hat ihr den Kopf verdreht, hat sie überredet, daß Ihre Töchter besser in einem Kloster, als bei uns wären; sie hat ihm geglaubt, sie hat sie ins Kloster führen lassen; jetzt sagt man im Kloster, daß man nicht wisse, wo sie sind; da haben Sie die Wahrheit . . . machen Sie mit mir, was Sie wollen . . . ich habe nur zu schweigen und zu dulden.

— Aber das ist schändlich! . . . — rief Peter Simon aus, indem er mit einer Geberde verzweifelter Empörung auf Dagobert deutete; — aber wem dann vertrauen . . . wenn dieser da mich betrogen hat . . . mein Gott!

— Ah! Herr Marschall, beschuldigen Sie ihn nicht, — rief Fräulein von Carboville aus; — glauben Sie ihm nicht: er hat sein Leben, seine Ehre auf das Spiel gesetzt, um Ihre Kinder diesem Kloster zu entreißen . . . und er ist nicht der Einzige, der bei diesem Versuche gescheitert ist; so eben noch ist ein Untersuchungsrichter, . . . trotz des Amtes, trotz der Gewalt, mit der er be-

kleidet ist, nicht glücklicher gewesen. Seine Festigkeit gegen die Superiorin, seine umständlichen Nachforschungen in dem Kloster sind vergeblich gewesen; bis jetzt war es unmöglich, diese unglücklichen Kinder wieder zu finden.

— Aber dieses Kloster, — rief der Marschall Simon aus, indem er sich mit bleichem, durch den Schmerz und Zorn entstelltem Gesichte wieder aufrichtete, — wo ist dieses Kloster? diese Leute da wissen also nicht, was ein Vater ist, dem man seine Kinder raubt?

In dem Augenblicke, wo der Marschall Simon, gegen Dagobert gewandt, diese Worte aussprach, erschienen Robin, Rosa und Blanca bei der Hand haltend, unter der offen gelassenen Thür. Als er den Ausruf des Marschalls hörte, erbehte er vor Ueberraschung; ein Strahl von teuflischer Freude erheiterte sein wildes Gesicht, denn er erwartete nicht, Peter Simon so zu gelegener Zeit zu begegnen.

Fräulein von Cardoville war die Erste, welche Robins Anwesenheit bemerkte. Auf ihn zuweisend rief sie aus:

— Ha! ich irrte mich nicht, . . . unsere Vorsehung, immer, . . . immer . . .

— Meine armen Kleinen, — sagte Robin leise zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Peter Simon zeigte: — das ist Euer Vater.

— Mein Herr! — rief Adrienne hinter Rosa und Blanca hereilend aus, — Ihre Kinder! . . . da sind sie! . . .

In dem Augenblicke, als Peter Simon sich rasch umwandte, warfen sich seine beiden Töchter in seine Arme; es entstand eine feierliche Stille, und man hörte nur noch ein von Küffen und mit Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

— Aber kommen Sie doch, zum Mindesten das Gute zu genießen, was Sie gethan haben! — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie ihre Augen abtrocknete und zu Robin zurückkehrte, der, in der Vertiefung der Thür, an welche er sich lehnte, geblieben, diesem Auftritte mit einer unendlichen Rührung zuzusehen schien.

Bei dem Anblicke des die Kinder zurückführenden Robins hatte Dagobert, anfangs auf das Höchste erstaunt, nicht eine Bewegung machen können; als er aber die Worte Adriennens hörte, warf er sich, von einer so zu sagen sinnlosen Dankbarkeit hingerissen, vor dem Jesuiten auf beide Kniee, und seine Hände faltend, als ob er gebetet hätte, rief er mit schluchzender Stimme aus:

— Indem Sie diese Kinder zurückführen, haben Sie mich gerettet . . .

— Ach! mein Herr, sein Sie gesegnet . . . — sagte die Mameur, von dem allgemeinen Gefühle fortgerissen.

— Das ist zu viel, meine lieben Freunde, — sagte Robin, als ob so viel Gemüthserschütterung über seine Kräfte gewesen wäre; — das ist in Wahrheit zu viel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschall . . .

kleidet ist, nicht glücklicher gewesen. Seine Festigkeit gegen die Superiorin, seine umständlichen Nachforschungen in dem Kloster sind vergeblich gewesen; bis jetzt war es unmöglich, diese unglücklichen Kinder wieder zu finden.

— Aber dieses Kloster, — rief der Marschall Simon aus, indem er sich mit bleichem, durch den Schmerz und Zorn entstelltem Gesichte wieder aufrichtete, — wo ist dieses Kloster? diese Leute da wissen also nicht, was ein Vater ist, dem man seine Kinder raubt?

In dem Augenblicke, wo der Marschall Simon, gegen Dagobert gewandt, diese Worte aussprach, erschienen Robin, Rosa und Blanca bei der Hand haltend, unter der offen gelassenen Thür. Als er den Ausruf des Marschalls hörte, erbehte er vor Ueberraschung; ein Strahl von teuflischer Freude erheiterte sein widriges Gesicht, denn er erwartete nicht, Peter Simon so zu gelegener Zeit zu begegnen.

Fräulein von Cardoville war die Erste, welche Robins Anwesenheit bemerkte. Auf ihn zuweilend rief sie aus:

— Ha! ich irrte mich nicht, . . . unsere Vorsehung, immer, . . . immer . . .

— Meine armen Kleinen, — sagte Robin leise zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Peter Simon zeigte: — das ist Euer Vater.

— Mein Herr! — rief Adrienne hinter Rosa und Blanca hereilend aus, — Ihre Kinder! . . . da sind sie! . . .

In dem Augenblicke, als Peter Simon sich rasch umwandte, warfen sich seine beiden Töchter in seine Arme; es entstand eine feierliche Stille, und man hörte nur noch ein von Küffen und mit Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

— Aber kommen Sie doch, zum Mindesten das Gute zu genießen, was Sie gethan haben! — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie ihre Augen abtrocknete und zu Robin zurückkehrte, der, in der Vertiefung der Thür, an welche er sich lehnte, geblieben, diesem Auftritte mit einer unendlichen Rührung zuzusehen schien.

Bei dem Anblicke des die Kinder zurückführenden Robins hatte Dagobert, anfangs auf das Höchste erschauert, nicht eine Bewegung machen können; als er aber die Worte Abriennens hörte, warf er sich, von einer so zu sagen sinnlosen Dankbarkeit hingerissen, vor dem Jesuiten auf beide Kniee, und seine Hände faltend, als ob er gebetet hätte, rief er mit schluchzender Stimme aus:

— Indem Sie diese Kinder zurückführen, haben Sie mich gerettet . . .

— Ach! mein Herr, sein Sie gesegnet . . . — sagte die Mapeur, von dem allgemeinen Gefühle fortgerissen.

— Das ist zu viel, meine lieben Freunde, — sagte Robin, als ob so viel Gemüthserfütterung über seine Kräfte gewesen wäre; — das ist in Wahrheit zu viel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschall . . .

und sagen Sie ihm, daß ich durch den Anblick seines
Gefichtes genug belohnt bin.

— Mein Herr . . . ich bitte . . . — sagte Adrienne,
— lassen Sie den Marschall Ihre Bekanntschaft machen,
lassen Sie ihn zum Mindesten Sie sehen . . .

— O! bleiben Sie . . . Sie, der uns Alles rettet, —
rief Dagobert aus, indem auch er Robin zurückzuhalten
versuchte.

— Die Vorsehung, mein liebes Fräulein, be-
kümmerst sich nicht mehr um das Gute, was gethan ist,
sondern um das Gute, was noch zu thun übrig ist . . .
— sagte Robin mit einem Ausbruche voller Schlaueit
und Güte . . . — Muß ich jetzt nicht an den Prinzen
Osalma denken? Mein Werk ist noch nicht beendet,
und die Augenblicke sind kostbar.

— Ja doch, — fügte er hinzu, indem er sich sanft
von Dagoberts Umschlingungen losmachte, — ja doch,
der Tag ist so gut gewesen, als ich hoffte: der Abbé
d'Algrigny ist entlarvt, Sie sind frei, mein liebes Fräu-
lein; Sie haben Ihr Kreuz wiedergefunden, mein wackerer
Soldat; der Mapeux ist eine Beschützerin gesichert, und
der Herr Marschall umarmt seine Kinder . . . Ich bin
ein wenig bei allen diesen Freuden theilhaftig . . . mein
Theil ist schön . . . mein Herz zufrieden . . . Auf Wie-
dersehen, meine Freunde, auf Wiedersehen.

Indem er dieses sagte, machte Robin mit der Hand
Adriennen, der Mapeux und Dagobert einen freund-

schastlichen Gruß und verschwand, nachdem er ihnen mit einem entzückten Blicke den Marschall Simon gezeigt hatte, welcher, auf einem Stuhle sitzend und seine beiden Töchter mit Thränen und mit Küssen bedeckend, sie eng umarmt hielt, und dem, was um ihn herum vorging, fremd blieb.

.
Eine Stunde nach diesem Ausritte hatten Fräulein von Carboville und die Mameur, der Marschall Simon, seine beiden Töchter und Dagobert das Haus des Doctors Baleinier verlassen.

.
Indem wir diese Zwischenhandlung schließen, noch einige Worte der Moralität in Bezug auf Irrenhäuser und Klöster.

Wir haben gesagt und wir wiederholen es, die Gesetze, welche in Bezug auf die Aufsicht der Irrenhäuser bestehen, scheinen uns ungenügend.

Kürzlich den Gerichten vorgelegte Fälle, andere Fälle von einer großen Bedenlichkeit, welche uns anvertraut worden sind, scheinen uns klar diese Unzulänglichkeit zu beweisen.

Gewiß ist den Gerichtsbeamten alle Macht bewilligt, um die Irrenhäuser zu besuchen; dieser Besuch ist ihnen sogar anempfohlen; aber wir wissen aus sicherer Quelle, daß die zahlreichen und unaufhörlichen Beschäftigungen der Gerichtsbeamten, deren Personal au-

Sodann sehr oft nicht in dem Verhältnisse mit den Arbeiten steht, mit denen sie überladen sind, diese Inspectionen so selten vornehmen, daß sie so zu sagen illusorisch sind.

Es würde uns demnach nützlich scheinen, zum Mindesten wöchentlich Inspectionen, insbesondere für die Beaufsichtigung der Irrenhäuser zu errichten, welche aus einem Arzte und aus einem Gerichtsbeamten bestehen, damit die Reclamationen einer contradictorischen Prüfung unterworfen wären.

Gewiß verfehlt die Gerechtigkeit niemals, zu Hülfe zu kommen, wenn sie hinlänglich unterrichtet ist; aber, wie viele Förmlichkeiten, wie viele Schwierigkeiten sind zu überwinden, damit sie es werde, und besonders, wenn der Unglückliche, der ihren Beistand anzusehen nöthig hat, sich in einem Zustande von Verdacht, von Absonderung und von gewaltsamer Einsperrung befindend, außerhalb keinen Freund hat, um seine Vertreibung zu übernehmen und bei der Behörde in seinem Namen Klage zu führen!

Kommt es denn nicht der Civilbehörde zu, diesen Reclamationen durch eine periodische, energisch durchgeführte Beaufsichtigung zuvorzukommen?

Und das, was wir von den Irrenanstalten sagen, ist vielleicht auf eine noch weit dringendere Weise auf die Nonnenklöster, die Seminarien und auf die von Congregationen bewohnten Häuser anwendbar.

Erst kürzlich vorgefallene, sehr in's Auge springende Thatfachen, welche in ganz Frankreich Aufsehen gemacht, haben unglücklicher Weise bewiesen, daß die Gewaltthätigkeiten, Einsperrungen, barbarische Behandlung, Verführung von Minderjährigen, ungesetzmäßige, mit Martern begleitete Einkerkierungen, wenn nicht häufige, doch zum Mindesten mögliche Thatfachen in den Klöstern waren.

Es hat seltsamer Zufälle, frecher und cynischer Rohheiten bedurft, um diese abscheulichen Handlungen zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu lassen. Wie viele andere Opfer mögen in diesen großen, schweigsamen Häusern begraben gewesen oder vielleicht noch begraben sein, in diesen Häusern, in welche kein profaner Blick dringt, und die, durch die Vorrechte der Geistlichkeit, der Aufsicht der bürgerlichen Behörde entgehen!

Ist es nicht bedauernswerth, daß diese Wohnungen nicht auch einer periodischen Inspection unterworfen sind, welche, wenn man will, aus einem Almosener, einem obrigkeitlichen Beamten oder irgend einem Abgeordneten der Municipalbehörde bestehen könnte?

Wenn sich nichts als Erlaubtes, Menschliches, Mildethätiges in diesen Anstalten zuträgt, welche alle den Charakter öffentlicher Anstalten haben, und dem zufolge aller Verantwortlichkeit derselben unterworfen sein sollten, warum dann diese Empörung, warum dann dieser zornige Unwille der Priesterpartei,

Wenn es sich darum handelt, an das zu fassen, was sie ihre Freiheiten nennt?

Es giebt Etwas, das über den in Rom verathenen und feierlich erlassenen Anordnungen steht, — nämlich: das französische Gesetz, das Allen gemeinschaftliche Gesetz, welches Allen Schutz gewährt, aber auch als Gegenbedingung Achtung und Gehorsam von Allen fordert.

Ende des fünften Bandes.

